

Jakob Bächtold

Kleine Schriften und Lebensbild

Jakob Bächtold

Kleine Schriften

Mit einem Lebensbilde von W. von Arx

Herausgegeben

von

Theodor Vetter

Mit Porträt und Bibliographie

Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1899

Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld.

Kleine Schriften von Jakob Bächtold herauszugeben erschien mir als eine Ehrenpflicht gegenüber dem verstorbenen Kollegen und Freunde. Er selbst hat offenbar an den Neudruck verschiedener Arbeiten gedacht: das beweisen zahlreiche Nachträge und Verbesserungen in seinen Handexemplaren. Mit bewundernswerter Sicherheit und großartigem Fleiße hat er von der Doktordissertation bis zu seinen reifsten Werken das eine Ziel verfolgt, das literarische Leben seiner deutschschweizerischen Heimat innerhalb der großen deutschen Geistesentwickelung in richtigem Lichte zu zeigen. Diesen bestimmten Plan auch bei Herausgabe des vorliegenden Bandes zum Ausdrucke zu bringen, war Absicht. Daß daneben die gemütliche Seite des Erzählers und Reiseschriftstellers zum Worte kommt, dürfte kaum Jemand tadeln wollen.

Herrn Professor Erich Schmidt in Berlin, einem treuen und hochgeschätzten Genossen des Verstorbenen in ernster Arbeit wie in heiterer Lebensfreude, bin ich für seinen sorgfältigen fachmännischen Rat sehr zu Dank verpflichtet, nicht weniger der Witwe Bächtolds, die bei der Zusammenstellung der Bibliographie und bei der Korrektur des Ganzen eifrig mitgeholfen.

Das ausführliche Lebensbild aus der Feder von Herrn Professor Walther von Arx in Solothurn wird um so mehr Anerkennung finden, als der Verfasser seit vielen Jahren mit Bächtold eng befreundet und der regelmäßige Begleiter auf seinen Ferienreisen war. Unter solchem Geleite möge dieser letzten Gabe eines ausgezeichneten Gelehrten und liebenswürdigen Menschen bei seinen vielen Freunden und Bekannten, sowie bei seinen Fachgenossen wohlwollende Aufnahme gewährt werden.

Zürich, Ostern 1899. **Theodor Vetter.**

Inhalts-Uebersicht.

Jakob Bächtold.

Den Lesern der Gottfried Keller-Biographie ist es unvergeßlich, wie Jakob Bächtold die Feuerbestattung des Dichters schildert. „Ich habe keinen großartigern Moment erlebt", äußerte er unmittelbar darauf in einem Briefe. „Draußen ertönt ein tröstliches: Es ist bestimmt in Gottes Rat. Ein bißchen Abendsonne dringt durch den Regenhimmel ... Jedenfalls will ich nicht anders als durch das Feuer bestattet werden. Aber später, später!"

Am 10. August 1897 erwarteten ein paar Dutzend Freunde und Kollegen vor dem Krematorium des Centralfriedhofes den Leichenwagen. Kein feierliches Geleite folgte ihm durch die Straßen. Bächtold hatte sich in seinem letzten Willen jedes Gepränge verbeten. In der Halle sprach der Geistliche das Abschiedswort; Professor Morf rief tieferschüttert dem Freunde den letzten Gruß zu. Und von außen drangen die ergreifenden Töne eines Hornquartetts herein. Es waren die Weisen des Morgenständchens, an denen sich der Verstorbene vor zwei Jahren erfreut hatte, damals als die akademische Jugend ihrem Lehrer den Dank für sein Verbleiben in Zürich aussprechen wollte, von all den vorgeschlagenen Ovationen die einzige, die er annahm. — Schweigend gingen wir vom Kirchhof auseinander. Auf allen Gemütern lastete der Druck eines mächtigen Verlustes. Der Gelehrte mit dem imposanten Wissen, die edle Charaktergestalt, der herrliche Freund — es war zu viel, was uns mit einem Schlage entrissen wurde.

Trauernd hatte er vor einem Jahrzehnt, unter dem Eindruck der unerwarteten Todesbotschaft, über Wilhelm Scherer geschrieben: „Laut mag der Ruf der Klage an dem frischen Grabhügel ertönen!

Hinweggenommen in der Blüte der Jahre, in der Fülle reiffter und wirksamster Schaffensfreude, umgeben von einem glücklichen Hauskreise, verehrt von Hunderten von Schülern, die sich an sein Katheder drängten, seinen Freunden ein Trost, eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung — „er was des râtes brücke, der werlte fröude ein spiegelglas“ — senkte sich dieses edle Haupt zur Grube, bevor der Reif des vollen Alters darauf gefallen. Eine unersetzliche Kraft ist erbarmungslos vernichtet; reiche Hoffnungen gehen unwiederbringlich verloren, unendliche Sehnsucht erregend.“

Hermann Lingg sagte einmal scherzend zu dem jungen Studenten Bächtold in München, dieser müsse einst seine Biographie schreiben, und er schaue dann von einem Wolkenstuhl mit einem unsterblichen Operngucker bewaffnet auf ihn herab.

Wer möchte jetzt nicht den Blick des einfachen Mannes auf sich gerichtet fühlen, den jeder enthusiastische Ton unangenehm berührte, der es in seinem Gottfried Keller-Buche als das Anerkennenswerteste hielt, daß darin keine „Flunkereien“ stehen? Und doch, ist es nicht unsere Pflicht, mit der ganzen Wärme unserer Verehrung zu sprechen, wenn uns erst jetzt, nachdem er zu frühe in das Dunkel des Todes eingehen mußte, eine Lebensgestalt vor den Augen steht, die kaum einer ganz zu würdigen wußte, und deren Vorzüge, von der edlen Bescheidenheit geführt, jedem Lobe aus dem Wege gingen? Wir würden der Wahrheit unrecht thun, wenn wir zurückhielten.

Es war kein freundlicher Stern, unter dem Jakob Bächtold am 27. Januar 1848 zur Welt kam, und eine Jugend voll Sorgen und Kümmernissen legte das Fundament zu seiner Tüchtigkeit und Arbeitskraft. Sein Vater, der in Tübingen als Mitschüler Fialas seine Studien vollendet hatte, war Arzt im schaffhausischen Dorfe Schleitheim; schon im Oktober des folgenden Jahres entriß ihn der Tod seinen Söhnen und der Gattin, Henriette Mathilde Maurer, geb. 1820, Tochter des Rudolf Maurer von Aarau und der Barbara Stamm von Schleitheim. „Die beste aller Mütter“, nannte sie Bächtold in seinem Gedenkbuch. Ihre Mutter selbst war in Yverdon Pestalozzis Schülerin gewesen, dessen „liebes Bäbeli Stamm“, dem er beim Abschied einen Stammbuchvers gewidmet hatte. Mathilde Maurer verlebte ihre Mädchenjahre in Aarau im Hause ihres

Vormunds, des Vaters von Bundesrat Frei-Herosee. Es muß eine seltene Frau gewesen sein, grundgescheit, voll feinen Sinnes für das Schöne; ausgewählte Dichterstellen brachte sie in ihren Briefen gerne an. Von seiner Mutter erhielt der Knabe schon die Fertigkeit im Klavierspiel, erbte er das Verständnis der Musik; aus ihrer Korrespondenz spricht ein herrliches Gemüt voll Frömmigkeit und Lebensmut, der „hinter den Wolken meistens und bald wieder die Sonne sah", und trotz allem, was sie kränkte, „mit kleinen Lichtblicken oft große Freuden genießen ließ." In ihrem Pflichteifer kannte sie keine Ruhe, und rühmend pflegte er von ihr zu sagen, das sei eine Mutter gewesen, die am Morgen erst die Stube und Küche in Ordnung gebracht, angefeuert und dann die Magd geweckt habe. Mit ihrem guten Herzen sei sie nicht nur dem weiten Kreise ihrer Kinder, sondern auch manch einem Jüngling, manch einer Tochter, die im Laufe der Jahre das Brot ihres Tisches aßen und die Luft ihres Hauses atmeten, zum bleibenden Segen geworden, wurde ihr dankend ins Grab nachgerufen.

Im Jahre 1850 vermählte sie sich wieder mit dem Lehrer Heinrich Erzinger und nahm damit mehr als zur Hälfte das vielbewegte Schicksal eines Mannes auf sich, dem Glück und Stern nie mehr zu teil werden sollte. „Wohl selten fühlt jemand wie ich die Strophe: Das Leben ist ein Pilgrimstand", konnte sie bald genug schreiben. Mit Eifer wandte sich Erzinger der Politik und dann schriftstellerischen Arbeiten über Landwirtschaft zu. 1855 kaufte er das Gut Vollsteg bei Affeltrangen im Kanton Thurgau, um seine Theorien in Praxis umzusetzen. Hier besuchte der junge Bächtold die Primarschule; sein nachmaliger Kollege in Zürich, Dr. Stadler, war sein Lehrer. Die landwirtschaftliche Unternehmung schlug gänzlich fehl; Erzinger begab sich zur weitern Ausbildung nach Hohenheim und wurde zu Anfang der Sechzigerjahre an die neugegründete landwirtschaftliche Schule nach Muri berufen. Inzwischen hatte der Bruder der Mutter, Dr. Maurer in Aarburg, seinen talentvollen Neffen zu sich genommen, wo er 1860 die Bezirksschule besuchte und von seinem Onkel den ersten Lateinunterricht erhielt. In Muri schloß er sich wieder den Seinen an und absolvierte die Bezirksschule, deren Lehrern er in bestem Angedenken blieb. Den ersten Gymnasialunterricht erhielt er in Frauenfeld,

denn der Aufenthalt seiner Familie im Kanton Aargau war nicht von langem Bleiben, die Gründung in Muri zeigte sich nicht als lebensfähig, und Erzinger siedelte nach Romanshorn über, wo er mit der neuen „Bodensee-Zeitung" seine dornenreiche journalistische Laufbahn betrat. Gleichwohl trat Bächtold schon nach einem Jahre an die höhere Lehranstalt seines Heimatkantons über und blieb bis zur Vollendung seiner Gymnasialstudien dort.

„Gott segne dich, und laß dich werden unsern Trost!" das war der Wunsch, den ihm die gute Mutter nach Schaffhausen mitgab. Und mit rührender Sorge verfolgte sie das geistige Wachstum ihres Lieblings in der Ferne, sprach ihm zu, richtete ihn auf, wenn er bei der stets sich verschlimmernden ökonomischen Lage der Familie auch den Mut verlieren und sich einem andern Lebensberufe zuwenden wollte. Das Drückende einer unsichern Existenz, ein dreimal wöchentlich erscheinendes Lokalblatt mit oft kaum 800 Abonnenten, die zahlreiche Kinderschar, es brauchte die ganze Kraft des Mutterherzens, um bei dem Gedanken an die Zukunft des Sohnes nicht zu verzagen. „Ich meine oft krank zu werden vor Angst und Kummer für dich. Du bist bei uns zum Sprichwort geworden; denn wenn ich tief aufseufze, dann heißt's: «Die Mutter denkt an Jakob.»" Und wenn er mutlos davon sprach, sein Brot auf andere Weise zu suchen, so rief sie ihm ernsthaft zu, er sei ja zu manchem Fach ganz unpraktisch, seine Bildung sei einseitig; sie wisse und glaube gewiß, daß er dennoch seine Studien, wenn auch hie und da mit Sorgen, fortsetzen und beendigen werde.

Und er hielt aus, wenn auch oft „ohne Sackgeld, wie schon so mancher brave Mann." Theodor Vetter, sein jüngerer Mitschüler, rühmt in dem trefflichen Nekrologe, den er in der „N. Zürch. Ztg." veröffentlichte, den freien Geist, das kräftig anregende Wesen, die damals unter Rektor Morstadts Leitung am Schaffhauser Gymnasium herrschten. Es war eine Anstalt wie die, von der Geibel sang:

O Heimatschule, sei gesegnet mir,
Wo frisch und frei erwuchs mein Jugendleben;
Du dämpftest nur die flatternde Begier
Und schnittst vom Stocke nur die wilden Reben.
Was je als Kern und Wesen sich bewährt,
Das hast du mild geschont und fromm genährt.

Johannes Meyer, in dessen Familienkreise Bächtold eine Zeit lang lebte, der Geschichtslehrer Adam Pfaff, Antistes Mezger und vor allen Frauer und A. Rümelin wirkten auf den Gymnasiasten ein; diese beiden weckten in ihm den Entschluß, das Studium der deutschen Sprache und Litteratur zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Daß er sich mit allem Eifer diesem Plane hingab, beweisen die zahlreichen Vorträge über Themata aus der deutschen Litteraturgeschichte, die er in der lebensfrischen und thätigen Gymnasialverbindung „Scaphusia“ hielt, deren Mitglied er im Dezember 1865 geworden war. Schon dort machte sich die geistige Ueberlegenheit des schwarzen Lockenkopfes „Mohr“ geltend, und mit Stolz schauten die jungen Kommilitonen auf ihren Präses, der in den „Alpenrosen“ von 1866 eine romantische Erzählung veröffentlicht hatte, „die Nymphe am See“, und der sich im folgenden Jahrgange mit der Humoreske „die Hosen des Vikars“ neue Lorbeeren errang. Es sind harmlose jugendliche Versuche, die aber schon beredt und ergreifend werden, sobald eine gemütvolle Stimmung auszumalen ist, und ein tief aufgefaßtes biblisches Citat oder ein Dichterwort sich ungesucht dazu einstellt, herzlich, weich, wie die Mutter in ihren Briefen zu schreiben verstand. Der Redakteur der „Bodensee-Zeitung“ ließ sich das Schreibtalent seines Stiefsohnes nicht entgehen, und dieser sandte ihm nebst anderen Korrespondenzen ausführliche Berichte über das eidgenössische Schützenfest in Schaffhausen, 1865, und zog zwei Jahre später mit der eidgenössischen Schützenfahne nach Schwyz, um dort als neunzehnjähriger Reporter mit ersichtlicher heller Freude der „Thurgauer Zeitung“ zu referieren, in deren Redaktion Erzinger inzwischen eingetreten war. Gegenüber den Schaffhauser Berichten zeichnet sich die Schwyzer Darstellung durch eine merkliche Reife und Gewandtheit aus, und wohlthuend berührt die Wärme des jungen Protestanten, mit der er von der katholischen Innerschweiz spricht.

Der Festberichterstatter war aber gleichzeitig Abiturient geworden. Der Entschluß, sich der Germanistik zu widmen, stand fest. Wohl war er von der frommen Mutter weg mit der Absicht ans Gymnasium gezogen, Theologie zu studieren. „Halte den Gedanken fest, denn ein Geistlicher im echten Sinne, das ist wohl etwas Herrliches; ich bitte den lieben Gott inbrünstig, daß er dir Freudig-

keit verleihe und dich nicht wanken lasse", hatte sie ihm nach Frauenfeld geschrieben, und als J. V. Widmann, damals ein junger Vikar, an einem Pfingsttag in der Kirche von Kurzdorf eine Militärpredigt hielt, wußte die Mutter nicht genug zu rühmen; so hätte sie sich den Sohn einmal am liebsten vorgestellt. Und wie er zur Universität ging und die Verwandten in Schleitheim um Bürgschaft ersucht wurden, mahnten sie ihn einmütig von dem Vorhaben, Germanist zu werden, „was weder Hände noch Füße habe", ab; Reallehrer, oder Pfarrer, oder Mediziner, das wäre schon etwas anderes. Aber auch die Mutter schloß nun entschieden ab: „Freilich hätte ich auch gern von einem Pfarrhaus geträumt; allein Gott sei davor, daß dabei nicht der geringste Zwang, sondern eigener Antrieb sei." Der Rat, der ihm von anderer Seite gegeben wurde, wenigstens scheinbar sich der Theologie zuzuwenden, um damit äußerer Unterstützungen sicher zu sein, verfing auch nicht, und so zog denn der junge Philologe im Herbst 1867 voll Zuversicht und Hoffnung nach Heidelberg, zu Adolf Holtzmann.

Was Bächtolds Studienfreunde aus dieser ersten Zeit zu berichten wissen, zeigt schon die Anlage des ganzen kommenden Lebens. Der lebhafte Eifer, die Energie, mit der er sich dem Studium hingab, die Einsicht und Gewandtheit, die er dafür an den Tag legte, erwarben ihm gleich das persönliche Vertrauen seiner Lehrer, wozu ihm von Hause aus schon am 1. Dezember Glück gewünscht wurde. Die zwei Heidelberger Semester genügten, ihn mit Holtzmann freundschaftlich zu verbinden, der ihn nach allen Richtungen in seine Wissenschaft einführte und an der Zukunft seines Schülers ein kräftiges Interesse bewies. Die Kommilitonen erkannten, daß etwas Bedeutendes in ihrem Freunde stecke, und wenn er dann wieder mit vollem Herzen die jugendliche Freude teilte und durch seine studentische Fröhlichkeit und die Liebe zur Musik die Geselligkeit verschönerte und beherrschte, so stand er um so höher in der Meinung aller.

Der Herbst des folgenden Jahres, 1868, führte Bächtold nach München, wo Konrad Hofmann, dessen er zeitlebens verehrend gedachte, sein Hauptlehrer wurde. Er regte den jungen Schüler mächtig zur Selbstthätigkeit an und brachte ihn auch der romanischen Philologie näher. Dem jungen Schweizer war's wohl in der

bayerischen Hauptstadt, und gerne kehrte er in spätern Jahren wieder dort an, sei es nur auf der Durchreise, sei es als Gast der vielen dort gewonnenen hervorragenden Freunde. Er hatte die Freude, gleich anfangs bei Hermann Lingg eingeführt zu werden. Pochenden Herzens begab er sich am 18. November zum erstenmal durch die Propyläen hinaus in die Nymphenburger Straße, und nach den ersten Gesprächen über litterarische Dinge waren die beiden vertraut und schlossen sich immer enger einander an. „Freilich, eine solche Bekanntschaft gilt mehr als ein Kolleg", schrieb das Mütterchen stolz und aufmunternd. Im Februar des folgenden Jahres nahm ihn Lingg ins „Krokodil" mit, zu dessen Sitzungen er auch später eingeladen wurde, und er führte in jugendlicher Begeisterung sein eigenes Protokoll über die Unterhaltungen, zu denen ihn diese führenden Geister der Kunst und des Wissens herbeizogen, vor allem Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Moritz Carriere. Einen andern anregenden Kreis traf er im Cafe Maximilian, und wie er am Sempacher Kommers mit Heinrich Leuthold bekannt wurde, hat er in seiner anschaulichen Weise in der Einleitung zu den Gedichten des unglücklichen Landsmannes geschildert.

Im Mai war Gottfried Kinkel nach München gekommen. Bächtold traf ihn bei Lingg, und auf die Frage der imponierenden Dichtergestalt mit dem Silberhaar, wie sich der junge Mann seine Zukunft denke, entwickelte ihm dieser den jetzt schon reif gewordenen Plan, einmal eine Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz zu schreiben, und seine öffentliche Laufbahn als Privatdozent in Zürich zu beginnen. Mit dem Ausspruche: „Wir wollen recht gute Kollegen werden, Herr Bächtold", nahm Kinkel von ihm Abschied.

Das fünfte Semester war herum, und für ein längeres Verweilen auf der Universität standen keine weitern Hilfsmittel in Aussicht. Der junge Germanist wußte es wohl, aber er hatte sich auch demgemäß eingerichtet. Schillers goldenes Wort: „Die Hauptsache ist der Fleiß, denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Wert", war früh schon in seinem Wesen lebendig geworden; er wiederholte es später häufig, wie er die Energie seines Schaffens der drängenden Notwendigkeit zu verdanken habe, und gerade in den Zeiten, da das akademische Hochgefühl seine Brust am freudigsten füllte, schreiben

die Berichte von hartem Arbeiten und Schanzen. Mit dem Frühling 1870 mußte ein äußerer Abschluß da sein, die Dissertation. Und daß diese einem schweizerischen Dichter galt, war nach der Lebensaufgabe, die sich der junge Germanist gestellt hatte, klar genug.

„Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven“ bildete den ersten festen Baustein zum Werke der vaterländischen Litteraturgeschichte. Der kernige, kaustische Studienleiter Konrad Hofmann, der an seinem Schüler eine stolze Freude hatte, die er zeitlebens in einem regen Briefwechsel äußerte, hatte in ihm das Selbstvertrauen geweckt und munterte kräftig auf. Auch Holtzmann in Heidelberg wandte der entstehenden Arbeit seine Teilnahme zu und mahnte zur Beschränkung und Konzentration. Am 19. Februar 1870 schrieb Bächtold erleichterten Herzens nach Hause, die Dissertation, die nach seiner Ansicht nicht dümmer sei als andere ihresgleichen, sei fertig, und er werde sie sogleich nach Tübingen absenden. Denn in München hätte er zur Vorbereitung auf das mündliche Examen gerade noch ein Semester nötig gehabt; in Heidelberg, wohin ihn Holtzmann einlud, war der Doktorhut zu teuer, und so riet denn Wilhelm Hertz zu Tübingen, wo ihn A. v. Keller freundlich aufnahm.

Es lag nahe, daß die Hubersche Verlagshandlung in Frauenfeld, mit der Bächtold später in so mannigfaltige Beziehungen treten sollte, den Druck des Erstlingswerkes übernahm. Es fand gleich ungewöhnliche Beachtung, und an deutschen Universitäten wurde es als Vorbild einer guten Dissertation gerühmt. Und neben der wissenschaftlichen Gründlichkeit, die sich trotz Holtzmanns Mahnung, nicht aggressiv vorzugehen und das Polemisieren auf spätere Zeiten zu versparen, mit bisherigen schiefen Urteilen scharf auseinandersetzt, wirken auf den Leser der weite Blick, der warme patriotische Ton, der durch die einleitenden Worte dringt. Sie gehen von dem Ausspruche Wackernagels aus, der schon 1833 auf den hervorragenden Anteil der Eidgenossen an der deutschen Litteratur hingewiesen hatte, und verwahren sich gegen die abfälligen Urteile, die in neuerer Zeit über den ästhetischen und litterarischen Sinn der Schweizer geäußert wurden. Aber „leider ist die Zeit für uns noch nicht da, da wir uns dessen bewußt sind, welch einen kostbaren Schatz wir an unserer ältern vaterländischen Litteratur besitzen. Man will sich oft nicht mehr daran erinnern, daß in der althoch-

deutschen Periode St. Gallens Entwicklungsgang der Entwicklungsgang der deutschen Kultur- und Litteraturgeschichte überhaupt war; man denkt nicht an die fröhliche Zeit der Lyrik und Epik des dreizehnten Jahrhunderts und der folgenden Jahrzehnte, nicht an den mächtigen Impuls, der im sechszehnten Jahrhundert von der Schweiz aus dem deutschen Drama gegeben wurde, nicht an unsere großen Chronisten u. s. w. Und wie dürfen wir uns darüber beschweren, daß die Fremde uns mißachte, wenn wir uns selbst nicht achten? Unsere Litteratur schlingt um das ganze deutsch-schweizerische Vaterland und um all unsere zerrissenen Länder und Ländchen innig ihr altes Band; ihr Verständnis lehrt uns die Heimat besser kennen, treuer lieben, und soll endlich der Nation ein Segen werden! Und diesen herbeizuführen, ist die große Aufgabe der deutschen Sprachwissenschaft in der Schweiz." Und was hier der Jugendmut träumt und hofft, spricht sich kräftig und entschieden aus, nachdem zweiundzwanzig Jahre später das Lebenswerk der heimischen Litteraturgeschichte vollendet da lag, und es ist ein berechtigtes Selbstbewußtsein, das den Vaterlandsgenossen zuruft: „Hier bechenno ih mih, hier bin ih heime, hinnan bin ih purtig, hier sol ih kestaton."

Mit Stolz wurde der junge Doktor von seiner Familie in Schaffhausen, wo Erzinger inzwischen die Redaktion des „Tagblattes" übernommen hatte, empfangen. Das nächste Ziel war glänzend erreicht, und den Schwierigkeiten des „Was nun?" schien mit den ersten Triumphen die Brücke schon gebaut zu sein. Allein der Traum der akademischen Laufbahn sollte zu seiner Verwirklichung noch lange Zeit brauchen. In München und in Zürich war kein Raum offen, und Holtzmann in Heidelberg, der gerne einen jungen befreundeten Mann neben sich wirken gesehen hätte, riet dennoch entschieden von dem „dornenvollen und zweifelhaften Weg des Privatdozenten" ab, um so mehr, als Bächtold „die Berliner Weisheit nicht an der Quelle getrunken habe." So begann er denn tapfer zu schulmeistern, und es war ein freundliches Geschick, das ihn während der nächsten Sommermonate auf die idyllische Besitzung Schloß Hard bei Ermatingen am Bodensee führte, wo er den Knaben der Familie Ziegler-Bühler Unterricht erteilte und das ganze Behagen eines schönen Heims kennen lernte. Noch die beiden

folgenden Sommer brachte er in der gleichen Stellung zu. Er erkundigte sich in dem Kreise der Gelehrten, mit denen er in Korrespondenz getreten war, inzwischen eifrig nach einer Stelle an einer öffentlichen Schule oder auch an einer Bibliothek, was ihm sehr zugesagt hätte. Im Sommer 1870 fragte er nach der Möglichkeit, an der Berner Hochschule Privatdozent zu werden, und bereitete eine Abhandlung über den „Anteil Berns an der deutschen Litteratur“ vor. Im Spätherbste brachte ihn der große Krieg zunächst auf journalistische Fahrten. Gerne griff er zu, als ihn die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung“ beauftragte, nach Elsaß-Lothringen bis vor das belagerte Metz zu reisen und ihren Lesern seine Beobachtungen darüber mitzuteilen. Am 22. Oktober schrieb er von Straßburg aus; dann ging's über Nancy, Pont-à-Mousson, Remilly nach dem Hauptquartier des I. Armeecorps, an dessen Generalstabschef von der Burg Bächtold persönlich empfohlen war, und der letzte Bericht am 30. Oktober war von Courcelles aus datiert. Die „Skizzen aus Elsaß-Lothringen“ erregten damals Aufsehen; die Stimmungsbilder atmen echte Poesie, die Schilderungen sind voll Anschaulichkeit; Mitgefühl und Herzlichkeit führen die Feder des Berichterstatters, ein prächtiger Humor hilft über alle Schwierigkeiten hinweg, und ab und zu, doch niemals aufdringlich, schaut der Germanist und Litteraturkenner aus den Zeilen hervor.

„Schreibe etwas Schönes in die Z. Ztg., damit ich mich daran erfreuen kann“, bat ihn die Mutter, als er im Dezember 1870 wieder nach München zog und ihr das Herz beim Abschied so voll und schwer war wie nie, da sie ihn sah „so auf gut Glück hin in die weite Welt hinausziehen, ohne eigentlichen Zweck, ohne eigene Existenzmittel.“ Konrad Hofmann wußte Rat. Er sandte seinen Schüler nach Paris, um für ihn Arbeiten in der Nationalbibliothek zu besorgen, und im folgenden Winter befreundete sich dieser in der französischen Hauptstadt mit Gaston Paris und bereicherte eifrig seine wissenschaftlichen Kenntnisse. Wieder mit Aufträgen seines unermüdlich anregenden Münchner Lehrers begab er sich im Mai 1872 nach London, wo er bei einem Verwandten der Familie Ziegler freundliche Aufnahme fand. Seine eigene Absicht war, im Britischen Museum eine Handschrift von Willirams Paraphrase des hohen Liedes für eine neue Ausgabe, die ihm der alte Hoffmann

von Fallersleben abgetreten hatte, zu vergleichen. Auch noch die nächsten Jahre beschäftigte er sich damit. Hofmann hatte ihm geraten, nach noch nicht edierten Manuskripten in der gewaltigen Bibliothek zu forschen, und die Ausbeute waren auch die „Deutschen Handschriften aus dem Britischen Museum" in Auszügen, die 1873 in Schaffhausen erschienen. Es sind Manuskripte aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, an ihrer Spitze die Legende von Karl dem Großen und den schottischen Heiligen, aus der, wie auch aus den andern Dichtungen des spätern Mittelalters, umfangreiche Proben und Inhaltsübersichten folgen. Interessant sind die Nachrichten über die Handschriften selbst, die mit genauester Sorgfalt gegeben werden, wenn auch die Werke einer Zeit angehören, die sich der allgemeinen Teilnahme wenig mehr erfreute.

Das Arbeiten unter den Bücherschätzen, zu dem Bächtold aus den paläographischen Uebungen bei Konrad Hofmann schon eine große Gewandtheit mitgebracht hatte, weckte die Lust in ihm, fürs erste wenigstens bei einer Bibliothek unterzukommen. „Was soll ich über mich sagen?" schrieb er an Hoffmann von Fallersleben. „Jetzt noch armseliger Obskurant, Schweizer aus Schaffhausen, trete ich in mein 23. Lebensjahr und gedenke später die rosige Carriere eines akademischen Lehrers für germanische Philologie einzuschlagen. Ich habe wenigstens guten Willen, namentlich die alte Litteratur meiner Heimat zu kultivieren. Vorläufig trachte ich nach einer Bibliothekarstelle, und wenn Sie mir einmal ein Plätzchen wüßten, wäre ich Ihnen fürs Leben dankbar." Aber sein Lehrer, Konrad Hofmann, mahnte von diesem Gedanken ab: „Gehen Sie ja nicht aus der Schweiz fort, wenn Ihnen Ihre wissenschaftliche Unabhängigkeit lieb ist. Abgesehen davon ist ein Bibliothekar, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, in jedem Falle, er mag sich stellen wie er will, ein dreschender Ochse, dem das Maul verbunden ist." So schaute sich der Präceptor in Ermatingen nach einer Lehrstelle im Vaterlande um. Eine erste Bewerbung am Progymnasium in Burgdorf blieb ohne Erfolg. Da that sich auf einmal eine andere Aussicht auf.

In Solothurn war im Jahre 1871 der originelle und verdienstvolle Rektor Schlatter gestorben, in dessen Händen der deutsche Unterricht an den obern Gymnasialklassen gelegen hatte. Interimistisch wurde dann die Stelle durch einen Litteraten versehen, während

der damalige Erziehungsdirektor Vigier zunächst J. V. Widmann zur Uebernahme des Lehramtes zu bewegen suchte, der aber ablehnte und dafür dringend den Erforscher des Ulrich von Zatzikhoven empfahl. Auch Konrad Hofmann, der mit Vigier bekannt war, trat für seinen Schüler ein; im Sommer erfolgte die Wahl, und hoffnungsfreudig betrat der junge Professor der deutschen Sprache und Litteraturgeschichte am Gymnasium im Oktober 1872 die St. Ursenstadt. „Auf Arbeit in Hülle und Fülle dürfen Sie sich gefaßt machen; doch Sie sind jung und würden sich wohl zum Eintritt in eine Stellung, die Sie sich ja unmöglich leicht denken können, nicht entschlossen haben, wenn Sie nicht nachhaltigen Trieb zum Lehren und ausreichende Kraft in sich spürten, um auch unter ungünstigen Umständen das Rechte zu thun“, schrieb ihm ein hervorragender und mit der Lage wohl vertrauter Fachgenosse, während es der erfreuten Mutter bereits vor dem „allzuviel Glück und Ehre“ bangen wollte.

Solothurn ist für Jakob Bächtold ein lieber Fleck Erde geblieben. Die herzlichste Beziehung verband ihn mit der Stadt; er fand hier schon im ersten Jahre seine Gattin, Rosalie Stöckli, und eine glücklichere Ehe hat es nicht leicht gegeben. Das Schönste des Lebens erblühte ihm zu Hause, und es gab sich von selbst, daß seine junge Frau gleich die vertraute Gefährtin seiner Arbeiten und Studien wurde. Was sie ihm Jahr für Jahr an den langen Arbeitsabenden vorgelesen, welche Unzahl von Abschriften von ihrer Hand besorgt wurde, man mußte ihn darüber sprechen hören, und wenn er nach dem Ausschlagen des Leipziger Rufes den ihn feiernden Schülern nur das Hoch auf die Gattin gestattete und in seiner Antwort ihre unermüdliche Mitarbeit pries, so wußte man, wie ernst und wörtlich dieses Lob zu nehmen war.

Ein Kreis lieber Freunde schloß sich bald der angenehmen Häuslichkeit an; der junge Gymnasialprofessor war gleich von den tüchtigen, wissenschaftlich strebenden Männern, die damals Solothurn zum regelmäßigen Stelldichein der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft machten, in seinem Werte erkannt worden. Er trat in fortwährenden Verkehr mit dem damaligen Dompropst und spätern Bischofe Fiala, mit dem fein gebildeten Stadtbibliothekar Louis Glutz, dem geistsprühenden Jakob Amiet. Franz

Misteli war noch unter seinen Kollegen, bevor er nach Basel berufen wurde; Heidelberger Studiengenossen hatten ihn freudig begrüßt. Es waren belebte, anregende Sitzungen des historischen Vereins, an denen sich Bächtold eifrig beteiligte; den Versammlungen der Töpfergesellen, der Vortragsgesellschaft, lieh er seine gewandte Feder, die Alfred Hartmann auch für seinen „Postheiri" zu gewinnen suchte. Und dann nahm ihn wieder der alte würdige Oberrichter Franz Krutter in Beschlag, der feinsinnige Litteraturkenner und Dramatiker, und besprach mit ihm in abendlichen Spaziergängen poetische Erzeugnisse der Gegenwart und Vergangenheit. Am Wege nach der Höhe des Weißensteins liegt das freundliche Oberdorf. Den Rücken schirmt der waldige Jura, und weit schaut der Blick hinaus von den grünen Matten ins schweizerische Mittelland und grüßt den Wall der Schneeberge, die Berner Riesen gerade in der Mitte. Dort, in der Hofstatt oder im Stübchen des alten Bauernwirtshauses hat Bächtold manche heitere Stunde zugebracht, und die jugendliche Freude gedieh neben der jugendlichen Arbeitslust.

Denn wenn ihn auch die Schule nicht übermäßig in Anspruch nahm und das Unterrichten nie sein ganzes Wesen ausfüllen konnte, leicht hat er es nicht damit genommen. Die Schüler erkannten bald die tiefe Wissenschaftlichkeit ihres Lehrers; auf den Gebieten, in die er sie einführte, wußte er sie durch neue Bezüge und interessante Einzelheiten zu fesseln, und der sichere Blick für das wahrhaft Schöne und Bedeutende bot der jungen Welt Anregungen und Haltpunkte ins Leben hinaus. Die Milde, die überlegene Ruhe, die Bächtold kennzeichneten, der Humor, der aus all der Gediegenheit wieder aufleuchtete, machten ihm die Schuldisziplin selbstverständlich und mühelos. Er habe in den fünfeinhalb Jahren seiner Lehrthätigkeit keine Strafe ausgesprochen, sagte er bei seinem Abschied von Solothurn.

Mit allem Eifer warf sich der künftige Verfasser der schweizerischen Litteraturgeschichte von Anfang an neben der pädagogischen Thätigkeit auf die Forschung. Die Stätte seines Wirkens selbst bot ihm allerdings nicht viel Ausbeute. In der Programmarbeit der Kantonsschule, die er für das Jahr 1874 übernahm, schickte er einen kurzen, aber gründlichen Ueberblick über den Anteil Solothurns

an der deutschen Litteratur voraus, in dem besonders die Dramatiker des sechszehnten Jahrhunderts hervortreten. Dann aber gibt er einem unbekannten einheimischen Schriftsteller das Wort, dem Minoriten Georg König (1664—1736), in dessen vielen Manuskriptbänden, die er aus den unbeachtet auf einem Dachboden liegenden Trümmern der ehemaligen höchst kostbaren Bibliothek des Franziskanerklosters hervorgezogen hatte, er zwei interessante Reisebeschreibungen fand. Der mindere Bruder, „der uns in mehr als vierzig Quartbänden Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes, namentlich aber in den Reisebeschreibungen Proben seiner liebenswürdigen Darstellung hinterlassen, verdiente es wohl, seiner Heimat, die in unsern Tagen sonst wenig geneigt ist, sich über einen Mann der Kutte unterhalten zu lassen, zugeführt zu werden.“ Der Schilderung der Romfahrt folgte im nächsten Jahre im „Urkundio“, der Publikation des solothurnischen geschichtsforschenden Vereins, die Beschreibung der Wiener Reise, die Georg König 1715 als Gesandtschaftskaplan des berüchtigten Ambassadors du Luc unternommen hatte. Was hier der Herausgeber „dem günstigen Leser zu Huld und Gnaden befahl“, erregte allerwärts und nicht am wenigsten in Wien selbst freundliche Teilnahme, und man ergötzte sich nicht übel an den Blättern dieses „alten Ahnherrn des Touristenfeuilletons.“

Auf der Nationalbibliothek in Paris war Bächtold im Winter 1872 ein Manuskript in die Hände gekommen, in dem er die Aufzeichnungen eines Luzerners erkannte, welchen er aber nicht weiter heimzuweisen vermochte. Er wandte sich an P. Gall Morel in Einsiedeln, und dieser wies ihn an Theodor v. Liebenau, der in der Handschrift das Tagebuch des ruhelosen Reisläufers und wilden Satirikers aus der Reformationszeit Hans Salat aufdeckte, über dessen Leben und Schriften er bereits schon umfassende Studien gemacht hatte. Doch der unerquickliche Stoff nahm dem verdienstvollen Luzerner Staatsarchivar den Geschmack an einer eigenen Edition, und gern überließ er dem unternehmenden Gelehrten in Solothurn sein gesammeltes Material. Zu Ostern 1876 erschien in Basel „Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften.“ Es war nicht gerade eine dankbare Aufgabe, einen Mann in seinen Schwächen und Fehlern der Nachwelt vorzuführen,

die von ihm bisher das Beste gehalten hatte, weil sie blutwenig von ihm wußte. Aber Bächtolds Objektivität, sein maßvoller, von jeder Voreingenommenheit freier Sinn, der ihn auch das mildernde Oel in der richtigen Mischung zusetzen ließ, gewannen ihm die Leser für sein Buch. Wenn auch der Gewinn nicht großartig sei, meinte Birlinger, viel Treffliches lese man heraus und müsse den Fleiß bewundern und die Liebe, womit die Arbeit durchgeführt sei. Dazu hatte gleich die ganze Art, mit der Bächtold in seinen Forschungen auftrat, und die ihm sein Leben hindurch geblieben ist, etwas außerordentlich Einnehmendes. „Ich muß noch besonders die Erbauung betonen", so hatte ihn Fritz Staub schon 1874 beglückwünscht, „welche den Leser (ich rede nicht bloß aus persönlichem Gefühl, auch andere haben denselben Eindruck von Ihnen gewonnen) ergreift, wenn man heutigen Tags einem jungen Gelehrten begegnet, der so bescheiden und anmaßungslos auftritt. Das ist leider Gott eine seltene Tugend geworden."

Mit großem Interesse wurde eine Stelle in der Einleitung des Salat=Buches gelesen und dann in den Rezensionen hervorgehoben. „Solche Leser", heißt es dort, „die in der Einleitung vielleicht eine Darstellung des allgemeinen Litteraturzustandes im damaligen Luzern vermissen werden, glaubt der Verfasser schon jetzt auf eine Arbeit aufmerksam machen zu dürfen, die er in nicht allzu ferner Zeit seinen Landsleuten vorlegen darf, eine Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz vorläufig bis zum achtzehnten Jahrhundert." In nicht allzu ferner Zeit! Noch gab es viel zu thun bis zur Verwirklichung dieses unentwegt festgehaltenen Lebensgedankens, und als sich Bächtold gleich darauf mit Ferdinand Vetter in Bern zusammenthat, um mit andern Fachgenossen in der Schweiz ein Sammelwerk nach dem Vorbilde ähnlicher deutscher Publikationen zu veröffentlichen, die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", so dachte er zunächst daran, für seine Litteraturgeschichte eine feste Grundlage zu schaffen. Voll Eifer legte er sich für das Unternehmen ins Werk, dessen Seele er war. Hubers Verlagshandlung setzte ihren Stolz in eine wahrhaft glänzende Ausstattung; für die ersten sechs Jahre wurden zunächst sechs Bände angekündigt, denen sich dann noch acht andere anschließen sollten. Der Prospekt nannte

Ulrichs „Lanzelet vom See", die schweizerischen Minnesinger, Boners „Edelstein", das „Schachzabelbuch" des Konrad von Ammenhausen, das Mystikerpaar Elsbeth Stagel und Heinrich Suso, den Gottesfreund im Oberland, die Stretlinger Chronik, Niklaus Manuel, Satiren aus der Reformationszeit, eine Auswahl schweizerischer Dramen des dreizehnten bis sechszehnten Jahrhunderts, schweizerische Volkslieder, Dichter des siebzehnten Jahrhunderts und endlich Hallers Gedichte. Daraufhin wurde die Litteraturgeschichte angemeldet. Bekanntlich ließ der Erfolg das zu kostspielig angelegte Werk nicht so weit kommen. Aber im ersten Treffen stand Jakob Bächtold, 1877 veröffentlichte er den ersten der sechs Bände, die Stretlinger Chronik, und auf dem Fuße folgte ihr, ein staunenswertes Zeugnis des Fleißes, 1878 Niklaus Manuel.

Mehr der Reiz der Neuheit als die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes hatten ihn veranlaßt, die Stretlinger Chronik an die Spitze der Sammlung zu stellen, einen Beitrag zur Sagen- und Legendengeschichte der Schweiz aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Es war noch nicht lange her, seit die Handschrift ins Berner Archiv gekommen war. Sie stammte aus der Hand des Kirchherrn von Einigen, Eulogius Kiburger, und bisher waren nur einige Auszüge daraus bekannt geworden. Der Herausgeber schickte eine auf sorgsamen Nachforschungen beruhende Geschichte des edlen Hauses derer von Stretlingen voraus, an das sich die legendenreiche Chronik anschließt, verweilte länger bei dem Minnesinger gleichen Namens; er untersuchte die Quellen der Chronik und gab neue Nachweise über den Verfasser. Und in ihm entdeckte er auch den Verfasser der interessanten Schrift: „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler", die man bisher dem Johannes Fründ zugewiesen hatte. Sie findet sich als Anhang im Eröffnungsbande der „Bibliothek" abgedruckt, den als Titelbild die Darstellung Heinrichs von Stretlingen schmückt, sorgfältig in Farben nach dem Naglerschen Original in Berlin hergestellt. Allgemeine Freude begrüßte mit diesem ersten schönen Bande das ganze Unternehmen. Mit den wärmsten Sympathien folge ihm die Gelehrtenwelt, schrieb Wilhelm Scherer.

Und wie schon als Ostergabe des Jahres 1878 der umfangreiche zweite Band mit Bächtolds Niklaus Manuel erschien, da

sprach man mit Bewunderung von dem rüstigen Schaffer. Mit dieser markigen Gestalt aus der Berner Reformation, mit diesem flotten Gesellen hatte er Freundschaft geschlossen. Die Wahrheit in der reichen, schlichten Bernerkraft, die Einfalt und Treuherzigkeit des Zeitgenossen Ulrichs von Hutten, der in der Vielseitigkeit als Dichter, Maler und Staatsmann an die großen Italiener der Renaissance erinnerte, die lebensfrohe Frische und Natürlichkeit des kunstbegeisterten Haudegens nahmen seinen Biographen mit aller Wärme für ihn ein, und aus dem Herzen schrieb dieser die Schlußworte: „Wenn ein tüchtiger Inhalt, ungewöhnliche Gedankenfülle und Bilderreichtum, derbe Urwüchsigkeit und unerbittliche Wahrheit zum Wesen der Poesie gehören, — wenn sittliches Pathos, flotter Vortrag, packender Witz, Unerschrockenheit und kernhafte Biederkeit den Dichter ausmachen: so ist Niklaus Manuel unter seinen Zeitgenossen der besten einer gewesen.“ Dem ersten Darsteller Manuels, Grüneisen, der wenige Wochen vor dem Erscheinen des neuen Buches seine Augen geschlossen hatte, läßt Bächtold mit seiner „zierlichen Dankbarkeit“, wie sich Gottfried Keller in seiner Besprechung des Werkes ausdrückte, alle Geltung und Ehrerweisung angedeihen, und er nennt sich nur den Aehrenleser, der dem Schnitter folge. Viel zu bescheiden! riefen die Kenner, als sie das neue Material vor sich sahen und die Gründlichkeit würdigten, mit welcher der Herausgeber nun ein so lebendiges und getreues Bild des merkwürdigen Mannes geschaffen hatte. Als er das rasche Hinscheiden seines Helden mit den Worten des alten Scheurer begleitete: „Je heller eine Kerze brennt, je eher sie verzehret ist“, da hatte er noch keine Ahnung, daß ihm damit der Hinweis auf sein eigenes Geschick aus der Feder geflossen sei.

Denn in frohester Stimmung konnte er seinen Niklaus Manuel in die Welt hinaus senden, da er gleichzeitig durch die Berufung an das Lehrerinnenseminar in Zürich seinem Lebensziele näher gekommen war. Mit dem Beginne des Sommerhalbjahres 1878 fand die Uebersiedlung statt. Schon wiederholt hatte ihn während der Solothurner Jahre die Möglichkeit einer Ortsveränderung lebhaft beschäftigt. Zwar vom Gedanken, der ihm bereits 1873 nahe gelegt worden war, von Solothurn aus an der Berner Hochschule Vorlesungen zu halten, um sich dort dadurch für eine Professur zu

empfehlen, war er abgekommen, indem er meinte, er sei noch jung und habe noch viel zu lernen, bevor er einer solchen Stelle gewachsen sei. Aus der ganzen Sache aber ziehe er den einen, nicht zu unterschätzenden Schluß, daß er sich neue, mutige Ziele für die Zukunft setze und sich wiederum mit Eifer ans Tagwerk mache. Doch bei all dem Angenehmen, das ihm Solothurn in dem kleinern Kreise seiner Lieben und Freunde bot, war er nach Verfluß einiger Jahre froh, sich anderwärts ansiedeln zu können. Wenn er sich auch von der Politik fern hielt, und die Wahl zum Mitgliede des Gemeinderates und der Schulkommission ihn auch nicht stark in die Wellen der Bewegung der Siebenzigerjahre zog, so sah er sich doch mit seinen Ansichten mehrfach im Widerspruch mit den solothurnischen Lenkern des Staates und der Schule. Als ihm daher im Frühling 1876 und ein Jahr darauf wieder Augustin Keller die erledigte Stelle an der Aargauer Kantonsschule antrug, ließ er sich gerne zu Unterhandlungen bereit finden, die aber auffallenderweise zu keinem Resultate führten. Zwischen Himmel und Erde, und namentlich in unserm lieben Vaterlande, seien viele Dinge möglich, meinte Ludwig Hirzel lakonisch dazu. Um so mehr bemühten sich bald nachher Erziehungsrat und Regierung seines Heimatkantons Schaffhausen, ihn als Deutschlehrer für das Gymnasium zu gewinnen; gleichzeitig sollte ihm die Führung des Gymnasialpensionates übertragen werden. Dem Stiefvater, der in Schaffhausen ein dauerndes Heim gefunden hatte, wäre die Uebersiedlung Bächtolds sehr angenehm gewesen, und am 20. Juli 1877 unterschrieb Heinrich Erzinger als Staatsschreiber auch wirklich die Berufungsurkunde. Doch der Gewählte konnte sich nicht entschließen, dem Rufe Folge zu leisten; ausschlaggebend war neben den Bedenken der Mutter die Befürchtung, die Pflichten der Konviktleitung würden ihn zu viel von der wissenschaftlichen Thätigkeit ablenken. Mehr und mehr drängte es ihn, einer Hochschule näher zu kommen. Allein der Weg dazu sollte ihm noch schwierig genug werden; es dauerte noch ein Jahrzehnt, bis ihm der Platz eingeräumt wurde, der seinen Kenntnissen und Verdiensten jetzt schon gebührte.

Als man in Zürich die höhere Töchterschule reorganisiert und durch ein Lehrerinnenseminar erweitert hatte, stand es gar noch nicht fest, daß die dadurch nötig gewordene Stelle eines Deutsch-

lehrers mit einem Germanisten besetzt werde. Nicht nur fragte man sich, ob nicht der Gelehrte den Schulmann überwiege, und ob die Zahl von 25 Wochenstunden und die Last der Korrekturen dem wissenschaftlichen Forscher zu drückend würden; es fehlte Bächtold auch nicht an Gegenkandidaten, die einen nicht unbedeutenden persönlichen Einfluß in die Wagschale legen konnten. Aber auf seinen dreißigsten Geburtstag konnte ihm der würdige Rektor Zehender die freudige Nachricht seiner Wahl mitteilen, die „eine glückliche Wendung auf seiner Lebenslaufbahn bezeichnen möge.“

Am eifrigsten hatte sich für Bächtolds Berufung nach Zürich Gottfried Keller verwendet. Mit einem Gruß von Paul Heyse an den Schweizer Dichter war der Münchener Student heimgereist, im Juni 1870 und dann besonders nach seiner Thätigkeit als Kriegsberichterstatter im November lernte er ihn persönlich kennen; in London dankt ihm im Mai 1872 J. W. Appell, der Verfasser von „Werther und seine Zeit“, daß er ihn mit den „Sieben Legenden“ bekannt gemacht habe, und mit dem begeisterten Lobe dieses Werkes beginnt Bächtolds uns hinterlassener Keller-Briefwechsel. Als Wilhelm Scherer 1876 auf dem Weißenstein bei Solothurn weilte, unterhielt er sich mit ihm besonders eingehend über den großen Staatsschreiber von Zürich, der eben von seinem Amte zurückgetreten und an die Ausführung seiner dichterischen Vorsätze gegangen war. Mit einem schwungvollen Gedichte, das Keller große Freude bereitete, hatte er dessen völlige Rückkehr zur Poesie begrüßt und ihn aufgefordert, da sein Herbst gekommen und die goldnen Früchte gezeitigt seien, seine Ernte zu sammeln:

Und sei dir der stille Abend des Lebens
So froh und heiter wie der Sommerabend,
Der hier oben hold dich umfängt,
Wenn das Alpenglühen ausrückt
Und ums Vaterland
Herum geht.

Gottfried Keller hatte den jungen feinsinnigen Gelehrten, dessen tüchtiges, rückhaltendes und doch weltfreudiges Wesen ihm besonders zusagte, gleich in seine engere Freundschaft aufgenommen. Gern ließ er sich von ihm in der alten Kanzlei aufsuchen und dann in ein Wirtshaus führen, wo sich die Geister öffneten. Im September

1875 unternahmen sie eine Luzerner Fahrt zusammen, und von jetzt an war Keller unablässig bemüht, den verständnisvollen Kenner der Poesie in seine Nähe zu ziehen. Aber alle Kombinationen für die verschiedenen Lehranstalten scheiterten, bis sich die Pforten des Großmünsterschulhauses für ihn öffneten. Und Bächtold traf in Zürich ein, als Gottfried Kellers Ruhm, den er schon seit Jahren als einer der Eifrigsten verkündet hatte, endlich strahlend aufzugehen begann.

Keinem Lehrer habe er in seinem Leben mehr zu verdanken gehabt, sagte er später, wenn er von dem Dichter sprach. Keinem hat sich auch der sonst so Schroffe, Unnahbare so offen dargegeben, keinen während einer Reihe von Jahren so zum Vertrauten gemacht. Wie herzlich hat Bächtold in seiner Keller-Biographie dies Zusammensein geschildert! „Was waren das in jenen Jahren schöne Samstagabende gewesen auf der «Meise»! Man saß — am besten selbander — in der hintern Abteilung des langen, altertümlichen, dunkelvertäfelten Zunftsaales in der Nähe eines hochgetürmten bemalten Ofens. ... Ein gutes Nachtessen wurde aufgetragen nebst einem oder zwei Schoppen eines gesunden Landweins. Dann that Keller die übliche Frage, ob man nunmehr zu einer «Ehren-Halben», d. h. einer bessern Flasche übergehe. Gewöhnlich war es ein Weißwein oder ein Schiller. Nachher setzte man einen Roten darauf. Dann kam ein schwarzer Kaffee mit einem Cognac, von dem es manchmal am andern Tage hieß, er habe sich in der Nacht «wie ein Gassenbub aufgeführt.» An besonders guten Abenden spendete Gottfried Keller eine Flasche Sekt, nur vom feinsten französischen. Das andere Zeug konnte er nicht leiden. Nach Mitternacht wurde aufgebrochen, man schwenkte über die Limmatbrücke gegen ein kleines Bierhaus ein und blieb noch ein Stündchen oder zwei bei erbaulicher Rede sitzen. Am Sonntag fand eine abgekürzte Wiederholung statt. Das waren die Abende, an denen der «gefrorne Christ» auftaute. Der Schweigsame geriet ins Erzählen, ins vergnügliche Plaudern. ... Bei solchen Anlässen kamen seine litterarischen Sympathien oder ihr ebenso stark ausgesprochenes Gegenteil zu Tage.... Der Stoff ging ihm bei solchen Abendsitzen zu zweien nicht leicht aus..."

Lauschte der junge Freund mit offenem Ohre den Worten des Dichters, so zeigte dieser wiederum eine lebhafte Teilnahme für

Wissenschaft und Schule. War es eine oft gehörte Klage Kellers, nicht einen produktiven Dichter in vertraulichem Verkehr neben sich zu haben, so fand er dafür einen Gefährten, der mit tiefer Auffassungsgabe seinen Gedanken und Absichten zu folgen verstand, in dem bei der Unterhaltung verwandte Saiten anklangen, und dessen reiches Wissen ihn auch nicht nur in der Rolle eines Empfangenden zurückhielt. Wenn es für manchen schwierig, unmöglich wurde, mit dem verschlossenen, leicht erregbaren und dann rücksichtslosen Zürcher Poeten zu verkehren, so hob ein natürliches Taktgefühl, das Bächtold die Eigenart des seltenen Mannes kennen lehrte, ihn gleich über die ersten Gefährlichkeiten hinweg. Blickte er bewundernd zu Keller empor, dem wahrsten Menschen, den er im Leben getroffen habe, so wußte dieser auch in ihm den aufrichtig lautern Sinn, die ruhige, absichtsfreie Selbstverständlichkeit zu schätzen. Im Umgang mit Gottfried Keller bildete sich in Bächtold die sichere Anschauungsweise aus, die ihn bei der Beurteilung litterarischer Dinge auszeichnete und seine Kritik überlegen machte. Während der besten Jahre des Dichters sammelte er sich die überraschende Menge von Einzelheiten und bestimmten Angaben, die dann seine Keller-Biographie zu einem solchen Wahrheitsbuche gestalteten. Bald war es bekannt, wie vertraut die beiden zusammen verkehrten, so wenig Aufhebens der Jüngere auch davon machte, und Gesuche um Vermittlung mit dem Berühmten, Anfragen und Aufträge an ihn langten von allen Seiten ein. Zu den hervorragenden Männern der Wissenschaft und Kunst, deren Bekanntschaft sich Bächtold schon in jungen Jahren erfreut hatte, kamen aus der Kellergemeinde neue, mit denen er in dauernde Korrespondenz trat, und deren Freundschaft ihm wert wurde. Viele Besucher trafen in Zürich ein, und seine Aufzeichnungen wissen darüber Interessantes genug zu erzählen, während die geschäftige Sage die Stunden des Wirtshausbeisammenseins, die freilich über das landesübliche Maß hinausgehen konnten, nach ihrer Art bepinselte.

Ein gewaltsamer Ausbruch führte im Januar 1885 zur Trennung der beiden Freunde. Schon seit Keller an den Zeltweg gezogen war, hatten sie sich seltener gesehen. Der Dichter war im Privatverkehr brummiger geworden als je; sein Mißtrauen gegen die Litteraturleute wuchs und war durch ein einfaches Mißverständnis

seiner Schwester auch gegen Bächtold gereizt worden. In der Erregung eines bösen Weines ließ er sich zu einem Ausfalle gegen diesen verleiten, der nicht sowohl ihn selbst betraf, sondern alte Familienwunden aufriß, und eine solche Kränkung, hätte sie auch der Moment entschuldigt, konnte Bächtold nicht verwinden. Vergebens waren die Versuche der Näherstehenden, die beiden wieder zu vereinigen. Eine äußere Annäherung fand wohl wieder statt, ein herzliches Einvernehmen nicht mehr. Aber auf die frühern Jahre der schönsten geistigen Gemeinsamkeit wirft die schlimme Stunde keinen Schatten zurück.

Die Teilnahme für den unglücklichen Heinrich Leuthold vereinigte die beiden Männer schon vor Bächtolds Uebersiedlung nach Zürich zu gemeinsamem Wirken. Als der Schwerkranke im August 1877 nach dem Burghölzli übergeführt worden war, und es sich um die Herausgabe seiner Gedichte handelte, empfahl Keller seinen jungen Freund, der sich für diese Aufgabe am besten eigne, und als es im folgenden Jahre geschehen war, rühmte er bei der Besprechung des Bandes Pietät und Eifer beim Sichten und Ordnen. Und es war keine leichte Aufgabe gewesen, die Auswahl unter diesen „Liedern mit dem tönenden Reim“ zu treffen, so manches auszuscheiden, zurückzubehalten, was beim ersten Schauen und Lesen Auge und Ohr gereizt hätte. Aber die feine poetische Auffassungsgabe, die für die Schwert- und Hellebardenklänge eines Niklaus Manuel das bezeichnende Wort gefunden hatte, war gleich auch in der modernen Dichtung zu Hause, und die fortwährende Lehre und Aufmunterung Gottfried Kellers wappneten den Herausgeber gegen die wiederholten Angriffe der „jungen Verszüchter“, die ihm Lieblosigkeit und Schulmeisterei vorwarfen, weil er nicht den gesamten Nachlaß der Oeffentlichkeit darbot. Er mochte in seiner kritischen Strenge sogar noch weiter gehen als sein großer Berater selbst, der „etwas Ballast für lyrische Fahrzeuge auf unsern seichten Seen“ als angezeigt erachtete und sich mit dieser Ansicht auch den Einwendungen entgegenstellte, er habe in seinen gesammelten Gedichten selbst zu viel gesammelt. Ruhige, gewissenhafte Unparteilichkeit führte die Feder Bächtolds wieder, als er der dritten Auflage 1884 Leutholds Biographie vorausschickte. Das Verlangen darnach war immer mehr ausgesprochen worden, und trotz den Bedenken Gottfried Kellers,

der glaubte, die Dichtungen behielten den Nimbus am sichersten, wenn die lakonische Erscheinungsform die alte bleibe, kam die Lebensskizze. Sie erregte Aufsehen. Wer vom Herausgeber das gewohnte posaunende Lob des Poeten erwartet hatte, sah sich gründlich getäuscht. Das Vorwort war kein Panegyrikus. Was dem Menschen und was dem Dichter gefehlt hatte, blieb nicht verborgen; aber es sprach die tadelnde Schärfe objektiver, gerechter Beurteilung, bei der die liebende Teilnahme des Freundes keineswegs verkümmert wurde, während die ästhetische Würdigung wirksam vor dem Gegenschlage schützte, der in der Oeffentlichkeit auf den ersten Enthusiasmus gewiß hätte folgen müssen. „Die neue Auflage ist mit einem sprechenden und lachenden Porträt des Dichters geschmückt und mit einem prächtigen Vorwort von Jakob Bächtold, das wohl auch sprechend ähnlich sein muß, weil es durch seltene Wahrhaftigkeit so wohlthuend berührt“, schrieb Fritz Mauthner; Emanuel Geibel, der beste Kenner Leutholds, äußerte sich mündlich, das Richtige über dessen Leben habe nur Bächtold gesagt, und der Anerkennung schlossen sich öffentliche Stimmen und private Zuschriften an. Gottfried Keller grollte; die „Herbeiziehung des Persönlichen bei der Aufnahme der Poesie“ war ihm überhaupt verhaßt; durch den Wiederabdruck seines ersten „flüchtig abgegebenen“ Urteils in der Einleitung fühlte er sich beengt, und der Naturalismus des vorangestellten Bildnisses (von Papperitz) widerstrebte ihm. Es mag der erste Grund zu seiner Verstimmung gewesen sein; die Unbefangenheit gegenüber seinem eigenen künftigen Biographen hatte einen Stoß erhalten. — Von den blinden Verehrern Leutholds wurde der Herausgeber neuerdings aufs Korn genommen, besonders in der „Schweizer Grenzpost“ und im „Magazin für die Litteratur des Auslandes“, und er mochte wissen, warum er 1876 die Besprechung des Ganghofer'schen Romans „Die Sünden der Väter“ mit dem Citate schloß: „Als von dem Gerüchte die Rede war, das ein baldiges Erscheinen von Frieshardts Liedern in Aussicht stellte, da war es die alte griesgrämige und verbissene Weise, mit welcher Frieshardt entgegnete: Ja — da ist einer, der es mit mir gut meint — aber er wird des Teufels Dank davon haben!“ und dann hinzufügte: „Es ist buchstäblich so gekommen. Vorbei!“

Schon bei Beginn ihres geistigen Verkehrs hatten sich die

beiden Freunde in der ausgesprochenen Sympathie für einen Dichter getroffen, für Eduard Mörike. Die Stellen, in denen sich Gottfried Keller in seinen Briefen mit Ingrimm über die Indolenz des Publikums dem schwäbischen Lyriker gegenüber ausspricht, sind bekannt. Bereits in der ersten Zuschrift 1872 begrüßte ihn Bächtold mit einem Mörike-Citat. Die Mutter hatte schon zu Hause den Knaben mit den Gedichten bekannt und vertraut gemacht und dadurch seine Fähigkeit poetischen Nachempfindens frühzeitig gehoben. Als dann vor Weihnachten 1879 der Litteraturlehrer an der Töchterschule in Zürich einen öffentlichen Vortrag über seinen Lieblingsdichter hielt, wirkte sein empfehlendes Wort für den Unbekannten so stark, daß sich der Verlagsbuchhändler zu einem Dankschreiben für die kräftige Propaganda veranlaßt sah. Die Anregung, eine ausführliche Biographie Mörikes, ein Mörike-Buch zu schreiben, führte zum Verkehr mit der Schwester des Dichters und mit der Familie Hartlaub. Im Jahrgang 1884 der „Deutschen Rundschau“ erschien die erste der Bächtold'schen Publikationen über Mörike mit dessen autobiographischer Skizze. Die folgenden Jahre brachten die andern Vorläufer eines Werkes, dem Bächtold sein ganzes Herz entgegenbringen wollte, und zu dem er, wie er in seinen Briefen schreibt, durchaus Stimmung und Muße notwendig habe wie zu keinem andern. Zu Ostern 1885 erschien der „Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike“, zwei „der edelsten und liebenswürdigsten Dichtergestalten des Jahrhunderts, beide einsame Sondergänger und dem Dienste der Muse rein ergeben wie wenige, die noch immer des vollen Kranzes harren, den ihnen die Nachwelt schuldet.“ Eine erste, knappe, aber geistvolle Würdigung ließ er Mörike im gleichen Jahre im Artikel zu teil werden, den er für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ übernahm. Dann kam die Verbindung mit des Dichters Witwe, die nach und nach zu einer überaus herzlichen und gemütvollen Korrespondenz führte und durch wiederholte Besuche im Schwabenlande befestigt wurde. Bächtolds außergewöhnliches Zartgefühl mußte ihm überall Vertrauen erwecken, so daß er bald ein Material biographischer Art in die Hände erhielt, „das alles bisherige übertrifft und uns den lieben teuren Mann so menschlich nahe bringt.“ Es war keine Kleinigkeit, an den verschiedenen sich durchkreuzenden Familienfäden vorbeizukommen,

ohne sie zu zerreißen; es galt, anderwärts mehr als einmal die kleinlichsten und peinlichsten Schwierigkeiten zu überwinden, und an aufregenden Verdrießlichkeiten hat es nicht gefehlt. Beruhigend durfte der Zürcher Gelehrte schreiben, er sei von jeher ein Feind alles sog. litterargeschichtlichen Klatsches gewesen und werde sich wohl hüten, in seinem Buche dergleichen Geschmacklosigkeiten zu begehen. Es füllte sich der zierliche Schreinaufsatz des Schreibtisches mit immer mehr Material an, so daß zunächst von der geplanten Fertigstellung der Mörike-Biographie keine Rede sein konnte, um so weniger, als inzwischen die umfangreichen Vorarbeiten zur Litteraturgeschichte begonnen hatten. „Wenn ich dann von derartigen Studien gesättigt bin bis zum Uebermaß, greife ich als Herzenstrost zu den Papieren Mörikes und schwelge in Erinnerungen an ein so wundersames Menschenkind. So gehen immer zwei Arbeiten nebeneinander, die eine hilft der andern auf die Beine.“ Doch wie sehr er auch danach verlangte, so rasch als möglich Hand an das Denkmal zu legen, er mußte sich darauf beschränken, die Ungeduld der Mörike-Verehrer durch Einblicke in seine aufgehäuften Schätze zu befriedigen. 1890 erschien der „Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike“, 1891 der Mörike-Storm-Briefwechsel, durch Publikationen in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ und in der „Deutschen Rundschau“ schon früher vorbereitet. Sie erregten hohe Freude. Noch vermittelte er die Erwerbung des gesamten Mörike-Nachlasses für das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar; neben Goethe sei des großen Lyrikers Platz und neben dem schwäbischen Landesgenossen, der auch in Weimar seine Ruhe gefunden habe. Aber die freundliche Mahnung Theodor Storms: „Säumen Sie nicht mit Ihrem Mörike-Buch, ich möcht' es auch noch erleben“, vermochte er nicht mehr zu befolgen. „Nun ruht auch er im Bann des ew'gen Schweigens“, fügte Bächtold wehmütig 1889 dieser Mitteilung bei, und klagend wiederholen wir heute das Wort.

Der „Herausgebelust“ seines findigen und kundigen Freundes hatte Gottfried Keller schon früher aufmunternd gedacht. Die mannigfachen Verbindungen in Zürich brachten neue Gelegenheit, sich zu bethätigen. Während der Rektor der Schule, an der Bächtold wirkte, F. Zehender, mehr von pädagogischen Gesichtspunkten aus sich über das Buch des Schaffhauser Professors Johann Georg

Müller, die „Unterhaltungen mit Serena“, aussprach, veröffentlichte Bächtold 1881 das „Reisebüchlein“ dieses Bruders Johannes von Müllers, die Aufzeichnungen, die er über seinen Besuch bei Herder hinterlassen hatte, und die auf der Ministerialbibliothek zu Schaffhausen aufbewahrt werden. Das Buch erhielt den Titel „Aus dem Herder'schen Hause“ und wurde als ein kostbarer Beitrag zur Herder-Biographie aufgenommen, indem es die Dichtergestalt, die durch vorhergehende Enthüllungen über Kümmerlichkeiten und Schwächen des Lebens wenig gewonnen hatte, wieder in einem freundlichern Lichte zeigte und ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die von dem Herausgeber vorangeschickte Studie über Müller und seine Beziehungen zu Herder wurde von der Kritik als eine überaus sorgliche, auf voller Beherrschung des Materials beruhende und fesselnd geschriebene Arbeit gerühmt. Eine fröhliche Ueberraschung für Bächtold war es zwölf Jahre später, als im Dezember 1893 ein Nachkomme des Dichters, der Baron August von Herder, sich bei ihm meldete, ihm den herzlichsten Dank für das Buch aussprach und ihn zur Hochzeit seiner Tochter einlud, die in Zürich gefeiert wurde.

Einem Zürcher selbst war die nächste Publikation gewidmet, dem Verfasser der „Badenfahrt“ und Biographen Salomon Landolts, David Heß. In dem reichen Nachlaß, den Bächtold teils in Zürich, teils in Basel ausnützen konnte, und in dem er die Quellen zu seinem einläßlichen, allseitig orientierenden Lebensbild am Anfange des Buches fand, war auch die Lebensbeschreibung des Schwärmers und Philanthropen Joh. Kaspar Schweizer vorhanden, dessen märchenhaft abenteuerliche Schicksale zur Zeit der französischen Revolution Stoff genug zu einem großen Roman und einem halben Dutzend Novellen enthielten, wie Gottfried Keller sich ausdrückte. Die Veröffentlichung des für die Zeitgeschichte so interessanten Werkes, an dessen stilistischer Ausarbeitung auch die Kenner eine besondere Freude empfanden, erfolgte im Herbste 1884. Wenn auch die deutsche Presse in dem Helden mehr eine tragikomische Person, einen politischen Don Quixote erblickte, begrüßte sie doch das Buch mit voller Anerkennung. Das Jahr 1899, welches die Erinnerung an die großen Kämpfe um Zürich, die vor hundert Jahren stattfanden, lebhafter auffrischt, sollte der Biographie mit ihrer außer-

ordentlich anschaulichen Schilderung jener Ereignisse neue Leser und Freunde im Schweizerlande gewinnen.

Streifte diese Veröffentlichung auch schon stark in andere Gebiete hinüber, so war sie doch noch aus dem Fache des Litteraturhistorikers herausgewachsen. Mehr die durch betrübende Umstände ihm von außen erwachsene Nötigung, für neue Erwerbsquellen zu sorgen, als der innere Drang ließ Bächtold von 1879 an fünf Jahre für die „Neue Zürcher Zeitung“ die Redaktion des Feuilletons übernehmen. Trotzdem diese vorübergehende Thätigkeit für den Gelehrten ein Ausspannen, eine geistige Erholung bedeuten sollte, wandte er ihr seine volle Sorgfalt zu. Das Feuilleton war unter seiner Leitung gediegen, vornehm. Leichte Gelegenheitsware fand keinen Zugang; für Gefälligkeitsdienste auf bloße Empfehlungen hin war er nicht zu haben. Gottfried Kellers Urteil bildete seine höhere Instanz, und wer vor dem gestrengen Redakteur gut angekommen war, mochte zufrieden sein. Jede Kameradschaft hielt er sich tapfer vom Leibe, wie er es auch in rein litterarischen Dingen gethan hat; von keiner Modeströmung ließ er sich mitreißen, und wenn er einmal die Feder ansetzte, um seinem Aerger Luft zu machen, so gebot er über die feinsten Waffen der Polemik, der Ironie und Satire, wie kaum ein zweiter. Daß er selbst dabei nicht immer ungeschoren wegkam, ist begreiflich, zumal wenn er sich gegen Hohlheit und Phrase und gespreiztes Wesen frisch ausgesprochen hatte. Es bekam ihm nicht zum besten, als er für Gottfried Keller ins Feuer ging, nachdem dieser von Johannes Scherr 1882 in „Porkeles und Porkelessa“ hart angegriffen worden war. Auch der lustige Spott, mit dem er einer erträumten Bundessubvention für Dichter und Schriftsteller zu Leibe ging, trug ihm erstaunte Fragezeichen und mißbilligende Blicke ein. Am meisten Anerkennung mag ihm später der Artikel „Pro juventute“ gebracht haben, in dem er gegen das Uebermaß von Hausaufgaben für die Schuljugend zu Felde zog, was in Zürich und auswärts nicht geringe Bewegung hervorrief. Auch seine Theaterrezensionen wurden viel beachtet, wenn sie auch nicht gerade seine Liebhaberei waren; besonderes Aufsehen z. B. erregte sein Urteil über das Gastspiel der Meininger in Basel. Am liebsten aber las man Bächtolds wissenschaftliche Feuilletons, in denen sich mit dem tiefgründigen Inhalte liebenswürdige Mitteil-

samkeit und ein so anmutig gefälliger Fluß der Sprache verbanden. Wie konnte da unvermutet die herzlichste Schalkheit aufblitzen, wie floß ihm aber auch ungesucht das ergreifende Wort des Ernstes zu! „Ihre Handschrift hat es mir angethan, die lieben, weichen Züge", schrieb ihm einst Pfarrer von Ah in Kerns, und wirklich, eine auffallendere Uebereinstimmung des Stils mit den Schriftzügen ließ sich kaum finden. Als er in der Zeitung zu veröffentlichen anfing, was in der Studierstube ausgereift war, rühmte Gottfried Keller die ruhige Klarheit, Flüssigkeit und Tüchtigkeit. Darstellungen wie „der arme Mann im Toggenburg" (1882) und „der Lexikograph Josua Maler" (1884) gereichten dem Blatte zu hoher Zierde, ohne daß sich ihr Urheber gerade viel daraus machte. Wenn dann noch der Feuilletonredakteur einen Abstecher machte und mit bezwingender Anschaulichkeit und hinreißendem Humor aus seinen Ferien zu plaudern anfing, oder über bestimmte Anlässe, wie die Einweihung der Tellskapelle 1883, da waren wieder viele, die bedauerten, daß der Gelehrte nicht ganz ein Journalist geworden sei. Wohl war eine leise Versuchung dazu in diesen Jahren, die ihm die erstrebte akademische Thätigkeit noch in unabsehbarer Ferne zeigten, mehr als einmal an ihn herangetreten. 1880 war ihm von der „Schweizer Grenzpost" die Stelle eines Chefredakteurs angeboten worden; doch er lehnte unter der entschiedenen Zustimmung Gottfried Kellers ab und ging mit neuem Mute an sein Lehramt, in die Schule.

Es war ein schönes Jahrzehnt für die höhere Töchterschule und das Lehrerinnenseminar von Zürich, da der Herr Dr. Bächtold deutsche Sprache und Litteratur und dazu Geschichte dozierte. Da war nichts von Schulmeistertum und pedantischem Fahren in alten Geleisen; es war aber auch kein hochfliegendes schöngeistiges Strebertum, kein litterarisches Schaumschlagen und ästhetisches Verzuckern. Die Schülerinnen standen im Banne der Macht, die ein großes und sicheres Wissen ausübt, ein Wissen von den Quellen her, nicht aus Hilfsbüchern und Kommentaren zusammengepumpt. In ruhigem Flusse strömte ihnen das Beste zu; das feste Gebäude des für die Schule gebotenen Ueberblickes schmückten lebensvolle Einzelheiten, ungeahnte Vergleichungen. Nahm es der Sprachkundige streng mit der Form, und war seine Ironie gegenüber allem Flüchtigen und Flitterhaften gefürchtet, so machte seine gemütvolle Art, die scheinbar

spielend unterrichtete, seine Stunden für die Gegenwart zum Genuß, für die Erinnerung unvergeßlich. Trotzdem wird sich niemand darüber verwundern, daß Bächtold die 25 Lehrstunden, die ihm das Schulamt aufbürdete, mehr und mehr als eine Last empfand. Die Anforderungen, die an seine Arbeitskraft gestellt wurden, waren außerordentlich; das Schulhalten konnte ihm als Lebensbestimmung nicht genügen, und mit immer größerer Sehnsucht schaute er nach den Regionen hinüber, wo die reine Wissenschaft gepflegt wurde. Ein Werk jedoch ist aus seinem Schuldienste erwachsen, das seinen Namen auch in der pädagogischen Welt fortführen wird, sein deutsches Lesebuch.

Einem Litteraturkenner, einem Germanisten wie Bächtold, den das Geschick vor die Schulbänke geführt hatte, konnten die bisherigen Lesebücher nicht genügen. Wohl hatte Götzingers „Dichtersaal" treffliche Dienste geleistet; allein er beschränkte sich auf die Poesie und ging nur schüchtern über die Klassiker hinaus. Wackernagels umfangreiche Kompendien gingen für die Bedürfnisse der Mittelschule viel zu weit. Sollte das schweizerische Gymnasium auch in den Lesestoffen für immer ganz von deutscher Eigenart abhängig sein, und das höhere Geistesleben in vaterländischer Kultur und Poesie unserer Jugend gar nie zum Bewußtsein kommen? Und wieder war es Gottfried Keller, der Bächtold in seinem Gedanken unterstützte, ihm mit freudigster Teilnahme zur Seite stand, unbekannte Lesestücke zur Aufnahme anriet, über der Auswahl sorgfältig wachte und darüber seine Grundsätze entwickelte, die zum Teil wörtlich in die Einleitung zu dem Bande für die obere Stufe übergegangen sind. „Kellers Lieblingslektüre", konnte der Herausgeber nachher sagen, „läßt sich genau nach dem obern Band meines Lesebuches feststellen." Noch mehr! Der Dichter ließ sich für das Lesebuch die Ausgestaltung der eigenen darin aufgenommenen Gedichte angelegen sein. Er gewährte Stücken Aufnahme, die den meisten seiner Verehrer noch unbekannt waren, wie dem gedankenreichen Aufsatze „Am Mythenstein" und der prächtigen „Johannisnacht", die von Leuten wie Paul Heyse mit Entzücken aufgenommen wurde. Ueber die ursprüngliche Absicht, nur eine Prosa-Sammlung zu veröffentlichen, kam Bächtold bald hinaus, und so erschien 1880 der große Band für die obere Stufe, dem 1881 das Lesebuch für

die untern und mittlern Klassen folgte. Beide wurden von der einheimischen wie auch von der auswärtigen Presse sehr warm empfangen. Gegenüber dem Schablonenhaften bisheriger pädagogischer Fabrikate erblickte man hier das ursprüngliche Werk eines mit erstaunlichem Geschmack ausgerüsteten Gelehrten, dem dazu ein ebenso großer Ueberblick über alle Litteraturgebiete zu Gebote stand. Vor allem gefiel der kühne Schritt, der über den gewohnten Kanon hinausging und zu den besten der modernen Dichter gelangte. Kein Gedicht, das man als minderwertig hätte ausmerzen mögen, und doch alle für die Schule, allerdings nicht immer nach der landläufigen, übertriebenen Aengstlichkeit bemessen. Das neue Lesebuch war nicht mehr der encyklopädische Tummelplatz für Geschichte, Mythologie, Geographie, Naturgeschichte, Technik u. s. w., sondern aus dem Inhaltsverzeichnisse sprach das Ziel des Deutsch-Unterrichts, die Schüler zu grammatischer und stilistischer Richtigkeit anzuleiten, sie in die Welt der deutschen Dichtung und Sage, des deutschen Volkstums einzuführen, den Geschmack zu bilden und die in unserer Jugend nur spärlich genährte Flamme der Begeisterung für das Ideale nicht erlöschen zu lassen. Besonderes Lob erhielt die Auswahl der Stücke zur Litteraturkunde. Das schweizerische Lesebuch kennzeichneten nicht nur die Koryphäen der deutsch-schweizerischen Poesie, sondern in einer Anzahl mustergültiger Lesestücke spiegelten sich auch die wichtigsten Kulturepochen unseres Vaterlandes wider, von Ekkeharts Walthari bis zur vortrefflichen Rede bei der Murtener Schlachtfeier, die Bundespräsident Welti, der über das ganze Buch hocherfreut war, dem Herausgeber zur Verfügung stellte. Die Grenzlinie, die bei solchen patriotischen Dingen oft gar zu leicht überschritten wird, lag für den Herausgeber festgezogen da; sie war in seinem ganzen Geistesleben selbstverständlich, und chauvinistischer Anmaßlichkeit hat ihn kein Deutscher bezichtigt. Paul Heyse schätzte die Jugend glücklich, der ein solches Buch beim Unterricht in die Hand gegeben werde. Er bewunderte den Takt, mit welchem Bächtold den ausgetretenen Geleisen ausgewichen sei, ohne sich auf allzu intime und absonderliche Pfade zu verirren, auf die ein guter Pädagoge seine junge Schar nicht zu frühe führen solle. Seinen ganzen Beifall hatte es, daß der Verfasser überhaupt mehr den Sinn für das Dichterische im allgemeinen zu wecken gesucht habe, statt mit wissen-

schaftlich-historisch-ästhetischer Prätension zu verfahren, worüber so oft das „Anzüglichste" der Poesie im Schematismus verloren gehe. Der erste Band wurde bald in eine untere und eine mittlere Stufe getrennt; die beiden Bücher erlebten mehrere Auflagen und haben an vielen Gymnasien, Gewerbe- und Sekundarschulen ihren Platz behauptet, Schülern und Lehrern zur Freude. Nur das Lesebuch für die Oberstufe samt dem vorzüglichen Kommentar von Haug ist bis jetzt bei der ersten Auflage geblieben, weil die Einrichtung des Deutschunterrichtes in den Oberklassen vieler Anstalten bedauerlicherweise die Verwendung auch des besten derartigen Hilfsmittels noch ausschließt.

Bei seiner Schulthätigkeit blieb Bächtold nicht in den Grenzen des jährlichen Pensums stehen. In öffentlichen Vorträgen, die sehr stark besucht wurden, ließ er weitere Kreise an seinen Forschungen teilnehmen. Mit regem Interesse nahm das gebildete Zürich seine Darbietungen über das geistige Leben der Stadt im achtzehnten Jahrhundert auf; wie viel Neues und Wichtiges wußte der Gelehrte über das Bodmer'sche Haus, über den Aufenthalt Klopstocks, Kleists, Wielands, Fichtes, Goethes in Zürich vorzubringen! In dem Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" (1882/83) wurden diese meisterhaft abgerundeten Darstellungen auch allgemeiner bekannt gemacht und riefen lebhafte Spannung für die Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz hervor. (Er beabsichtigte zuerst die einzelnen Bilder zu erweitern und gemeinsam mit Ludwig Hirzel, der ihn bei diesem Anlasse den „loyalsten Compagnon" nannte, in Buchform herauszugeben. Der Plan mußte vor der größern Aufgabe zurücktreten.) Als Bächtold drei Jahre später einen Cyklus von zwölf Vorlesungen über Shakespeares Dramen hielt, vermochte das Auditorium die Zahl der Zuhörerinnen kaum zu fassen, und mit seinem einzigen bescheidenen Humor wußte er dann von seinen wachsenden Erfolgen beim schöngeistigen Publikum zu erzählen.

Und die akademische Laufbahn, das Ziel des Lebens? Seine Energie zauderte nicht, die ersten Schritte zu thun; seine Ausdauer ließ sich durch kein vergebliches Harren und Warten abschrecken. Als Privatdozent habilitierte er sich am 19. Januar 1880 mit der Vorlesung über „die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie und Litteraturgeschichte", und die damaligen Zuhörer

mochten ahnen, daß an diese Reihe der gelehrten und fleißigen Männer aus der Vergangenheit der Name des Vortragenden selbst sich mit höchstem Ruhme schließen werde. In den folgenden Semestern setzte er ohne Unterbrechung seine Vorlesungen fort; bis um 11 Uhr dauerten seine Schulstunden am Lehrerinnenseminar; dann hatte er gerade noch Zeit, vom Großmünster zur Universität hinaufzusteigen, wo er für die letzte Vormittagsstunde angekündigt hatte. Er begann 1880 die Geschichte der deutschen Litteratur mit dem Reformationszeitalter, ließ das ganze sechszehnte, dann das achtzehnte Jahrhundert folgen und fügte dann die alt- und die mittelhochdeutsche Zeit hinzu, bis er sich seine Hefte über das ganze weite Gebiet angelegt hatte. Er las über das Nibelungenlied und über Walther von der Vogelweide. Der neuern Litteratur zollte er seinen Tribut, als er 1882 Goethes Götz von Berlichingen in dreifacher und 1883 Iphigenie auf Tauris in vierfacher Gestalt herausgab, nachdem er im Sommer des erstern Jahres Vorlesungen darüber gehalten hatte. Für die philologische Behandlung der Klassiker, für den Blick in die dichterische Werkstätte durch die Vergleichung der Werke in verschiedenen Fassungen, deren Texte er als der erste parallel nebeneinander stellte, leistete Bächtold damit einen erheblichen Dienst. Seine Fachgenossen nahmen die Ausgaben dankbar auf und spendeten der sorgfältigen Genauigkeit wie dem weisen Maßhalten bei der Angabe der Varianten alles Lob; die Edition der Iphigenie erhielt noch höhern Wert durch die Beiziehung einer bis jetzt noch völlig unbekannten Handschrift. Da aber die Herstellungskosten zu hoch stiegen, und das Absatzgebiet nur beschränkt war, mußte von weitern Publikationen derselben Art, wie von Goethes Werther und Schillers Räubern und Don Carlos, abgesehen werden.

Von „ausgebreiteter Gelehrsamkeit und großer Akribie“ sprachen die Berichte rühmend, sobald sie Bächtolds Arbeiten gedachten. Weithin ging seine Beteiligung an Fachzeitschriften, wenn er auch bei Neugründungen sich mit seinem Namen nicht als Lockvogel aufstellen ließ. Die gelehrten Vereine in Zürich zunächst fanden in ihm einen ungemein rührigen und zuverlässigen Mitarbeiter, der in Wort und Schrift immer mit den wertvollsten Gaben bereit war. In den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft veröffentlichte

er 1880 „das glückhafte Schiff von Zürich, nach den Quellen von 1576", mit einer Einleitung über die Schützenfeste und neuen Gesichtspunkten für Johann Fischarts Werk. Im Taschenbuch für 1883 schrieb er über „die Züricher Minnesinger"; als Neujahrsblatt der Stadtbibliothek erschienen 1890 „Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte", nebst einem Beitrag zu seiner Biographie. Dem Anzeiger für schweizerische Geschichte spendete er viele Mitteilungen. Schon von Solothurn aus war er mit deutschen Zeitschriften in fleißige Verbindung getreten. So publizierte er z. B. in der Germania „Einundzwanzig Fabeln, Schwänke und Erzählungen des fünfzehnten Jahrhunderts", für die Jubiläumsfestschrift seines Lehrers Konrad Hofmann und dann für die Romanischen Forschungen 1889 eine Abhandlung „über die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz." Wie reichhaltig muß die Bibliographie all der kleinern wissenschaftlichen Forschungen aussehen, die von Bächtolds Schreibtische stammen! Und neben den Fachblättern, wie viel verdanken ihm die Beilage zur Allgemeinen Zeitung, die Deutsche Rundschau, Nord und Süd, und nicht zu vergessen die Allgemeine deutsche Biographie!

Wie er mehr und mehr um Rat und Auskunft angegangen wurde, wie liebenswürdig er stets bereit war, den Begehren zu entsprechen, dafür zeugt seine ausgebreitete Korrespondenz mit den Gelehrten und Fachgenossen, zu denen er vielfach in freundschaftliche Beziehung trat, und die ihn hoch und teuer hielten. Das Wort von Michael Bernays (1882): „Ich bewundere Ihre Arbeitskraft und würde Sie darum beneiden, wenn ich nicht über die Vorzüge und Leistungen eines so werten Freundes eine reine, ungemischte Freude empfände", war ihnen allen aus dem Herzen geschrieben. J. V. Widmann nannte ihn den wahren Wunderbrunnen, wo es reichlich quelle; so prompten und so umfassenden gründlichen Bescheid habe er noch nirgends bekommen. Namentlich staune er, daß Bächtold alles so unmittelbar auf die Anfrage zu antworten wisse, gleichsam uno stans pede. So begrüßte ihn schon 1874 Fritz Staub als „den ersten auf dem Platze" mit den Hilfeleistungen für das Idiotikon. Diesem vaterländischen Werke stand er überhaupt thatkräftig zur Seite, und in der leitenden Kommission gab sein Wort oft den Ausschlag. Bei Bücheranschaffungen in den Bibliotheken

hielt man sich an sein sicheres Urteil, und was er später dem Verein zur Verbreitung guter Schriften war, sagt der warme Nachruf, der dem unvergleichlichen Berater im Heftchen „Zwischen Himmel und Erde" gewidmet ist.

Die Jahre vergingen. Vor den Augen schwebte stets das große Lebenswerk; still, aber unablässig schritten die Vorarbeiten zur schweizerischen Litteraturgeschichte weiter, doch zur freien, planmäßigen Entfaltung fehlte die Zeit; er mußte den Zwang der Schulstunden als eine Fessel empfinden. Aber die leitenden Kreise in Zürich waren noch nicht zur Würdigung des Mannes gekommen, den die Gelehrtenwelt als den „Stammhalter der germanistischen Studien in der Schweiz" allgemein anerkannte, und kleine formale Rücksichten ließen sie den Ausruf der Befremdung: „Privatdozent immer noch?" den Bernays an der Spitze seiner Fachgenossen that, überhören. Bächtold mochte lächeln, als 1882 eine Anfrage an ihn gelangte, ob er den Lehrstuhl für deutsche Philologie im fernen Krakau übernehmen wolle. Im folgenden Jahre bemühten sich einige Freunde in Basel, ihn als Nachfolger Heynes in Vorschlag zu bringen: „Es ist die einzige Anerkennung, welche die schweizerische Republik geben kann, daß sie hervorragende Kräfte im Vaterlande nicht brach liegen läßt." Man erwartete dort von Zürich, daß es vorgehen werde, und wählte einen deutschen Gelehrten. Aber noch vier Jahre dauerte es, bis, wie ein hervorragender Eidgenosse ihm schrieb, die Behörden ihm denjenigen Platz einräumten, den sie ihm schon lange schuldeten. „Endlich haben sie ihre Pflicht gethan, und zu Ihrer Genugthuung gesellt sich die aufrichtige Freude aller derjenigen, die nach langer vergeblicher Erwartung endlich Ihr unentwegtes, ernstes und treues Wirken im Dienste der Wissenschaft belohnt finden." Am 18. Februar 1887 wurde Bächtold zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt, wodurch er fürs erste sich in den Stand gesetzt sah, nur noch die Hälfte seiner Schulstunden beizubehalten. Aber auch diese Doppelstellung würde wahrscheinlich noch längere Zeit gedauert haben, wenn nicht im Spätsommer des folgenden Jahres die Basler rasch und entschieden vorgegangen wären und Bächtold an die Stelle Behaghels auf den Wackernagel'schen Lehrstuhl berufen hätten. Nun wurde man in Zürich unter dem Einflusse der öffentlichen Meinung lebendig. Am 20. August 1888 ging das erste

Schreiben der Basler Kuratel an Bächtold ab, und am 31. August wählte ihn der Regierungsrat von Zürich zum ordentlichen Professor der deutschen Litteratur an der Universität, „auch mit Berücksichtigung der schweizerischen Litteratur nebst Bethätigung am deutschen Seminar.“ Bei aller Sympathie für Basel mußte das Schwanken des doppelt Gewählten nunmehr ganz kurz sein; er entschied sich für die Stadt, der sein bisheriges Wirken angehörte, und wo er festen Fuß gefaßt hatte.

Jetzt schien ihm das Leben neu aufzugehen. Wohl war die Verpflichtung zu zehn bis zwölf wöchentlichen Stunden für den akademischen Lehrer noch stark genug, aber sie galt ausschließlich dem Dienste der Wissenschaft. Eine überaus fleißige, ja ängstlich gewissenhafte Arbeit wurde fortan den Kollegienheften gewidmet. Bei jeder Wiederholung begnügte sich der Ordinarius nicht mit Nachträgen — und zur sichern Feststellung des geringfügigsten Datums ließ er sich keine Zeit gereuen, — er nahm eine Neugestaltung vor; Jahr für Jahr schien er strenger gegen sich selbst zu werden, und das Urteil, das er noch in seinen letzten Worten über die ganze angehäufte Sammlung abgab, würden alle Fachgenossen als zu herbe Selbstkritik erklären. Sein Hauptkolleg bildete die deutsche Litteraturgeschichte, die er in vier Semestern zu lesen pflegte, die alt- und mittelhochdeutsche Zeit, das fünfzehnte, sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert, das klassische Zeitalter, und es war ihm eine Herzensfreude, als er die Romantik daran schließen konnte, bei deren Vertretern er so viel Schönes entdeckte, wovon noch keine Litteraturgeschichte gesprochen hatte. Besondere Vorlesungen behandelten Goethe, Schiller; dann wurde eine Auswahl neuerer Dichter vorgeführt, die Dramatiker unseres Jahrhunderts erhielten ihre eigene Würdigung. Einzelstoffe waren Goethes Faust, Shakespeares Dramen, die einen großen Zuhörerkreis anzogen, Johann Peter Hebel. Die Frequenz seiner Vorlesungen stieg von Jahr zu Jahr, ihm selbst nicht begreiflich. Denn nicht ohne Bangen begab er sich in sein Auditorium. Seinem Vortrage fehlte der Zauber der unmittelbar hinreißenden Rede, der Schwung, die Begeisterung. Und er empfand das als einen Mangel; es konnte Stunden geben, da er sich trotz seinen Erfolgen von der akademischen Thätigkeit weg und auf den stillen Posten eines Bibliothekars wünschte.

Es hätte ihn in die größte Verlegenheit gesetzt, einen freien Vortrag zu halten, wie denn auch das Auftreten als Redner bei keinem Anlaße seine Sache war. Wer nur augenblickliche Anregung suchte, wer nicht dem tiefen Borne des Wissens nachgehen, sondern sich nur von einem Sprühregen von Geist und Wortgewalt überschütten lassen wollte, fand bei Bächtolds Vorlesungen seine Rechnung nicht. Aber wer darüber für ihre Vorzüge kein Ohr und keinen Sinn hatte, wer diese geschriebenen Meisterwerke nicht zu würdigen verstand, dem hätte allerdings die Hochschule ihre Pforten nicht erschließen sollen. In ruhiger Auseinandersetzung eine feine Ciselierarbeit, voll Leichtigkeit und Eleganz in der übersichtlichen Anordnung wie in der stilistischen Ausarbeitung der einzelnen Sätze, in der sorgsam abgemessenen Wahl der Ausdrücke und Bilder war jeder Vortrag Bächtolds ein kleines Kunstwerk für sich, das gleich druckfertig dem Setzer hätte übergeben werden können. Fast scheu vermied er das Wort der tiefen Gemütsbewegung, so dämpfte er die momentane Erregtheit; wie Mörikes Innenleben, wie Gottfried Kellers Sprachbeherrschung auf ihn gewirkt hatten, ließ seine schöne Diktion erkennen. Die Fertigkeit, Inhaltsangaben zu entwickeln, hatte er in sich aufs höchste ausgebildet — ein klassisches Beispiel davon erkennen wir z. B. in der Analyse des Walthariliedes in seiner Litteraturgeschichte, — und zu charakterisieren verstand er prächtig, schon mit wenig Worten. Schaute ihm gelegentlich sein glücklicher Humor beim Schreiben über die Schulter, er ließ ihn ungehindert diktieren, aber nur leise verrieten die Züge beim Vortrage seinen innern Anteil daran. Die fleißigen Hörer, und von Jahr zu Jahr hat ihre Zahl zugenommen, erhielten aus dem Munde des gelassenen Mannes eine Fülle reicher und nachhaltiger Belehrung. Keiner, der nicht in tiefer Dankbarkeit seiner gedächte, besonders wenn er auch an den Uebungen des deutschen Seminars teilnahm, denen sich Bächtold mit großem Eifer widmete. Für die Hebung dieses Institutes war ihm keine Mühe zu groß, wie er sich denn auch energisch für den Deutschunterricht der Lehramtskandidaten gewehrt hatte. Die Einführung der so wichtigen deutsch-pädagogischen Uebungen war sein Werk. Wie viel des Besten ging im traulichen Studierzimmer auf die Schüler und Schülerinnen über, wie einschneidend und wie milde doch wieder wußte er zu kritisieren, und

wie standen sie alle unter dem Einflusse seines wissenschaftlichen Ernstes und seiner tiefen Empfänglichkeit für das Schöne! Den Einzelnen förderte er freundlich, mit Geduld und Hingebung, ratend und helfend stand er ihm bis ins Leben hinaus zur Seite; er verstand es, das Vertrauen zu selbständigem Arbeiten zu erwecken, und wo hätte sich seiner jungen Schule ein geeigneteres Wirkungsfeld aufgethan, als in den mannigfaltigen Vorarbeiten zur Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, an denen er sie teilnehmen ließ! In Seminararbeiten und Dissertationen wurden unter seiner Leitung Bausteine dazu verarbeitet; Publikationen in Fachzeitschriften zeugen von dem Einflusse des Lehrers auf den Schülerkreis, und ein besonderes Denkmal dieses gemeinsamen Schaffens sind die drei Bände „Schweizerische Schauspiele des sechszehnten Jahrhunderts“, 1890—1893, zu deren Herausgabe die Stiftung von Schnyder von Wartensee zu Hilfe kam, und die uns mitten in das gewaltige Schaffensgebiet hineinführen.

Und welch ein Schaffen! Als im März 1887 die erste Lieferung der Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz bei Huber in Frauenfeld erschien, glaubten Autor und Verleger die Hoffnung äußern zu dürfen, daß sich das ganze, auf fünf Lieferungen von fünf bis sechs Bogen berechnete Werk „in nicht viel über Jahresfrist“ in den Händen der Subskribenten befinden werde. Aber aus diesem einen Jahre wurden gut fünf, statt der fünf Lieferungen sieben, statt 400 Druckseiten kamen über 900, von denen über 200 auf die Anmerkungen fallen, den Speicher, in welchem ein nicht unansehnliches Material aufgehäuft ist, wie die Vorrede nebenbei sagt. Wie's einmal ans letzte Sammeln und Ausgestalten ging, öffnete sich ein ungeahnter Reichtum von Quellen und Verbindungen, vor welchem dem Leiter des Werkes mehr als einmal bange werden wollte. Es waren die Jahre des „Schanzens“, wie er selbst zugestand. „Es ist allerdings über dem Arbeiten bei Nacht mehr zwei als ein Uhr geworden“, bemerkte er einmal in seiner einfachen Weise. Das waren die Zeiten, da die Kraft seiner Augen sich zu schwächen begann, und der anhaltende Aufenthalt im Studierzimmer die Gesundheit merklich beeinträchtigte. Wenn er im Zuge war, und er hatte keine Zeit, seine „guten Stunden“ abzuwarten, dann kannte er im ununterbrochenen Arbeiten nur die Abwechslung, daß

er je zwei Stunden sitzend, darauf wieder zwei Stunden stehend schrieb und in den kurzen Zwischenpausen ein wenig Klavier spielte. Wer möchte von der unsäglichen Mühe reden, die es kostete, durch alle die Wirrnisse hindurchzudringen, und mit dieser Klarheit, dieser Bestimmtheit die fast unabsehbare Fülle des Stoffes zu sichten und jeder litterarischen Aeußerung, jedem Buch und Büchlein den richtigen Platz und Rang anzuweisen? Wohl kam ihm dabei sein ausgezeichnetes Gedächtnis zu Hilfe, das ihn nie im Stiche ließ, und das seine Schüler nicht genug bestaunen konnten. Es war so vieles bis jetzt noch ganz unbekannt, von anderen Erscheinungen hatten sich nur allgemeine Begriffe und schiefe Urteile weitergepflanzt, manches hatten Lokalpatriotismus und Dilettanteninteresse da und dort einmal aufgestöbert, und dann war es wieder verschwunden und nur schwer aufzufinden. „Ich bin nun doch froh", heißt es im Vorwort über das Drama des sechszehnten Jahrhunderts, „daß irgendwo eine zuverlässige Beschreibung dieser seltenen Büchlein gegeben ist, die ich in aller Herren Ländern aufgetrieben und durchgelesen habe, was sobald nicht wieder von einem Zweiten geschehen dürfte." Wie viel aufopfernde, aufreibende Thätigkeit rufen uns diese schlichten Worte zurück! Da lagen, wenn man zu Bächtold kam, in zwei festen Handköfferchen diese Schätze zur Seite des Schreibtisches; war das Tagewerk vorbei, wurden die Köfferchen sorgfältig geschlossen: „sollte Feuer ausbrechen, könnten sie so zuerst und am leichtesten gerettet werden."

Es ist ein weiter Weg von der Klause des hl. Gallus bis zu Bodmers patriarchalischer Häuslichkeit, und die prächtigen Einleitungen zu den einzelnen Hauptabschnitten führen uns in prägnanten Zügen durch die wichtigsten Thatsachen aus dem Leben, Ringen und Streben der Eidgenossen. Aus dem Boden der politischen Ereignisse und der Kulturzustände wachsen auch die Lebensregungen der Phantasie, und in die Gesichter der Vorfahren, wie wir sie uns denken, kommt erst recht Farbe und Charakter, wenn wir vor uns sehen, wie sie auch der holde Traum des Daseins bewegen konnte. In der Stille ihrer Zellen sitzen die fleißigen St. Galler Mönche über ihren Manuskripten, getreue Hüter der alten deutschen Sprache, und aus den ziervollen Initialen entwirren sich nicht nur fromme Andachtsübungen, sondern auch die Verse der Heldensage.

Die weltgeschichtlichen Fluten der Kreuzzüge und des Rittertums treiben auch nach den Schweizergauen; berufene Vertreter der höfischen Dichtung zählen wir zu den Unsrigen, und manches einheimischen Edlen Wappen ziert die Manesse'sche Liederhandschrift. Während bürgerlicher und gelehrter Kunstbetrieb in dem Heldenzeitalter nur schüchtern nebeneinhergeht, begleitet in trotzig kraftvollen Tönen das Volkslied die Siege gegen Oesterreich, Burgund und das Reich. Und dann das sechszehnte Jahrhundert! Rauflustig, derb, übermütig, und so auch seine Poesie, die in ihrer beweglichsten Form, dem Drama, mehr als in allen andern Landstrichen deutscher Zunge mit der Sitte des Bürgertums verwächst. Die politische Oede zur Zeit des Fremdendienstes und des Patrizierregimentes starrt auch trostlos aus den geistigen Erzeugnissen, bis dann in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von der Schweiz aus der erste frische Luftzug geht, der in der deutschen Litteratur den Dunstkreis frei für die kommende große klassische Periode macht. -- Mit dem warmen Anteil des Forschers nicht nur, sondern auch mit dem Herzen des Schweizers hat Bächtold diesen langen Weg zurückgelegt. Und ist auch nicht alles gut und erfreulich, was er gesehen und aufgedeckt hat, und ziehen sich oft auf der Stirne die Falten des Aergers zusammen, oder spielt um die Lippen der leise Spott, so heimelt uns doch alles an und wächst uns ans Herz, „denn es ist im Vaterland."

„Ich wollte ferner ein lesbares, manchmal sogar kurzweiliges Buch schreiben." Darüber brauchte von vorneherein keiner in Sorge zu sein, der die Schreibweise Bächtolds kannte. Er zeichnete, wenn er schrieb; was er schilderte, steht dem Leser lebendig vor den Augen. Die überall sichtbare gemütliche Teilnahme des Darstellers erhöht die Freude des Genießens. „Die klassisch einfache Darstellung, verbunden mit durchgehender poetischer Belebung, erweckt das Wohlbehagen, die Freude, den Dank des Lesers", urteilte Salomon Vögelin nach der ersten Lieferung, und Gaston Paris: „J'y ai trouvé une science très solide et un talent d'exposition tout à fait distingué." Man liest sich so leicht hinein, man geht, als wandle man auf einer gut gepflegten, im Schatten liegenden, gemächlich ansteigenden Bergstraße, in frischer reiner Luft, bei jeder Biegung einen neuen, überraschenden Ausblick vor sich. Das Maß-

volle, das Feine ist hier wieder Bächtolds beneidenswerte Besonderheit. Wo er bewundert, spricht er's aus vollem Herzen aus, doch ohne Superlativ und ohne Uebertreibung. Wo er tadelt, scheut er das harte Wort nicht, aber der verletzende Tadel ist giftfrei. Das wohlfeile Vergnügen, einmal angespießte Unglückselige hinzuquälen und langsam auszappeln zu lassen, ist nicht seine Sache, er thut's kurz ab. Des Humors ist ihm eine große Fülle eigen, und mit gutem Witze versteht er manches Nebenweglein angenehmer zu machen. Das Schwierigste war, Uebersicht und Abrundung bei der Ausdehnung eines Stoffes zu gewinnen, der fortwährend unter den Händen wuchs. Da fiel manches den Anmerkungen zu, die am Schlusse vereinigt den vierten Teil des Werkes ausmachen und zu wahren Schatzkammern und Fundgruben des Wissens geworden sind. Vieles liegt noch unverwendet in den gesammelten Papieren und Heften; sorgfältig hat er bis zum letzten Tage alles Neue nachgetragen.

Besondere Mühe und Anstrengung wurden ihm noch beim letzten Abschnitte des Buches zu teil, als er die endlosen Manuskripte des schreibseligen Bodmer zu entziffern hatte. Schon 1883 hatte er sich in einer Monographie „Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer" einläßlich mit dem Streite der Leipziger und der Schweizer beschäftigt; 1894 veröffentlichte er im Zürcher Taschenbuch die Briefe von J. G. Schultheß an Bodmer. In der Versammlung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft in Zürich hielt er einen Vortrag über Bodmer und Breitinger, wie er schon 1887 die Teilnehmer der deutschen Philologen-Versammlung mit einem Essai über den Ring des Heinrich Wittenweiler erfreut hatte. Aber was ihm jetzt an Material zuströmte, war, besonders bei der unleserlichen Handschrift des alten Herrn, fast gar nicht zu bewältigen. „Dieser alte Bodmer will mir gar nicht sterben!" schrieb er einst in komischer Verzweiflung, und es mag etwas von Vergeltungsrecht darin gesteckt haben, als er ihn gegen den Schluß hin ziemlich rabiat und burschikos anfaßte. Endlich war es doch geschehen, und als der letzte Korrekturbogen auch der nachträglichen Zusätze und Verbesserungen durchgesehen war, da durfte die Feder schon zu einem freudigen Schnörkel ausholen und nach Art der St. Galler Mönche ein Sprüchlein dazu setzen: Optima

vox, gar us! Und als wir ihn an diesem Tage, am Sechseläuten von 1892, zum Zunftmahle abholten, da gab es keinen fröhlicheren Mann an Zürichs Frühlingsfeier.

„Gar us?“ Die Litteraturgeschichte schließt mit Bodmers Tode, 1783, ab. Aber „der vorliegende Band ist gerade dick genug geworden. Man wird mir wohl glauben, daß ich nach der nicht unbeschwerlichen Wanderung durch die Niederungen des Flachlandes unserer Litteratur gerne den freien, sonnigeren Höhen, auf denen ein Gottfried Keller u. a. wohnen, entgegenstrebe. Dazu bedarf's jedoch erst mancher Vorarbeiten. Jedenfalls behalte ich einen zweiten, kleineren Band fest im Auge.“ Die deutsche und die schweizerische Kritik des Buches behafteten ihn gerne bei diesem Worte. Dazu wünschten auch viele Stimmen bei der zweiten Auflage eine Umarbeitung des Werkes, da nämlich, wo es sich fühlbar mache, daß der Verfasser aus Mangel an fremden Vorarbeiten die Handlangerdienste selbst übernehmen mußte. Daß er sich da, wo er unbebautes Gebiet vorfand, auch im Hauptteile einer Ausführlichkeit befliß, die sich mit der kunstgerechten Oekonomie des Ganzen nicht wohl zu vertragen scheint, war bei der gesteigerten Teilnahme für solche Dinge, die leicht von der Rücksicht auf das Gesamte ablenkt, natürlich. Vornehmlich auf den Abschnitt über die Dramen des sechszehnten Jahrhunderts und auf die zur Monographie gewordene Darstellung Bodmers wurde hingewiesen. Als Bächtold im letzten Sommer seines Lebens noch sich anschickte, die Vorbereitungen für die längst nötig gewordene neue Auflage zu treffen, und die einzelnen Teile mit durchschossenem Papier vor ihm lagen, dachte er wohl an ein wenn auch nicht zu weit gehendes Umformen. Da kamen ihm gerade noch die Aushängebogen des von Erich Schmidt herausgegebenen Nachlaßwerkes von Michael Bernays „Zur neueren Litteraturgeschichte“ vor Augen, dessen erste Abhandlung „Die deutsche Litteratur in der Schweiz“ ausführlich das ganze Buch bespricht. Dabei ist gerade die Eigentümlichkeit der beiden angefochtenen Abschnitte in Schutz genommen und als berechtigt erklärt, wie denn die Besprechung überhaupt die Vorzüge des Werkes in all seinen Teilen geistvoll hervorhebt. Bernays rühmt es als einen Vorzug der Bächtold'schen Darstellung, daß sie bei all den bunt wechselnden Stoffen eine Einheit in der Schar der Dramendichter bemerkbar

zu machen verstand, die doch durch Verschiedenheit der Sinnesweise wie durch das verschiedene Maß der Begabung oft so weit von einander getrennt erscheinen. Er weist nach, daß die einzelnen Persönlichkeiten in ihrer Eigenart schärfer begrenzt, aus der Masse herausgehoben sind, und in den fein und bedächtig ausgearbeiteten Inhaltsangaben hört er den bezeichnenden Grundton des einzelnen Dramas vernehmlich anklingen. Welcher Einsichtige, fragt Bernays dann bei Bodmer, würde sich denn beikommen lassen, den Verfasser mit irgend einem Tadel zu behelligen, nachdem die „Monographie" zu einer so farben- und gedankenreichen Geschichtsdarstellung geworden sei? Nach dieser Beurteilung, sagte Bächtold bei unserer letzten Zusammenkunft, sehe er sich um so weniger veranlaßt, die Neuauflage wesentlich verändert herauszugeben.

Das „laus et gloria Deo!" das er am 22. März 1892 in seinen Taschenkalender eintrug, wird durch die Stelle eines Briefes an Frau Mörike kräftig illustriert. „Ich bin ein geplagter Mann", hatte er ihr am Ende des Jahres 1889 geschrieben. „Drei, vier große Arbeiten sind im Druck und verlangen dringend ihre Beendigung. Vor allen die Beendigung der schweizerischen Litteraturgeschichte, von der bis jetzt etwa 500 Seiten gedruckt sind, dann die Ausgabe von Goethes «Dichtung und Wahrheit», von welcher noch zwei Bände zu drucken sind. Daneben nimmt mich das Amt immer mehr in Anspruch: ich muß neue Vorlesungen ausarbeiten, eine Masse Fachschriften zu bewältigen suchen. Kurz, es ist jahrein und -aus eine wahre Hetzjagd. Das wird noch ein Jahr so weiter gehen; dann wird's endlich Ruhe geben, und dann ist mein Erstes: Abschluß des Mörike-Buches." Fortwährend häuften sich bei ihm die eingegangenen Verpflichtungen. Kaum hatte er 1888 dem Programm der Töchterschule eine Erörterung über Schillers dichterisches Schaffen im „Demetrius" beigefügt, als er unmittelbar darauf aus Deutschland einen ehrenvollen Auftrag erhielt, der ihn nicht wenig erfreute, aber ihm gleichzeitig jene neue Last aufbürdete, von der in dem Briefe an Frau Mörike soeben die Rede gewesen. Die Großherzogin Sophie von Weimar lud ihn ein, für die große, aus dem nun erschlossenen Archiv ergänzte Goethe-Ausgabe die Edition von „Dichtung und Wahrheit" und später auch der Tagebücher zu übernehmen. Die Zeit vom 17. März bis 19. April 1888 brachte er

zu diesem Zwecke in Weimar zu, arbeitsvolle Wochen, denen es allerdings an frohmütigen Episoden nicht fehlte, wie es in seinem Huldigungsbüchlein zu Reinhold Köhlers sechzigstem Geburtstag „Ein Mund voll kurzweiliger Schimpf- und Glimpfreden, observiert anno 1651—1652“ ergötzlich zu lesen ist. Im Frühling 1891 wurde der vierte Band von „Dichtung und Wahrheit“ fertig, bald lag auch die siebente Lieferung der Litteraturgeschichte vor, allein zur Mörike-Biographie kam's wieder nicht. Eine andere Aufgabe trat in den Vordergrund. Am 15. Juli 1890 war Gottfried Keller gestorben.

„Ich besinne mich ernsthaft, ob ich den litterarischen Nachlaß übernehmen will. Ich habe an dem Leutholds gerade genug bekommen.“ So schrieb Bächtold, als Kellers Testamentsvollstrecker, Prof. Schneider, ihn ersucht hatte, des Dichters litterarische Hinterlassenschaft zu sichten und zu verwerten. Und im Vorwort der Biographie erklärte er sich ohne Rückhalt: „Schwerer, als man es einem editionslustigen Litteraturhistoriker glauben wird, habe ich mich entschlossen, den beneidenswert schönen Auftrag zu übernehmen. Ein Schatten stellte sich zwischen den Verstorbenen und mich. In übler Stunde waren wir, wenige Jahre vor seinem Tode, auseinander gegangen.... Während ich noch schwankte, fiel mein Blick auf einen alten Brief Gottfried Kellers vom 28. Januar 1877. Er bat mich darin, ich möchte nach seinem Tode seinen Nachlaß, «ein paar tausend Briefe und Papierfetzen», etwas an die Hand nehmen. Heute löse ich das damals zurückgehaltene, jedoch im stillen mir selbst gegebene Wort ein.“ Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß kein anderer als Bächtold mit der Aufgabe betraut wurde, wie ja auch er noch zu Lebzeiten des Dichters, an dessen 70. Geburtstage die Festrede in der Aula der Universität halten mußte. Selbst ausgesprochene Gegner des Gelehrten, die ihm im Herzen den Vorzug schwerlich gönnen mochten, gaben zu, es sei „ein Glück, daß er zu diesem Werke berufen worden sei, das keiner so gut machen könne, wie er.“ Und als dann im Wintersemester 1891/92 Professor Bächtold eine öffentliche Vorlesung über Gottfried Kellers Leben und Werke angekündigt hatte, da war es ein Ereignis für die Stadt Zürich. Einer der größten Hörsäle des eidgenössischen Polytechnikums war jeden Montag Abend um 5 Uhr

gedrängt voll. Die Gebildeten aller Stände bewunderten nicht nur den Reichtum, sondern auch die feine Auswahl der ihnen gebotenen neuen Mitteilungen, und alles sah mit hoher Spannung dem in Aussicht gestellten biographischen Werke entgegen. Noch stellte sich aber ein äußeres Hindernis vor die Ausführung. Ungern erinnert man sich des unerquicklichen Testamentstreites, den ein Verwandter des Dichters anhob, und der zu langwierigen Gerichtsverhandlungen und bösen publizistischen Auseinandersetzungen führte, denen das litterarische Ausland mit peinlichem Staunen zuschaute. Nach zwei Jahren endlich war die Sache zu Gunsten des Testamentvollstreckers entschieden, und rasch kehrte Bächtold von der Ferienreise heim an den Schreibtisch. Auf Weihnachten 1892 erschienen Gottfried Kellers „Nachgelassene Schriften und Dichtungen."

Brachte der Band auch keine litterarischen Ueberraschungen, so erfreute sein Erscheinen um so mehr, als der sichere Takt des Herausgebers sich die unbestrittene Anerkennung für die Art des Vorgehens erwerben mußte. Die strenge Sichtung ließ keinen Tadel aufkommen, und man fand es in Deutschland „echt schweizerisch", daß im Vorwort die Hoffnung ausgesprochen sei, die getroffene Auslese werde den Ruf Kellers in keiner Weise beeinträchtigen. „Bei uns würde der Sammler eines solchen Nachlasses den Mund schon etwas voller nehmen." Nur einmal versagte dem Kenner der sichere Blick. Geschäftig stritten die ästhetischen Beurteilungen über den dramatischen Wert des veröffentlichten Trauerspielfragmentes „Therese." Von deutschen Theatern her verlangten es Spekulation und litterarische Feinschmeckerei zur Aufführung. Trotz seinen im Anhang des Buches ausgesprochenen Bedenken ließ sich Bächtold durch die Direktion der Zürcher Bühne bestimmen, das feine Bruchstück auf die Bretter zu bringen. Der Versuch mißlang, das große Publikum blieb teilnahmlos, und schwer geärgert veranlaßte Bächtold das Verbot jeder weitern Aufführung.

Im Vorwort zu den „Nachgelassenen Schriften" hatte er den Verehrern Gottfried Kellers eine freudige Ueberraschung in Aussicht gestellt, die ganz unvergleichlichen Briefe und die Tagebuchfragmente. Sie sollten demnächst in zwei Bänden erscheinen. Aber es ging ähnlich wie bei der Litteraturgeschichte; in kurzer Frist sah er sich einer Fülle des Stoffes gegenüber, die ihn zu einem dritten, um-

fangreicheren Bande nötigte. Und noch mußte er über Gebühr und zu seinem Leidwesen sich einschränken, obwohl ihm die Briefe von Paul Heyse und Theodor Storm, in denen sich der Dichter wohl am freisten über seine Zeitgenossen ausgelassen hat, nicht zur Verfügung standen. Schon im folgenden Herbste kam der erste Band unter dem Titel: „Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher" heraus, im nächsten Jahre der zweite, und Ende 1896 lag sein letztes Werk fertig vor. Wenn Kellers Freund, W. Petersen, darüber urteilte, es sei „ausgetragen, gereift, besonnen, warmherzig und doch in gewissem Sinne gelassen", wenn er ihn beglückwünschte, daß es ihm „nicht nur gelungen sei, interessant zu schildern, sondern auch das richtige Maß in jeder Beziehung zu finden", wenn er ihm noch dankbar war „für die liebevolle Art, wie auch die einzelnen Personen, Oertlichkeiten, die in irgend einer Weise hervortraten, Bedeutung gewonnen haben", so traf er mit dem größten Teil der hervorragenden Rezensenten zusammen, die Bächtolds Keller-Biographie besprachen. War die Aufgabe „beneidenswert schön", so trat einer kunstgerechten Darstellung schon die zeitliche Nähe des Mannes entgegen, und dieser hatte in seinem Lebensromane einen großen Teil der eigenen Bildungsgeschichte in einer Weise dargestellt, vor der jedes Nacherzählen erlahmen mußte. Die Biographie eines solchen Dichters erfordert nicht nur gelehrte Forschung, sondern kongeniales Nachfühlen, ein volles Erkennen der Geisteshöhe, die er erreicht hat. Und wenn Gottfried Keller selbst der ausgesprochene Gegner des enthusiastischen Tones in der Litteraturgeschichte gewesen war, so mußte die Beschreibung seines Lebens ihm entsprechende Akkorde anschlagen. Bächtold fand in dem ihm von Keller selbst gerühmten Buche, das die Witwe Uhlands ihrem Manne gestiftet hatte, das Vorbild zu seiner Arbeit, wenn er ihm auch nicht sklavisch folgte. Er ordnete die kostbaren Dokumente von Kellers Leben, er erläuterte, wo es not that, den Zusammenhang, er ergänzte die Lücken durch seine eigenen sorgfältigen Forschungen, für die er bekanntlich eine außerordentliche Findigkeit besaß; wo es aber nur anging, ließ er dem Dichter selbst das Wort, ohne sich zwischen ihn und den Leser zu stellen. Die eigenen Zuthaten sind richtig erwogen, nicht zu viel und nicht zu wenig, Diskretion und Behaglichkeit schön miteinander verbunden, freimütige Offenheit neben

pietätvoller Schonung. Man fand sogar, die offenbare Scheu, gegenüber einer so schlichten und ehrlichen Natur, wie Keller, in den Ton scheinbarer Uebertreibung zu fallen, habe manchmal die Feder des Verfassers gehemmt und lasse da und dort seine Darstellung etwas trocken erscheinen. Wer in dem ersten Bande zu viel des Schattens in Kellers früheren Zeiten zu finden glaubte, versöhnte sich damit, sobald er das Gesamtbild vor sich erblickte. Ungeteilte Bewunderung fand der Reichtum der Thatsachen und Einzelangaben in Text und Anmerkungen, die Bächtold während seiner Verbindung mit dem Dichter und während der Ausarbeitung seines Werkes mit Ausdauer und Geschick gesammelt hatte. Das sind nicht notdürftige Reminiscenzen, nicht gelegentliche Abfälle und Schnitzel, deren Bedeutungslosigkeit keine geistreiche Hülle verdecken kann. Nirgends drängt sich geschäftig die Persönlichkeit des Schreibenden hervor, alles scheint so einfach und schlicht gekommen, so selbstverständlich; kein Wort, keine Andeutung über die aufreibende Mühe und gewissenhafte Sorgfalt, die das alles gekostet hat. Staunend nahm man an der Biographie wahr, was Keller selbst einmal davon vorausgesagt hatte, man werde dabei einen Gang durch das bedeutende geistige Leben, das in Zürich zu seiner ersten Zeit herrschte, machen. Uebereinstimmend anerkannte man das Taktgefühl des Erzählers. Einen schnöden Angriff, den kleinliche Rachsucht in der „Frankfurter Zeitung" gegen ihn nach dem Erscheinen des zweiten Bandes richtete, hätte er wirksamst mit Gottfried Kellers Waffen selbst parieren können; das Arsenal stand ihm offen. Er unterließ es. Diejenigen, die eine zusammenhängende Darstellung von Kellers Leben mit einer Würdigung seiner Werke wünschten, ohne Briefe und Tagebücher, glaubte der Rastlose in kurzer Frist befriedigen zu können, nachdem er eben noch als Nachtrag zur Biographie eine Gottfried Keller-Bibliographie, ein Verzeichnis der sämtlichen gedruckten Werke, herausgegeben hatte. Der größte Teil des geforderten Buches lag schon druckbereit da, so daß der Wunsch nun nach seinem Tode noch erfüllt werden kann, ohne daß der begehrlichen „Kärrner" unzeitige Hilfe dazu kommen muß.

Der Rastlose! „Wenn ich dann einmal fertig bin, so will ich's auch gut haben", pflegte er scherzend im Kreise der Seinen zu äußern, wenn in den letzten Jahren die Ermüdung ihn stärker

angriff, und er sich vergeblich gegen das körperliche Leiden wehrte. Es wäre ihm auch nie möglich gewesen, die riesige Arbeitslast zu bewältigen, wenn nicht sein ganzes harmonisches Wesen, das reiche Gemüt, die schöne Lebensanschauung und über alles sein Familienglück das kräftige Gegengewicht zu seinen Anstrengungen gebildet hätten. Jakob Bächtold besaß einen ausgeprägten Sinn für das Familienleben. Er hatte ihn von Hause aus mitgenommen, und noch in dem Verhältnisse des erwachsenen Sohnes zu seiner Mutter lag ein Gefühlszauber verborgen, der etwas Rührendes hatte. „Nur der Mutter gegenüber haben wir auch in höheren Jahren noch das köstliche Recht, Kind zu sein." Schmerzbewegt trug er am 17. September 1883 die Nachricht ihres Todes in sein Gedenkbuch ein. „Mein Glück, mein Reichtum ruht in euren Händen", hatte sie ihm vorher noch geschrieben, als ihm das vierte Töchterlein geschenkt worden war, und er sich in hausväterlichem Behagen des Zuwachses gefreut hatte. Zu Hause war sein Leben, da war's ihm wohl. Wenn die sorgende Teilnahme der Frau Professorin ihm unermüdlich den mechanischen Teil seiner Thätigkeit erleichterte, und er in der unnachahmlichen Herzlichkeit seines Plauderns die Kinder, die ihm in ihrem Aufblühen so viel Freude bereiteten, zu Genossen seiner geistigen Beschäftigung machte, dann vergaß er der Mühen und Sorgen. War er abwesend, so erfaßte ihn immer wieder die Sehnsucht nach den Seinen; wenn er nicht tagtäglich ein Lebenszeichen von ihnen erhielt, wenn ein erwarteter Brief nicht rechtzeitig eintraf, so geriet er in Unruhe und Angst, der Tag war ihm verdorben, und er konnte recht unglücklich werden. Wie er dann selbst an die Lieben schrieb, wie er schon im Schreiben der einfachen Korrespondenzkarte ein Meister war, das wissen alle, die enger mit ihm verkehrt haben. Die Briefe z. B., die er von Weimar aus, wo er lebte „wie ein fett gewordener Märchenprinz", nach Hause richtete, die Schilderungen, die er von seinem Empfang und Aufenthalt bei Hofe jeweilen unmittelbar nachher entwarf, sind geradezu reizend, und es ist nur schade, daß sie nicht gedruckt werden können, indem sie dadurch das Köstliche ihrer intimen Naivetät verlieren würden. Seine Häuslichkeit umschloß ein prächtiges Behagen. Herzensfreude war es ihm, Gastfreundschaft zu üben, und wer je an dem Familientische gesessen hat, den er so gemütlich inmitten

seiner lieblichen Kinder präsidierte, während die Gäste der Hausfrau Küche und Keller priesen, wer in der Morgenstunde mit ihm auf seinem Lieblingsplätzchen, der rebenumrankten Altane seiner Wohnung weilte, wo er an schönen Tagen den Kaffee einzunehmen pflegte, wer in seinem Studierzimmer auf dem bequemen Stuhle saß und sich beim Räuchlein der Cigarre nach all dem stimmungsvollen Schmucke zwischen den Bücherreihen umsah, von der tickenden Schwarzwälderuhr bis zur Trippel'schen Goethe-Büste, vom Urbild von Kellers Meretlein bis zu den Reproduktionen der Werke Stückelbergs, zu Leuthold, Keller, Mörike und den Büsten Bismarcks und des „Steiner Josele" auf dem Schreibtisch, den Geschenken des Freundes Heinrich Natter, der wird diese Erinnerungen für immer festhalten. In der Familie wurde viel musiziert, des Vaters Begabung ging auf die Töchter über. Scherzend sagte er oft, er hätte eigentlich ein Musiker werden sollen. Die Schubertlieder hörte er gerne, Wagner wurde viel gespielt, Brahms, Grieg, Schumann waren seine Lieblingskomponisten. Mit Brahms war er persönlich befreundet.

Wenn ihn in Gottfried Kellers Briefen eine Stelle unsympathisch berühren mußte, so war es die Auslassung, in der sich der Dichter gegenüber Johanna Kapp so skeptisch über die Freundschaft ausspricht. Für Bächtold war es ein seelisches Bedürfnis, mit Freunden zu verkehren, sich ihnen ganz zu äußern. Das „tiefere Wohlwollen" war ihm durchaus eigen; sein behagliches, mildes, versöhnliches Wesen verschönerte jede Einzelunterhaltung und beherrschte ganze gesellschaftliche Kreise, in deren Mitte er weilte. Schein und ungerades Vorgehen konnte er nicht leiden, über kleinliches, engherziges Denken setzte er sich hinweg, sein Thun und Lassen war nobel, groß. Der Intrigue und jedem schäbigen Gebahren war er spinnefeind, und in rückhaltlosem Ausbruche konnte er seine Entrüstung äußern, wie man es von dem ruhigen Manne nie erwartet hätte. Daß er dagegen leicht empfindlich wurde, und daß ihn diese Empfindlichkeit mißtrauisch machte, gab er selbst zu. Diese Eigenheit hat ihm böse Stunden bereitet, aber eine goldene Naturanlage ließ ihn bald wieder vergessen, und der schöne Optimismus, den er sich zur Lebensrichtung ausgebildet hatte, schlug siegreich durch. Wie er immer das treffende Wort fand, um in

Poesie oder Prosa einem feierlichen Anlasse die Weihe zu geben, so beherrschte seine ungesuchte, gesunde Gemütlichkeit auch den ganzen Kreis und den ganzen Abend. Die „Liederchronik" zu Ehren des greisen Präsidenten der Antiquarischen Gesellschaft, Ferdinand Keller, ist in aller Gedächtnis geblieben. Die Geselligkeit häufig aufzusuchen, verbot ihm seine außerordentliche Vielbeschäftigung; es konnten Wochen vergehen, wo er nur den Weg vom Hause zur Universität und wieder zurück machte. War er dann aber dabei, so überließ er sich der Freude, ungebunden, frei; es steckte so viel von alter guter Tüchtigkeit und kerniger Kraft in ihm, daß sie so wenig als im Ernste etwas Halbes, Schwächliches bei den frohen Lebensäußerungen ertrug. Als Kollege war Professor Bächtold hochgeachtet und geschätzt; sein Wort galt viel, seine hervorragende Bedeutung ward neidlos anerkannt. Weit gingen sein Verkehr und seine Korrespondenz mit den Männern der Wissenschaft, besonders noch in den letzten Jahren. Auch mit Malern, Bildhauern, Komponisten, deren Namen zu den Ersten gehören, war er enger verbunden, „der Freund künstlerischer Bestrebungen in Wehr und Waffen." Sie ehrten in ihm nicht nur den Mann von Geist und Verdienst, sie liebten den offenen, biedern, den liebenswürdigen Charakter.

In den Ferien war es ihm eine Hauptfreude, zu reisen und zu wandern. Da ließ er den Gelehrtenstaub zurück und gab sich hin, wie er war, mit seinem tiefen Naturgefühl, seiner Lust am Leben und seinem herrlichen Humor. Zunächst wurden unsere Alpengegenden besucht, „es ist nirgends so schön wie in der Schweiz." Das Berner Oberland, Graubünden, Unterwalden, er wußte nicht, wem er den Preis zuerkennen wollte, und er hatte die glückliche Gabe des frischen unbefangenen Kindergemütes, das eins nach dem andern als das Schönste preist und dann wieder von neuem anfängt. Im Wallis, das er in Feuilletonartikeln so vergnüglich schilderte, daß Erich Schmidt im großherzoglichen Kreise von Weimar nach dem Vorlesen eines Goethe-Manuskriptes lustig bemerkte, das Leukerbad Bächtolds gefalle ihm besser als das Goethes von 1779, war er des Lobes voll über den Wein des Landes, und auch die verschiedenen Tiroler mundeten ihm. 1889 zog er nach Bozen zur Einweihung des Denkmals Walthers von der Vogelweide und begrüßte dort noch dessen Schöpfer, den lieben „Meischter" Heinrich Natter.

1893 ging's zum Andreas Hofer-Standbild nach Innsbruck und bei dieser Gelegenheit nach Venedig und über den Gardasee zurück; 1894 nach Natters Geburtsorte Graun an den Quellen der Etsch, von wo aus der Piz Lat bestiegen wurde; es war seine größte alpine Leistung. Aber er wanderte gern zu Fuß und oft mit einer Gewandtheit und Ausdauer, die man dem sonst schwer beweglichen Manne nicht zugetraut hätte. Dann erscholl sein herzliches Lachen von den Felswänden, und unerschöpflich war er im Witz. Wie belustigte es ihn, als im Bergdorfe Brigels die Leute verwundert seiner korpulenten Gestalt nachschauten! Hier sei er eine Sehenswürdigkeit, meinte er, denn da oben bleibe sonst alles gar schlank und mager. Sein fröhliches Behagen ging auf die Wirtsleute, die Kutscher und Träger über, mit denen er zu verkehren hatte; nach den ersten Sätzen war er in vertraulichem Gespräch mit ihnen und wußte auf ihre kleinen Leiden und Freuden einzugehen, als ob er Jahre lang unter ihnen gelebt hätte. Und wer hätte am Abend in der Bauernwirtsstube in dem einfachen Manne mit dem Pfeifchen im Mund, den Schoppen vor sich und eifrig in den Kreuzjaß vertieft den gelehrten Universitätsprofessor vermutet? In den Frühlingstagen wurden mit Vorliebe die Gestade des Vierwaldstättersees besucht, auch der Lago maggiore. Am Schlusse der beiden letzten Wintersemester, als seine Gesundheit schon erschüttert war, begleitete ihn die Gattin an die Riviera, nach Nervi, von wo er die freudigsten Berichte in die Heimat sandte, und ein alter Wunsch ging ihm in Erfüllung, als er 1897 noch mit seinem Freunde Viktor Meyer von Nervi nach Neapel fuhr. Ein wahres Entzücken spricht aus den Briefen, in denen er diese Reise und den Aufenthalt in Capri, Sorrent, Amalfi und Salerno schildert. Es waren die letzten Strahlen des Wanderglückes.

In verschiedenen Jahren begab er sich auch nach Deutschland, die Stätten der Studienzeit zu besuchen, Freunde wieder zu sehen, persönlich die brieflichen Beziehungen zu befestigen. Die Litteraturgeschichte und die Keller-Biographie hatten den Namen Bächtolds in die erste Reihe seiner Fachgenossen gestellt. Wohl blieb ihm die Ehrung in der eigenen Heimat nicht aus; von der Stadt Zürich war ihm 1892 „wegen der großen Verdienste um die Geschichte der schweizerischen und insbesondere der zürcherischen Litteratur und

in dankbarer Erinnerung an die langjährige, vorzügliche Lehrthätigkeit am Lehrerinnenseminar" das Bürgerrecht verliehen worden, und das Wort des Bundesrats Welti, die Litteraturgeschichte Bächtolds sei ein Markstein, auf dem unsere Nachkommen seinen Namen mit dankbarer Anerkennung lesen werden, fand in den schweizerischen Gauen Widerhall. Allein auch auf den deutschen Universitäten war der Zürcher Germanist, der sich auf allen Gebieten der Litteraturgeschichte so vorzüglich ausgewiesen hatte, und der gerade auch über die moderne Poesie ein gewichtiges Urteil zu fällen im stande war, schon mehrfach genannt worden, wenn es sich um die Besetzung eines Lehrstuhles handelte. Da traf im Juni 1895 aus Leipzig die bestimmte Anfrage ein, ob Jakob Bächtold geneigt sei, an der sächsischen Hochschule die Stelle des verstorbenen Rudolf Hildebrand zu übernehmen.

„Zeigt einen Weg mir an aus diesem Drang, hilfreiche Mächte!" Mit diesem Citate beginnt der Brief, in dem er mir die große Neuigkeit mitteilte. Die Schriftzüge zeigen die höchste Aufregung. Die Anfrage kam gerade in eine Zeit hinein, in der er sich nach einer Erleichterung seiner Pflichten sehnen mußte. „Das gegenwärtige Semester reibt mich fast auf." Neben seinen Kollegien las er für den plötzlich erkrankten Professor Tobler noch Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch; der dritte Keller-Band war im Druck. „Es ist manchmal zum Verzweifeln, und nun dieser Ausweg!" Schonung verlangte die angegriffene Gesundheit. Und jetzt dies glänzende Anerbieten! Fünf wöchentliche Vorlesungsstunden statt der zehn bis zwölf in Zürich, Beschränkung auf das Gebiet der neuern Litteratur, die Errichtung eines neuen Seminars für dieses Fach, die Stellung eines Mitgliedes der Prüfungskommission, dazu ein Gehalt, welches das Einkommen an der schweizerischen Hochschule ums Doppelte überstieg, und die günstigen Pensionsbestimmungen, — dies alles an einer der größten, an der blühendsten der Universitäten Deutschlands. Aber gerade das erregte ihm die ersten Bedenken. Wir wissen, wie bescheiden Bächtold von sich dachte. „Die Art und Weise, wie mich die Leipziger zu überreden suchen, könnte mich fast hochmütig machen. Mir graut vor dem Neide der Götter. Wie komme ich unter die Propheten?" Er sprach von Unzulänglichkeit, vom Mangel aller Beredsamkeit, während das einstimmige Ver-

trauen der Leipziger Fakultät, die ihn schon im Winter primo loco an die Spitze einer ansehnlichen Kandidatenliste gestellt hatte, ihn wieder hob: „Entweder jetzt oder niemals wieder!“ Zunächst galt es nur die Erklärung abzugeben, daß er prinzipiell den Ruf nicht von vornherein ablehne. Darauf folgten schwere Stunden: „Ich mache sämtliche Stadien eines Rausches und einer daraus folgenden Krankheit durch.“ Die Erregung stieg, als der Antrag der Fakultät einstimmig angenommen worden war, und am 24. Juli die definitive Berufung vom sächsischen Kultusministerium eintraf. Kurz vorher hatte sich Bächtold auf einige Tage in die „bessere Luft“ von Rigi-Scheideck geflüchtet, um dort mit seiner Gattin angesichts der Herrlichkeit unseres Landes noch mit sich zu Rate zu gehen, vielleicht einen Abschiedsblick auf den Zauber der Heimat zu werfen, an der er so mit allen Fasern hing. Er schob die Entscheidung hinaus. „Ob schließlich doch der Schweizerbauer Oberhand gewinnt, weiß ich momentan noch nicht.“

Als die Thatsache bekannt geworden war, wuchsen des Zweifels Qualen. Am Tage nach der Berufung fand er sein Auditorium festlich bekränzt; rührend war seine Freude über diese Aufmerksamkeit, und ebenso herzlich ergriffen ihn die Adresse der Studierenden, die Zuschrift der Kollegen mit dem Motto seiner Litteraturgeschichte: „Hier sol ih kestaton!“ Die Presse ließ ihm alle Ehre angedeihen, allein sie verhehlte sich nicht, daß einem solchen Rufe gegenüber nur geringe Aussicht vorhanden sei, den Gefeierten zurückzuhalten. Von allen Seiten rieten die Freunde, die vertrautesten und bewährtesten, zur Annahme der Wahl. Sie dachten der Zukunft, über die ihn die Heimat niemals so zu beruhigen im stande sei. Das sei nun kein akademisches Reislaufen mehr, wie es dem echten Vaterlandssohne nicht gezieme. War es ja eine außerordentliche Anerkennung für das Schweizerland, und um so mehr, als es sich dabei um den eigensten Lehrstuhl, um das Fach der Nationallitteratur handelte. Und wie viel lag nur in dem Gedanken, daß ein Nachfolger der Bodmer und Breitinger jetzt nach Leipzig berufen werde, um dort den Katheder Gottscheds zu besteigen! — Es wurde Bächtold eng in der Stadt bei diesem Andringen — schon kamen die Angebote für den Möbeltransport, für die Wohnung in Leipzig, — und er brachte den August wieder auf Rigi-Scheideck zu, unruhvoll,

innerlich gequält. Was er sich zu Hause auch schon gesagt hatte, drängte sich ihm auf dem Berge bestimmter auf. Der Aufenthalt in dieser Höhe erwies sich als ungünstig für sein Herzleiden; die Beschwerden, die er früher weniger beachtet hatte, beunruhigten ihn. Jetzt war der Entschluß gefaßt, kein Zureden galt mehr. „Ich will den Leipzigern keinen kranken Mann bringen." Er fuhr nach Hause, und am 28. August schrieb er mit fester Hand die Ablehnung des Rufes. Dann packte er alle Dokumente und Briefe, die sich darauf bezogen, zusammen in einen großen Briefsack, schloß ihn zu und schrieb darauf: „Leipziger Fatalität."

Von nun an war er nicht mehr derselbe. Es war, als ob er überall Abschied nehmen wollte. Im September besuchten wir den Rhein und den Bodensee, die Stätten seiner Jugend; unwohl kehrte er heim. „Wenn's nur nicht der Anfang vom Ende ist." Nach dem Beginne des Wintersemesters veranstalteten ihm die Mitglieder des deutschen Seminars in Anwesenheit einiger Kollegen und Freunde eine einfache, aber intim herzliche Feier im Künstlergütli. Er nahm mit seiner ganzen Familie daran teil; die Schülerinnen hatten es trefflich verstanden, den Anordnungen den ganzen Reiz eines Familienfestes zu verleihen, und froh erbaut zog er aus dem lieben Kreise nach Hause. Die Zürcher Behörden hatten ihm nach Möglichkeit sein Amt leichter und angenehmer gemacht; auch die Eidgenossenschaft unterließ es nicht, ihr Scherflein der Dankbarkeit für das Verbleiben des großen heimatlichen Gelehrten darzubringen, und der Schulrat veranlaßte es, daß ihm unter günstigen Bedingungen ein Lehrauftrag am Polytechnikum gegeben wurde. Ruhig flossen die Tage dahin; schon 1894 hatte er mit einer Abstinenzkur begonnen. Nach der Vollendung der Keller-Biographie 1896 brachten ihm die Herbsttage in Andeer Erholung; er beschäftigte sich auch mit dem Gedanken, ein Semester Urlaub zu nehmen, um dann ganz gekräftigt wieder zu seinem Berufe zurückzukehren. Denn wenn er auch daran dachte, daß es frühzeitiger mit ihm ein Ende nehmen könnte, und deshalb seine wertvolle Bibliothek geordnet und katalogisiert hatte, so blieb er doch getrost und hoffte gern. Das unnachahmlich Weiche und Melodiöse in seiner Stimme, das allen so herzlich erklang, die mit ihm verkehrten, schien auch jetzt beim Reden die Beruhigung schon in sich selbst zu tragen. Dem Tode konnte er ins Auge

schauen; auch er hatte sich das „traute Wissen“ in Kellers herrlicher „Wetternacht“ zu eigen erworben:

Ob mir auch noch beglückte Stunden schlagen,
Ich will dich heimlich still im Herzen tragen,
Und wo mich einst dein Ruf ereilt:
Im Blütenfeld, im festlich bunten Saale,
Auf dürft'gem Bett, im schlachterfüllten Thale,
Ich folge dir getrost und unverweilt. —

Auch das Hinscheiden vertrauter Kollegen und Bekannten empfand er als Mahnung. „Lang leben heißt seine Freunde begraben“, mußte er wiederholen. Am 25. Februar war Michael Bernays, am 1. Juni der liebe Ludwig Hirzel hinweggestorben, der ihm eben erst noch den Rat gegeben hatte, ein langsames Tempo anzuschlagen und behutsam zu sein; man sei schnell wieder drunten und das menschliche Herz sei ein „trotzig und verzagtes Ding.“ Der Schmerz, zu vernehmen, daß sein Viktor Meyer plötzlich aus dem Leben geschieden sei, blieb ihm gerade noch erspart. Nur der Gedanke an die Begleiter des Todes, an Krankheit und Lebensüberdruß, war ihm schrecklich, unerträglich die Furcht, ein Semester werde anfangen, ohne daß er seiner Pflicht nachkommen könne. Daher war es ihm trübe zu Mute, als gegen Ende seines letzten Sommersemesters die Herzkrämpfe ihn nötigten, die Vorlesungen auszusetzen. Vom Bett aus schrieb er mir die letzten Zeilen: „Es steht jedenfalls schlimm mit mir: der Arzt erschien gestern dreimal. Es ist rasch mit mir gegangen. Wenn's nur auch rasch sich entscheidet: so oder so. Nur kein Siechtum. Ich glaube nicht, daß wir wieder mit einander wandern werden.“ Dann stand er wieder auf und schien sich zu erholen. Am 7. August 1897 brachte ich den letzten Tag mit ihm zu. Ich traf ihn beim Ordnen seiner alten Briefschaften. Er war ernst, doch ließ er sich gerne aufmuntern: „Du bist ja noch nicht fünfzig Jahre alt.“ Lebhaft redete er über seine nächsten litterarischen Pläne. Vor dem Abschied zeigte er die frühere Ferienheiterkeit, wir besprachen einen Ausflug für den September. In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages kam die Trauerdepesche: „Am Herzschlag gestorben.“ Es war auch an einem 8. August, vor elf Jahren, auch an einem Sonntag, als er die Nachricht vom plötzlichen Tode Wilhelm Scherers erhielt.

„Den Liebling holt im Wetterstrahl ein Gott", heißt es in einem Drama seines alten Solothurner Freundes Franz Krutter. Bächtolds letzter Wunsch ging in Erfüllung. Aber nur noch zehn Jahre, was hätten sie für ihn, für uns bedeutet! Noch manche vollgereifte Gabe hätte sich die Wissenschaft, hätte sich das Vaterland von ihm versprechen dürfen; noch vieles hätte er uns zu sagen gehabt, was nun vielleicht ungesagt bleiben wird. Wenn es das Höchste ist, was ein Mann der Wissenschaft erstreben kann, daß man noch lange nach seinem Tode gern und ehrenvoll seiner gedenkt, so hat unser Freund dies Ziel erreicht. Auf ihn, den Bahnbrecher, wird zurückgehen müssen, wer von dem schweizerischen Geistesleben in frühern Zeiten und in unserm Jahrhundert sich Kunde verschaffen und Kunde geben will. Seine Werke sind die Felsen, in die das „non omnis moriar!" in scharfen Lettern eingemeißelt ist.

In Jakob Bächtolds Bibliothek befand sich auch die Originalausgabe der Gedichte von Friedrich Hölderlin, in einfach schlichtem Gewande. Das war „sein Buch." In Stunden der Ermüdung, des Zweifels nahm er es hervor, sich daran zu erheben und zu erfrischen. Empfand er es, daß die Parzen nicht alles gewähren, was der Sterbliche sich wünschen mag, so schaute er auf das Erreichte zurück und wiederholte sich den Trost des Dichters:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Solothurn, im August 1898.

Walther von Arx.

Erste Abteilung.

1.

Vorrede zur Inauguraldissertation:

Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven.

1870.

Der selige Meister Sepp von Eppishusen hat einmal behauptet, daß ein Thurgauer Bauer der Nibelungen Lied bald so gut verstünd', als ein Breslauer oder Berliner Meister.[1] In diesen Worten liegt die ganze Bedeutung der germanischen Philologie für die Schweiz. Noch waltet in der Schweiz kräftig dieselbe mittelhochdeutsche Sprache, wie sie vor Jahrhunderten von unsern Vätern und von unsern Dichtern gesprochen wurde;[2] noch weisen lebendige, aber uralte Spracheigentümlichkeiten mächtig auf unsere altdeutschen Vorbilder des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts hin. „Und wo findet der Forscher einer Sprache einen ergiebigeren Boden, wo kann er sich seines Zweckes mehr bewußt und des Gewinnes sicherer sein, als gerade da, wo seiner Lehre gegenüber ein lebendiger und dem ganzen Volke geläufiger Dialekt steht? Von Sophocles, von Horazens Geiste wird mehr über dich kommen, wenn du sie auf den Trümmern Athens und zu Rom liesest: es rauscht dir noch derselbe Fluß, der ihnen rauschte, von denselben Bergen schlägt dir ein frischer Wind ins Gesicht, dasselbe Meer, derselbe Himmel: du lebst ein Stück ihres Lebens, ein Element ihres Daseins ist auch das deine geworden. So auch hier. Schon zweimal vor dem jetzigen Zeitalter hat es die deutsche Litteratur bis zum Gipfel der Blüte gebracht und beide-

mal, vor tausend Jahren und vor einem halben Jahrtausend ist es die Schweiz gewesen, in deren gesegneten Thälern sie wurzelte und fröhlich gedieh.“[3]

Und doch regen sich in unsern Tagen so viele Stimmen, um Klage zu führen über den Mangel an ästhetischer und litterarischer Begabung bei den Schweizern.[4] Mit welchem Unrechte dies geschieht, davon kann uns ein Blick in unsere heimischen sprachlichen Denkmäler überzeugen. Leider ist die Zeit für uns noch nicht da, da wir uns dessen bewußt sind, welch einen kostbaren Schatz wir an unserer ältern vaterländischen Litteratur besitzen. Man will sich oft nicht mehr daran erinnern, daß in der althochdeutschen Periode St. Gallens Entwicklungsgang der Entwicklungsgang der deutschen Kultur- und Litteraturgeschichte überhaupt war; man denkt nicht an die fröhliche Zeit der Lyrik und Epik des dreizehnten Jahrhunderts und der folgenden Jahrzehnte, nicht an den mächtigen Impuls, der im sechszehnten Jahrhundert von der Schweiz aus dem deutschen Drama gegeben wurde, nicht an unsere großen Chronisten u. s. w.[5] Und wie dürfen wir uns darüber beschweren, daß die Fremde uns mißachte, wenn wir uns selbst nicht achten? Unsere Litteratur schlingt um das ganze deutsch-schweizerische Vaterland und um all unsre zerrissenen Länder und Ländchen innig ihr altes Band; ihr Verständnis lehrt uns die Heimat besser kennen, treuer lieben und soll endlich der Nation ein Segen werden! Und diesen herbeizuführen, ist die große Aufgabe der deutschen Sprachwissenschaft in der Schweiz.[6]

Anmerkungen.

[1] Laßbergs Liedersaal, Bd. I, Vorrede.

[2] Herder, Zur schönen Litteratur und Kunst, I. Teil, S. 57: „So wie überhaupt in ihrem Lande (in der Schweiz) sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind: so ist auch ihre Sprache der alten deutschen Einfalt treuer geblieben.“ — C. Scioppius nennt in seinen Consultationes de scholarum et studiorum ratione 1636 die schweizerische Mundart copiosissimam minimeque depravatam. Vergl. dazu Morhofs Unterricht von der deutschen Sprache und Poeterey, III. Teil, Kap. 2. — Stalder, die Landessprachen der Schweiz, Einleitung.

[3] Worte des verewigten Wackernagel in seiner Schrift: Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur. Basel 1833.

[4] In einer „Inaugural address delivered at Cambridge“ 1858 macht

Ruskin, der die Schweiz bereiste, folgende Bemerkung: „Es hat für mich etwas Niederschlagendes, täglich mehr zu erkennen, daß dieses Volk, welches zuerst die Freiheiten Europas sicherte und zuerst die Idee der Rechtsgleichheit begriff, an allen Gemütseigenschaften — soll ich sie die niedern oder die höhern nennen? — entsetzlich Mangel litt, und nicht nur blieb das Schweizervolk von den frühesten Zeiten bis jetzt ohne Poesie, ohne Kunst (!), sondern, so weit ich nach den rohen Versuchen seiner frühesten Denkmale urteilen kann, würde es auch zur Zeit seiner größten nationalen Macht bei jeder Art der Erziehung unfähig gewesen sein, gute Werke der Kunst, oder der Dichtkunst hervorzubringen." — Selbst Mörikofer, Schweizer. Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1861, S. 2, sagt mit dürren Worten: „Die nationale Eigentümlichkeit wie die besondern Ortsverhältnisse brachten es mit sich, daß die Schweiz dem allgemeinen Verkehr und der geistigen Mitteilung mit Deutschland zu ferne stand, als daß in ihrem Gebiete eine schulgerechte und kunstmäßige Litteratur hätte erblühen können. Daher die Schweiz mit Ausnahme des Baslers Konrad von Würzburg, keinen der bedeutenden Sänger, weder der Minne noch der Sage, mit Sicherheit in Anspruch nehmen kann." Mit der allermindesten Sicherheit exemplifiziert Mörikofer. Wackernagels Ansicht über Konrad von Würzburg ist doch wohl bloß Hypothese!

[5] Ueber die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur vergleiche eingehender die gleichnamige, schon oben zitierte Schrift Wackernagels. Hier finden wir zum ersten Male unsern Anteil an der deutschen Litteratur einer gerechten Würdigung unterzogen. Daß die Schrift in vielen Teilen veraltet ist, wird man begreiflich finden. Es sind nun bald 40 Jahre seit ihrem Erscheinen verstrichen. Einen großen Teil der Minnesinger, die Wackernagel auf S. 12 u. ff. der Schweiz oktroiert, dürfen wir getrost aus unserer Litteraturgeschichte streichen und dafür andere, die er ins Ausland verweist, in die Lücken eintreten lassen. Daß der große Prediger und Prosaist Berthold von Regensburg, nicht von Winterthur gebürtig ist, hat Pfeiffer in seiner glänzendsten Leistung zur Evidenz dargethan. Ich werde noch öfter auf Wackernagel zurückkommen.

Hier mag auch der Ort sein, auf jene Schweizer hinzuweisen, welche sich um die Erforschung der deutschen Sprache und Litteratur überhaupt und um unsere vaterländische Litteratur insbesondere verdient gemacht haben (Vergl. Raumer, Geschichte der deutschen Philologie, S. 29 ff.). Als einen der Ersten, — der Zeit nach — dürfen wir wohl nennen den Theologen und Orientalisten Theodor Bibliander, geboren um 1504 in Bischofszell, und am 24. Sept. 1564 in Zürich an der Pest gestorben. Seine hieher gehörige Schrift: De ratione communi omnium linguarum ac literarum commentarius, Tig. 1548. (Ueber Bibliander vergl. Daniel Georg Morhof, Unterricht von der teutschen Sprache und Poeterey, Kap. 2, und eine neuere Monographie: Theodor Bibliander, Ein biographisches Denkmal von J. J. Christinger, Frauenfeld 1867). — Melchior Goldast von Haiminsfeld (Haiminsfeld, ein thurgauisches Dörfchen, einer der ersten Begründer des deutschen Staatsrechtes, geb. 1578 im Thurgau auf einem Gute Espe (Espi bei Frauenfeld?). Er lebte in seiner Jugend zu Bischofszell, studiert auf Unterstützung des durch seine Forschungen

in der Klosterbibliothek in St. Gallen berühmten Schobinger († 1605); promoviert in Heidelberg. Lebt abwechselnd in Elend und in Glanz am Pfälzer, Weimarer und Bückeburger Hof, in Frankfurt rc. Stirbt 1635 in Gießen. Erforschte die Minnesänger. Seine beiden Werke: Suevicarum rerum scriptores aliquot veteres, und Alemanicarum rerum scriptores aliquot vetusti. — (Vergl. Encyklopädie von Ersch und Gruber.)

Unvergessen als Märtyrer unserer Sache wird stets bleiben Christ. Heinr. Müller (Myller) von Zürich, Professor am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, der in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit wahrer Selbstaufopferung und mit kummervollem Bemühen 140,000 Verse der besten mittelhochdeutschen Dichter, darunter das Nibelungenlied, Parzival, Tristan, herausgegeben hat. (Ueber ihn: K. Hofmann in der unten angeführten Schrift.) Ein eifriger Beförderer unserer Wissenschaft war J. J. Bodmer, dessen eigene Produkte heute nur noch der gewissenhafte Litteraturhistoriker liest, der aber als erster Herausgeber der für die schweizerische Litteratur so wichtigen sog. Manessischen Liederhandschrift ewig in unserm Andenken fortleben wird.

Was vollends der Luzerner Geistliche und Dialektforscher Franz Joseph Stalder, dessen schweizerisches Idiotikon immer noch nicht übertroffen ist, und in neuerer Zeit in weit höherm Maße Franz Pfeiffer der germanischen Philologie waren, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. (Stalder, geb. in Luzern 1757, Priester 1786, Pfarrvikar in Luzern und im Entlibuch, Pfarrer in Escholzmatt 1792—1821, zwanzig Jahre lang Schulinspektor, zog sich 1822 wegen Altersbeschwerden zurück und starb als Kanonikus in Beromünster 1833. — Franz Pfeiffer, geb. am 27. Februar 1815 zu Bettlach bei Solothurn, starb am 29. Mai 1868 als Professor in Wien. Eine schöne Biographie Pfeiffers von Karl Bartsch befindet sich in des Verstorbenen nachgelassenem Werke: Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland, Wien 1870).

[6] Hier mögen die Worte Konrad Hofmanns Platz finden, mit denen er so schön den positiven Wert der germanischen Sprachwissenschaft ausdrückt: „Keine Zeit kann sich losreißen von ihrer Vergangenheit und keine Zeit kann zu ihrer Vergangenheit zurückkehren. Die moderne Welt kann ebensowenig abrechnen ohne das Mittelalter, als sie selbst wieder Mittelalter zu werden vermag. Aber zwischen diesen Gegensätzen gibt es ein naturgemäßes und heilsames Drittes. Die Gegenwart muß die Vorzeit verstehen lernen, damit sie sie weder mißachte, noch überschätze. Wie ein tiefer Zug geht jetzt schon durch die denkenden Köpfe der Nation die Erkenntnis, daß manche und folgenschwere Irrtümer der Zeit zu entfernen oder zu lindern wären, wenn der fanatische Haß und die fanatische Bewunderung eines vermeintlichen Mittelalters aufgehoben würden durch ein klares Verständnis des wirklichen Mittelalters. Wenige Disziplinen aber werden sich rühmen können, zu diesem Verständnis treuer und eifriger beigetragen zu haben, als die germanische Sprachwissenschaft!"

(Hofmann: Ueber die Gründung der Wissenschaft altdeutscher Sprache und Litteratur, 1856.)

2.

Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Litteraturgeschichte.

Habilitationsvorlesung,
gehalten am 19. Januar 1880 an der Universität Zürich.

Wiederholt haben in den verschiedenen Epochen, welche die verhältnismäßig junge, aber in diesem Jahrhundert kräftig herangewachsene Wissenschaft der deutschen Philologie und Litteraturgeschichte aufweist, gerade Zürcher bahnbrechenden Impuls gegeben: namentlich in den Zeiten der Anfänge und zum zweiten Male mit durchgreifendem Erfolg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts; ein Rückblick auf diese Leistungen wird keine undankbare Aufgabe sein.

Man weiß, daß die Geschichte der germanischen Philologie auf drei große kulturgeschichtliche Ereignisse zurückzuführen ist: auf die Wiedererweckung des klassischen Altertums, die Kirchenreformation und die Einführung der Buchdruckerkunst. Der Zweck der ersten verdienstvollen Studien war freilich zunächst ein theologischer, juristischer und antiquarischer: auf die Gründung einer selbständigen Disziplin hatte man es keineswegs abgesehen. — Wie die italienischen Humanisten ganz erfüllt waren von der Größe des antiken Römertums, so suchten auch die damaligen deutschen Gelehrten in das Dunkel der deutschen Vergangenheit einzudringen, und als nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die verschollene Germania des Tacitus wieder auftauchte (und 1470 durch einen Deutschen in Venedig zum ersten Male gedruckt wurde) und bald darauf in der einzigen Corvayer Handschrift die ersten Bücher der Annalen (das sechste Buch enthält die berühmte Stelle über Arminius und die Varusschlacht) wieder an das Licht getreten waren, da war in diesen

beiden ehrenvollsten Denkmälern, die jemals einem Volke von Feindeshand gesetzt worden sind, der Ausgangs- und Mittelpunkt für das Studium der germanischen Vorzeit geschaffen. In der glänzenden Reihe der deutschen Humanisten war es vor allem Jakob Wimpheling, Konrad Celtes, Trithemius, Peutinger, Aventin, Beatus Rhenanus und Wolfgang Lazius, deren Studien auch der vaterländischen Altertumsforschung zu gute kamen. — Die Reformation und der Kampf gegen Rom mußten mächtig dazu beitragen, das Selbstgefühl der deutschen Nation zu heben, man ging den Keimen der Kirchenbesserung, die in der Vergangenheit lagen, nach, und das Bestreben, die große Reformidee in früheren Jahrhunderten schon nachzuweisen, führte z. B. zwar durch ein wunderliches Mißverständnis zur Herausgabe des Otfried durch Flacius Illyricus und Pirmin Gaßar (Basel 1571). Als ein glücklicher Umstand muß weiter gepriesen werden, daß an der Grenze zweier Zeitalter der letzte Ritter, Kaiser Max, stand, der für die Erhaltung unserer schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen Sorge trug und eine Nibelungenhandschrift (d, die Ambraser) und die einzige Handschrift der Gudrun anfertigen ließ. — Der Bücherdruck führte dem Volke zunächst nicht die herrlichen Volksepen vor, sondern griff nach den derberen Dichtungen des sog. Heldenbuchs, nach dem Tiergedicht, nach Parzival (1477) und Titurel. (Das älteste gedruckte deutsche Buch ist bekanntlich der Edelstein, die treffliche Fabelsammlung des Berner Mönches Bonerius. Bamberg, bei Albr. Pfister, 1461.)

In der Schweiz zuerst schritten einzelne Gelehrte und zumal unsere Chronisten an die Veröffentlichung kleinerer altdeutscher Litteraturdenkmäler; so teilte Vadian, dem man die erste Nachricht von der Existenz der Notkerschen Psalmenübersetzung verdankt, seinem Zürcher Freunde Johannes Stumpf für dessen Chronik von 1547 das altdeutsche St. Galler Vaterunser mit; von Aegidius Tschudi her, welcher die Nibelungenhandschrift B besaß, rührt die erste Erwähnung von der althochdeutschen Uebersetzung der Evangelienharmonie des Tatian (Ammonius).

Die Anfänge der germanischen Philologie nun und in gewissem Sinne auch die freilich unvollkommenen Versuche der vergleichenden Sprachforschung gingen um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts — man darf es hier mit Stolz sagen — von Zürich aus, von

jenem Wunder der Gelehrsamkeit, Konrad Gesner (1516—1565), welcher auf den verschiedensten Wissensgebieten Bahn gebrochen hat, in Botanik, Zoologie und Medizin u. s. w., und auch der größte Linguist seiner Zeit gewesen ist. Rudolf von Raumer hat gezeigt, wie aus diesem Zusammenwirken der mannigfaltigsten Studien auch die philologische Richtung Gesners bestimmt wurde. In seinem Tierwerk z. B. beginnt er stets mit einer Aufzählung der Namen, die das zu beschreibende Tier in allen ihm zugänglichen Sprachen führt, und seinem Trieb zur Namenvergleichung, zum Etymologisieren gab das Studium der Polyglottenbibel reichliche Nahrung. Die Schrift, welche hier in Betracht kommt, ist Gesners Mithridates (Zürich bei Froschauer 1555) und die Vorrede zu Malers Wörterbuch (1561). Mithridates heißt das erste Werk mit Anspielung auf den sprachkundigen König von Pontus. Hier werden mit umfassendster Kenntnis des ganzen damaligen philologischen Wissens nach alphabetischer Reihe — er beginnt mit dem Aegyptischen — sämtliche Sprachen aufgezählt, von denen der rastlose Gelehrte irgend eine Kunde zu erhalten vermochte; bei jeder registriert er sorgfältig ein, was ihm über dieselbe bekannt geworden, und wenn möglich teilt er jeweils das Vaterunser in der betreffenden Uebersetzung mit. Unter allen Sprachen, die Gesner — Griechisch, Latein und zum Teil auch Hebräisch ausgenommen — als barbarische Sprachen ansieht, ist ihm die hebräische die älteste, reinste und allein unvermischte; die übrigen sind alle vermischt, und keine existiert, die nicht vom Hebräischen abgeleitet wäre und nicht verdorbene hebräische Vokabeln enthielte. Man sieht also, es ist die bekannte mittelalterliche Ansicht, von der auch Gesner beherrscht wird. Die romanischen Sprachen sind für ihn fehlerhafte, aus dem Latein verdorbene, während er das Englische bereits als eine Mischsprache mit vorwiegend sächsischer, d. h. germanischer Grundlage erkennt.

Es wäre keine uninteressante Aufgabe, dasjenige, was Gesner über die heute als indogermanisch fixierten Sprachen beizubringen weiß, zusammenzustellen; uns kann indessen hier nur das berühren, was er über die deutsche Sprache anführt, die ihm ganz und gar barbarisch erscheint und mit Griechisch und Latein gar keine Gemeinschaft hat. Seine Quellen über die lingua germanica — der Abschnitt nimmt fast den dritten Teil des Werkleins ein — sind

Beatus Rhenanus, Gelenius, Glarean, Aventin, Münster u. a. Zunächst deutet er auf die Vermutung des Aegidius Tschudi und Glarean hin, daß Germanen und Gallier, beziehungsweise Kelten dieselbe Sprache geredet hätten, eine Ansicht, die ja 200 Jahre später von einem modernen Forscher wieder aufgegriffen wurde. Gesner verwechselt auch sonst Zustände und Einrichtungen der beiden Völker, so nimmt er für die Germanen den Stand der Druiden in Anspruch. Dann stellt er die Nachrichten der Alten, zumal die ethnographischen des Tacitus, zusammen; zu Karl dem Großen übergehend erwähnt er nach Einhard dessen Verdienste um die deutsche Sprache und beruft sich auch unbedenklich auf den von Trithemius gefälschten altfränkischen Chronisten Hunibald. Bemerkenswert ist, daß er hauptsächlich auch den Spuren des Gotischen nachgeht und in diesem eine germanische Sprache sieht: „Fuerunt Gothi, qui Germani sunt“, oder: „loquuntur Ostrogothi germanice, qua lingua omnes Gothi sunt usi.“ Ferner weiß er, daß das Slavische dem Germanischen verwandt sei, wenn auch seine hierauf bezüglichen Etymologien wie Moscovia = Moorgau, Smolensk = Schmalzgau nicht besser sind, als ähnliche seiner Zeitgenossen. Auch gereimte Verse hätten die Germanen gehabt; Gedichte aber, in welchen die Quantität der Silben beachtet sei, habe noch niemand geschrieben. Gesner selbst nun rückt schüchtern mit einem — wie er glaubt — erstmaligen Versuch, deutsche Hexameter zu machen, heraus, Versen, die mit Ausnahme des fünften daktylischen Fußes durchwegs trochäisch gebildet sind und die man aus Wackernagels Geschichte des deutschen Hexameters kennt:

„Es macht | allein|ig der | glaub die | gleubige | sälig
Und dar-|zu frucht-|bar zur | lieb', und | gütige | herzen.“

Darauf kommt er auf die Mundarten zu sprechen und gibt den vokalischen Unterschied zwischen der helvetischen und schwäbischen Mundart dahin an: das schweizerische Idiom setze für schwäbisch au û, für ei î; was die Konsonanten betreffe, habe unser Dialekt die Eigentümlichkeit, im Anlaut statt k oft ch anzunehmen; chrank, chrut, im Auslaut gg statt k, zu setzen mugg, egg. Der bairische Dialekt sei dem schwäbischen ähnlich, nur rauher; der rauheste von allen sei der österreichische. Als die besten Mundarten gelten

ihm die oberdeutschen: einige rühmen besonders die Basler, andere hingegen zögen die um Leipzig gesprochene vor. Auch im Niederdeutschen weiß er Bescheid, teilt das Vaterunser in flandrischer, schwedischer und isländischer Sprache mit, ebenso das althochdeutsche St. Galler pater noster, das er Stumpf entlehnt. — Unter den deutschen Schriftstellern seiner Zeit höre er viele die Schreibart Martin Luthers rühmen. Er beklagt lebhaft, daß die ältern deutschen Sprachdenkmäler injuria temporum et incuria hominum meist in Vergessenheit geraten seien. Und hier erscheint ein Zeugnis zur Heldensage: „Apud nos quidem nullum est vetustius carmen, quam quod Theodorici Veronensis et Hildebrandi gesta celebrat.“ In der Vorrede zu Maler teilt er nach der Abschrift Gassars einige Verse aus Otfried, dessen Drucklegung Gesner erfolglos zu vermitteln unternahm, mit. Endlich spricht er ebendaselbst auch den Wunsch aus, es möchte jemand Hand zu einer deutschen Litteraturgeschichte anlegen.

Im Jahre 1610 wurde der Gesner'sche Mithridates zum zweiten Mal aufgelegt und kommentiert von Professor Kaspar Waser (dem ältern) in Zürich, dessen Gesichtskreis für die ältere deutsche Litteratur dank den Bemühungen der beiden Schweizer Schobinger und Goldast schon erheblich erweitert war; so kennt er die beiden Gedichte von König Tirol und Winsbecke und aus der 1597 erschienenen Schrift des Leidener Gelehrten Vulcanius: De literis et lingua Getarum sive Gothorum teilt er bereits das gotische Vaterunser mit und macht einen Erklärungsversuch desselben: das gotische Atta hält er dem schweizerischen „Aetti“ entgegen, hingegen das Wort thiudinassus (Reich) ist ihm das griechische dynamis, hlaif (Brot) „Gothis est idem, quod hodiernis germanis inferioribus leif, superioribus leib, ein leib brot.“ Derselbe Waser legt sich hier auch ein kleines althochdeutsches Glossar an.

Es erhellt, daß durch die redlichen Bemühungen Gesners — wenn auch noch tastend — Pfade eingeschlagen oder angebahnt waren, die, nachdem sie von allerhand Unkraut, das hier mitunter noch üppig wuchert, gereinigt und erweitert worden, allmählig zur Erkenntnis führten.

Die lexikalische Bearbeitung des deutschen Sprachschatzes, wie dieselbe in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts als

Fortsetzung zu den ältern Glossen aufgenommen wurde, hat ebenfalls in Zürich ihre ersten und trefflichen Vertreter in **Fries** und **Maler**. **Johannes Fries** (Frisius), geb. 1505 in Greifensee, der Studiengenosse Gesners, später tüchtiger Schulmann in Zürich, † 1565, bearbeitete unter Mithülfe des Zuger Petrus Cholinus, Provisors am Fraumünster, das Dictionarium latinogallicum des Robert Stephanus, das 1541 als Dictionarium latinogermanicum erschien, und von dem nachmaligen Pfarrer in Elgg, **Josua Maler** (Pictorius), geb. 1529 in Zürich, gestorben 1599 als Dekan in Glattfelden, zu dem vorzüglichen Wörterbuch: „Die Teütsch Spraach" (1561 bei Froschauer) umgegossen wurde. Das mehr als 1000 Seiten umfassende und ebenfalls von Gesner veranlaßte Werk Malers bleibt für die deutsche Sprache und zumal für das schweizerdeutsche Wörterbuch von unschätzbarem Wert; der Meister Jakob Grimm urteilt darüber, daß es „das erste wahrhaft deutsche Wörterbuch ist, welches die Trockenheit des älteren Werkes von Dasypodius verlassend, ein Muster aufstellte, wie man in allen Landstrichen unsere Sprache hätte verzeichnen sollen."

Hier sei noch mit einem Wort auf das absonderliche Produkt eines merkwürdigen Menschenkindes hingewiesen „Latinisher Runs der Tütshen Sprachkwäl, Oder: Latinish Tütshes wortbuechlin: In welchem durch äinen lichten griff, mit etlich hundert bispilen gewisen wird, wie die Latinishe Sprach us der Tütshen geflossen: Gegraben, gesamlet, geläitet, fon H. Jakob Redinger, Getrukt in Shaffhusen, bi Johann Kaspar Suter. MDCLVI." H. Jakob Redinger von Neftenbach, ein verfahrener Schwärmer, Feldprediger in Piemont, dann Pfarrer in Dietikon, brachte neue Offenbarungen und trug dieselben, von der Heimat abgewiesen, dem König von Frankreich an, ging u. a. ins Türkenlager, den Großvezier zu bekehren, irrte in der Welt herum unter unglaublichen Abenteuern, bis er endlich, in Zürich im Spital eingesperrt, 1688 starb. (Das Nähere über ihn nach eigenen Aufzeichnungen bei Leonh. Meister, „Ueber die Schwermerei", 1775 S. 79 bis 113 [sowie F. Zollinger im Zürcher Taschenbuch 1896 S. 97 ff. und S. 215 ff.].)

Dieser Redinger hält in dem erwähnten Büchlein „mit etlichen bas-fähenden" dafür, „daß die Tütsche sprach die muoter der Griechischen, Latinischen, Italienischen, Französischen, Spanischen 2c. seje:

ursach, wil si erstlich fon dem Babelischen turn har in Europa fon Jafet und sinen nachkomen den Germaneren und Tütschen geredt worden, und noch diese zit gebrucht wird fon den mäisten besitzeren dises dritten erdtäils, als da sind die Ober-, Mittel- und Nidertütsche fölker, Engelländer, Dänen, Sweden ꝛc. — — Demnach halte ich die Tütsche für die muoter der Griechischen, Latinischen ꝛc. wil äin jedere gedachter sprachen fil hundert, ja fil tusend Tütsche wörter hat. — Dritens ist die Tütsche sprach die muoter der anderen gemäldeten, wil ire äigne wort die sachen der natur nach äigenlich und glich bedütend: die von iren äntsprossene sprachen aber fil tusend wörter habend, deren äigentliche erste bedütung man weder us der Griechischen, noch Latinischen, aber gar wol us der Tütschen erwisen kan." Von gänzlich verkehrten Voraussetzungen ausgehend, und zunächst einen praktisch-pädagogischen Zweck verfolgend, enthält das Schriftchen von Redinger nicht selten überraschende Dinge, indem es mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Einsicht Wörter von der nämlichen Wurzel vergleichend zusammenstellt: wie Anken und unguentum, Bünt und fundus, oder ganze Sätze: Ich sta im Keller und sto in cella; also die nahe Verwandtschaft der beiden indogermanischen Sprachen ahnt. Aus dem siebzehnten Jahrhundert ist weiter des gelehrten Zürcher Theologen Heinrich Hottinger zu gedenken, der bekanntlich im Begriff, einem Rufe an die Universität Leiden zu folgen, am 5. Juni 1667 in der Limmat mit seinen drei Kindern ertrank. (Der genannte Redinger behauptet, das tragische Ereignis in der Nacht zuvor geahnt zu haben.) Im 8. Bande seiner Historia ecclesiastica machte Hottinger aus einer Kasseler Handschrift zum ersten Mal die althochdeutsche Exhortatio ad plebem christianam zugänglich. Endlich mag noch die 1710 in Zürich erschienene Schrift von Joh. Baptist Ott: „Bericht von denen vor der S. Reformation in teutscher Sprach gegebenen, geschriebenen und gedruckten Vbersetzungen der heil. Schrift" genannt sein, in welcher mit ziemlicher Ausführlichkeit des Ulfilas, dann des 1706 durch Palthenius gedruckten Tatian, des Otfried und Notkers Psalmenübersetzung gedacht wird.

All das bisher Ueberschaute gehört in die Zeit der Anfänge. Vereinzelte, namentlich altdeutsche Denkmäler und auch etliche mittelhochdeutsche Gedichte zweiten Ranges waren hier an den Tag

getreten, aber die Herrlichkeit der Poesie des dreizehnten Jahrhunderts ruhte noch in vergessenen Handschriften, bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nun diejenigen Männer auftraten, welche die ungeahnten Schätze erschlossen, die im deutschen Epos und der Lyrik einer großen Vergangenheit lagen. Dies sind die beiden Zürcher Bodmer und Breitinger. An Bodmer zumal, dessen eigene Gedichte heute nur noch der gewissenhafte Litteraturhistoriker liest, dessen kritische Thätigkeit von einem Größern überholt werden sollte, schließt sich ein reiches Stück Geschichte der deutschen Philologie an, ja hier sind die eigentlichen Grundlagen derselben, auf welche die Begründer unserer Wissenschaft in ihren spätern Bestrebungen hauptsächlich angewiesen waren. Ist doch der Name Bodmer unzertrennlich mit der Geschichte des Minnesangs oder des Nibelungenliedes! Breitinger war bei den größten Sammelwerken Bodmers stiller Gehilfe. Man hat darüber gestritten, auf welche Weise Bodmer dem Studium der altdeutschen Sprache und Litteratur zugeführt wurde. Danzel leitet dasselbe geradezu auf Gottsched, dessen Verhältnis zur ältern deutschen Litteratur jedoch nur ein äußerliches gewesen, zurück; Füßli erzählt, daß der Zürcher Richtebrief in Bodmer jenes Verlangen geweckt habe: glaublicher erscheint es, daß — wenn man durchaus einen äußern Anstoß annehmen will — er sich an seinem verehrten Opitz, dem man ja die Erhaltung des Annoliedes verdankt und dessen Gedichte zusamt dem hl. Anno Bodmer und Breitinger neu herausgaben, auferbaut hat; ferner war ihm durch Goldasts Paraenetiker, einer kleinen 1604 getroffenen Auswahl von Minnesingern aus der spätern Pariserhandschrift, bereits ein kleines Stück mittelhochdeutscher Lyrik vertraut. Schon 1734 in seinem Gedicht „Charakter der deutschen Gedichte" besang Bodmer, nach den ihm spärlich bekannten Proben der mittelhochdeutschen Poesie urteilend, die litterarische Zeit der Staufer.

1738 schreibt er an Gottsched, daß auf der k. Bibliothek in Paris noch etliche Codices von altdeutschen Ritterbüchern vorhanden seien und bittet den einflußreichen Mann, Abschriften derselben zu vermitteln. Im Jahre 1743 sodann verfaßte er den denkwürdigen Aufsatz „von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause", eine Abhandlung, welche mit der berühmten Uhland'schen über das altfranzösische Epos zu

vergleichen ist, indem dort wie hier, ohne daß den betreffenden Autoren die hervorragendsten Denkmäler der von ihnen geschilderten Zeiten bekannt waren, die Größe derselben geahnt und die Existenz der wichtigsten noch ungehobenen Schätze prophezeit wird. Von dem Satze ausgehend, daß in den Zeiten, da Freiheit und Unterdrückung mit einander gestritten, der Welt jedesmal vortreffliche Geisteswerke beschieden worden seien, hat Bodmer die beste Hoffnung auf die Skribenten, welche unter den Kaisern aus dem schwäbischen Stamme gelebt. Damals, sagt er, that die deutsche Freiheit ihr äußerstes, sich des sklavischen Joches zu entschütten, das ihr von Rom angedrohet war. Der poetische Stylus wachse mit dem Staat. Da die besten Poeten die Natur kopieren, hätte ein Dichter aus der Zeit Friedrichs I. oder II. nur mit der damaligen Sprache getreulich zu schildern gebraucht, was er gesehen und empfunden, und sein Werk müßte anmutig und nachdrücklich geworden sein. Die Kreuzzüge haben die Phantasie desselben mit einer wunderbaren Mannigfaltigkeit von Manieren und Religionen, welche mit den eignen abstachen, bereichern müssen. Die Römerfahrten seien auch nicht ohne Einwirkung geblieben und die Vermutung liege nahe, daß jene gemäßigten Landschaften Italiens, die unter dem gütigen Einfluß eines freudigen Himmels liegen, den martialischen deutschen Geist einigermaßen besänftigt hätten. Seine Hoffnung zu den poetischen Schriften dieser Zeit haben noch einen besondern Grund in den Sitten der damaligen Fürsten, welche die Dichter in ihre Schlösser und Gastgebote aufzunehmen pflegten, Wettstreite unter ihnen anstellten und selbst um den Preis sangen. Jene Gedichte wären gemacht gewesen, erzählt oder vor einer Gesellschaft gesungen, nicht aber im Buche gelesen zu werden. Diese Gewohnheit, die Muse im Lande herumzuführen, habe sie auch vor der Gelehrtheit und Unverständlichkeit geschützt. Nun werde man, fährt Bodmer weiter, von ihm begehren, daß er wirkliche Muster von Schriften anzeige, die die Frucht dieser Anmerkungen wären. Leider sei manches verloren, aber eine große Anzahl Poesien aus dem Hohenstaufischen Weltalter befinde sich in dem Pergamentcodex 7266 zu Paris; was durch Goldast daraus bekannt geworden, erwecke ein starkes Verlangen nach dem Ganzen. Dann teilt er ein Fragment aus dem Sagenkreis Karls des Großen und Proben aus der Zürcher

Handschrift des Bonerius mit. Der Untergang des staufischen Hauses aber sei auch das Verderben der Poesie gewesen.

Bodmers hiemit eröffnete Thätigkeit, gegen die alles, was in Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf dem Felde der germanischen Philologie geleistet wurde, zurücktritt, ist doppelter Natur: er liegt der rastlosen Herausgabe mittelhochdeutscher Texte ob und erforscht das dunkle Gebiet der ältern Litteraturgeschichte.

Zunächst erfolgte in Gemeinschaft mit Breitinger 1745 die schon genannte, mit neuen Anmerkungen versehene Ausgabe des Annoliedes. Dann schritten die Freunde an die Pariser Minnesingerhandschrift, von welcher der Straßburger Professor Scherz ihnen mitgeteilt hatte, daß in ihr wirklich die Liebespoeten des schwäbischen Jahrhunderts enthalten wären. Durch Schöpflins Vermittlung erhielten sie 1746 den kostbaren Codex nach Zürich. Ausführlich ist in den „Proben der alten schwäbischen Poesie" darüber berichtet. „Das Vergnügen, das sein Anblick bei uns erweckete, und noch in höherm Grade der Inhalt dieses Werkes, war von den empfindlichsten." Die Handschrift hatte — wie man weiß — im sechszehnten Jahrhundert sich im Besitz der Freiherren von Hohensax auf Forsteck befunden; der St. Galler Schobinger, welcher Stücke daraus Goldast zum Druck überließ, hatte eine Abschrift begonnen, starb aber 1604 über derselben. Das Original ging dann nach der Ermordung des Philipp von Hohensax heimlich durch dessen Witwe an den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz über und wurde nach der Eroberung von Heidelberg nach Paris geschleppt und der dortigen königlichen Bibliothek einverleibt. Da Bodmer und Breitinger der Meinung waren, der Pariser Codex sei die einzige Minnesingerhandschrift (die Jenaer, deren Abschrift Bodmer in der Folgezeit seinem Landsmann Müller zum Abdruck überließ, eröffnete sich ihnen erst später), so bezogen sie die bekannte Stelle Hadloubs über das Sammeln von Liederbüchern durch die Manesse auf den Pariser Codex, und betrachteten es als eine wunderbare Vorsehung, daß das Liederbuch nach Jahrhunderte langem Herumwallen wieder in seine väterliche Stadt zurückgeführt wurde, damit es hier zum andern Male das Licht erblicken sollte. Stünden nicht die andern Liederhandschriften, die Heidelberger und die Weingartner, die unbestritten

auch schweizerischer Herkunft sind, im Wege, wäre kein Grund vorhanden, die Pariserhandschrift nicht für die Manessische anzuerkennen, denn der Umstand, daß auch jüngere Dichter in ihr vorkommen, spricht nicht gegen jene Annahme, indem ja heute noch leere Seiten sich in derselben finden, die eben nach und nach ausgefüllt werden sollten.

In einem Briefe an Sulzer in Berlin schreibt Bodmer unterm 15. März 1747: „Ich bin eine Zeit her mit Abschreiben der Handschrift von den alten Minnesingern, welche wir von Paris erhalten haben, stark beschäftigt gewesen. Hr. Breitinger hat doch weit mehr zu schaffen, zumal er leserlicher schreibt.“ Und im September 1747 meldet er seinem Freunde Gleim (in dem nämlichen Briefe, in welchem er zum ersten Mal von Klopstock spricht), daß er eine kleine Probe von Minnesingern liefern werde. Er schreibt, daß er den Manessischen Codex durch Schöpflins Vermittlung aus Paris erhalten habe. Und genau nach einem Jahr übersendet er Gleim die gedruckten „Proben der alten schwäbischen Poesie“, die 1748 als Prodromus zu der nachmaligen größern Sammlung in einer reichhaltigen Auswahl (dies gilt namentlich für Walter von der Vogelweide) erschienen, begleitet von Nachrichten über die Handschrift, über die Lebensumstände der einzelnen Dichter und einem Glossar. Hier wurde die wichtige Entdeckung von der Gemeinschaft zwischen provenzalischen Dichtern und den Minnesingern (namentlich Rudolfs von Neuenburg mit Folquet von Marseille) gemacht.

Gottsched fand — wie aus dem Bodmerschen Handexemplar der hiesigen Bibliothek hervorgeht — an diesen „disjecta membra“ kein Wohlgefallen. Auch sonst war die Aufnahme der Proben nicht so, wie die Herausgeber im Vertrauen „auf die naive Artigkeit“ der Minnelieder gehofft hatten, und eine Aufforderungsschrift von 1753 zur Unterstützung der Veröffentlichung des Ganzen hatte ihnen — wie sie sagen — „mehr als genug entdecket, daß die Liebhaber des Schönen nicht in der Fassung stünden, sich dieser Dinge mit der nötigen Hitze anzunehmen“ — der horazische Hagedorn und der anakreontische Gleim ausgenommen. Nur durch die Förderung der Zürcher Mitbürger der Manessen wurde es möglich, zwei Jahre später das größere Werk „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte“ 1758 und 59 in zwei

Quartbänden herauszugeben. Herder begrüßte dieselbe freudig. Bodmer aber gereicht es zur großen Genugthuung, hier mit Recht auf jenen prophetischen Aufsatz zurückweisen zu können mit den Worten: „Die Kenner des Schönen und Natürlichen werden finden, daß der Ungenannte (dieser ist Bodmer selbst), der zu einer Zeit, da der Manessische Codex, das Lied der Nibelungen noch versiegelte Bücher waren, aus besondern physikalischen und moralischen Anzeigen sich so großen Begriff von der Zeit des schwäbischen Kaisertumes gemachet, einen poetischen Spürgeist gehabt, von dem er nicht betrogen wurde.“

Es ist heutzutage ein Leichtes, von den Mängeln dieser Ausgabe, deren tiefe Wirkung sich erst in unserm Jahrhundert zeigte, zu reden, einer Ausgabe, die sich natürlich jeder Kritik, jeder Interpunktion enthielt. Der Hauptvorwurf wäre der, daß trotz der Versicherung Bodmers, nur bei wenigen Dichtern einige Strophen von überspanntem oder anstößigem Inhalt in dem Manessischen Codex begraben gelassen zu haben, vielleicht ein Siebentel der ganzen Handschrift übergangen wurde. Darauf hat erst im Jahre 1808 der verdiente Benecke hingewiesen, wodurch die spätere Gesamtpublikation der Minnesinger durch von der Hagen veranlaßt wurde.

Während der Vorbereitung zu den Minnesingern hatte Bodmer 1753 den Parzival, auf zwei Gesänge zusammengedrängt und in Hexameter umgegossen, in den Druck gegeben; auf ähnlich freie, unserm Geschmack freilich nicht zusagende Weise bearbeitete er 1767 die Nibelungen als „Rache der Schwester“ und 1781 noch einmal in vierzeiligen Knittelversen in den „altenglischen und altschwäbischen Balladen“. Im Jahre 1757 erschienen die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“, als deren Autor sich später Bonerius ergab. Die Ausgabe besorgte vorzugsweise Breitinger nach seiner eigenen, nunmehr verschollenen Handschrift.

Noch lag aber das schönste Denkmal der mittelhochdeutschen Poesie in tiefer Vergessenheit. Seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts wußte niemand mehr um die Existenz des Nibelungenliedes, und von diesem der Mitwelt zuerst wieder Kunde gegeben zu haben, ist abermals Bodmers Verdienst, welches nur durch die Art und Weise, wie dies geschah, einigermaßen geschmälert wird. Bodmer scheint im Jahre 1754 dem Gedicht auf die Spur gekommen

zu sein. So viel ist einem Briefe, den Salomon Geßner 1755 an Gleim richtet, zu entnehmen: „Bodmer hat letzten Sommer eine Reise zu seinem Zellweger ins Appenzellerland gemacht und daselbst in einer Bibliothek auf einem alten Bergschlosse Manuskripte von alten deutschen Poesien entdeckt. Er hat Erlaubnis erhalten, ein Paar Bände mit sich auf Zürich zu nehmen. Es sind zwei epische Gedichte, deren jedes einen nicht gar zu starken Quartband ausmacht. Vielleicht sind sie auch aus der Manessischen Sammlung."

Auf Hohenems lagen bis ins achte Dezennium des vorigen Jahrhunderts zwei Nibelungenhandschriften, C (Hohenems-Laßberg'sche) und A (Hohenems-Münchner). Jakob Hermann Obereit, Arzt zu Lindau am Bodensee, sah in Hohenems eine Handschrift des Liedes und meldete am 29. Juni 1755 den glücklichen Fund nach Zürich. Im Juli erhielt Bodmer die Handschrift (C). [Vergl. Krüger, Der Entdecker der Nibelungen. Frankfurt 1883.] Die erste Kunde von dem Gedicht und von der demnächst erscheinenden Ausgabe desselben gab er in verschiedenen Nummern der „Zürcher Freymüthigen Nachrichten von neuen Büchern" (Jahrgang 1757). Unter dem Datum des 9. März (S. 74) liest man dort: „Hier erwarten wir in kurzer Zeit aus der Presse die Rache, ein Heldengedicht aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Von dem Verfasser weiß man nur, daß er Meister Konrad geheißen. Dieses Gedicht hat etwas iliadisches, dem an der Vollkommenheit, die in der Epopöe erfordert wird, nicht viel abgehet." Freilich — setzte er hinzu, — müßte man demselben den Namen Epopöe absprechen, wenn nach der Theorie des Batteux das Wunderbare, die Dazwischenkunft der Gottheit das Wesen einer solchen ausmachte. In spätern Nummern folgen Charakteristiken der Hauptpersonen des zweiten Teils der Nibelungen und Anmerkungen über den Stil. „Die Sprache des Poeten ist die einfältigste. Keine hohe Figur, keine blumichten Redensarten. Es ist die eigene Sprache der Krieger, und wenn sie zierlich oder stark wird, so macht es ein Bild, eine Vorstellung, ein Umstand, welche die Sache sinnlich und lebhaft darstellen. Von Gleichnissen à longue queue weiß unser Dichter nichts. Wenn sich hier und da Wörter finden, welche uns zu pöbelhaft dünken, so waren sie in den Tagen des Poeten noch nicht so. — Ich will mich gern der Beschämung und dem Gelächter

unterwerfen, wenn des alten Meisters Konrad Werk nicht unsere besten Epopöen, die in Reimen verfertigt sind, von Hudemanns Friedrich bis zu Schönaichs Hermann, unendlich übertrifft." Gleich darauf aber macht Bodmer einige bedenklich ungeschickte Aussetzungen an dem Gedicht: so könne man dem guten Hildebrand den Mord an Kriemhilde nicht wohl vergeben. Ein Mann von diesem Alter sollte mehr Mäßigung bezeigen und für eine unbewehrte Dame, eine Königin, mehr Nachsicht haben. Ebenso unverantwortlich sei es, daß Dietrich die beiden allein noch übrig gebliebenen ermatteten Burgunder bestanden. „Der größte Fehler des Liedes aber, — so schließt Bodmer seine Zeitungsartikel -- ist, daß es nur der hintere Teil eines so weitläufigen Werkes ist, welches Geschichten enthält, die mit dieser Rache in keiner engern Beziehung stehen, als daß sie denselben Personen begegnet sind. Chriemhildens Geschichte wird beinahe bei ihrer Kindheit angefangen. Kurz, eine Menge Sachen gehen vorher, welche weggerissen werden können, ohne daß der Rache und der Angelegenheit, in welche diese die Königin und ihre Brüder versetzet hat, dadurch einiger Abbruch an Nachdruck oder Deutlichkeit geschehen wäre. Vielmehr hat sie erst dadurch die Vorteile empfangen, welche der Einheit der Handlung notwendig sind. Diese Vorteile hat das Gedicht nicht seinem Verfasser, dem Meister Konrad, sondern dem Herausgeber zu danken."

Das war eine arge Verkennung des innern Organismus, welcher die beiden Teile des Nibelungenliedes zu einem wundervollen Ganzen zusammenfügt. Unbedenklich meinte also Bodmer den ersten Teil als unwesentlich beseitigen zu dürfen und zwar mit demselben Recht — bemerkt er in seiner Ausgabe — „mit welchem Homer die Entführung der Helena, die Aufopferung der Iphigenia und alle Begegnisse der zehn Jahre, die vor dem Zwiste zwischen Achilles und Agamemnon vorhergegangen sind, weggelassen hat. „Und so erschien denn 1757 nur die zweite Hälfte des Liedes als: „Chriemhilden Rache und die Klage." Beigegeben waren einige wenige Bruchstücke aus dem ersten Teil und Fragmente des „Barlaam und Josaphat" von Rudolf v. Ems. Bodmer beginnt mit der Stelle der 26. Aventiure, wo die Burgunder auf ihrer Todesfahrt nach Hunnenland in Bechelaren eintreffen und der Grenzwächter Ekkewart die Gäste bei Rüdiger ankündet. Als Einleitung schickt er

selbstgemachte mittelhochdeutsche Verse voraus, die bei gänzlicher Verkennung der Nibelungen-Strophe so lauten:

„In der stat ze Bechelaren
Einsmals in sime palas
Ein marcgrave riche
Her Rudeger am venster sas.
Do sach er uf dem velde
Einen boten gahen,
Es wart niht lang gesparet,
Er chom dem huse so nahen,
Wol bechant er den knappen,
Es war ein Seriant,
Der sus mit riten gahte
Und Ekewart genant.
Er was über velt und heide
Im stoube vast geritten,
Sin runzit was mit sporen
Ze beiden siten versniten,
Was er maere brahte
Wundert den Ezeln man.“

Dann folgt Strophe 1680 der Handschrift C. Unglaublich beschränkt ist Bodmers Urteil über das Lied in seiner Gesamtheit: „Es ist einigen Neugierigen zu gefallen geschehen, daß man etliche merkwürdige Stellen aus dem fördern (hier unterdrückten) Teile des Gedichtes absonderlich ausgezogen hat. Man siehet keinen Anschein, daß er jemals werde ganz gedruckt werden. Es ist in der That für den Ruhm des schwäbischen Zeitpunktes am besten gesorget, wenn man nicht alles, was noch in dem Staube verborgen lieget, an den Tag hervorziehet.“

Bodmer scheint später sein Urteil geändert zu haben, denn er wünschte 1779 sehnlichst, sich auch im Besitz einer Abschrift des ersten Teils zu wissen. In Hohenems moderten die kostbaren Handschriften zu großen Haufen aufgeschichtet. Nach langem Suchen gelang es, das Nibelungenlied aufzufinden, aber in einer andern, der zweiten Handschrift A, die bis jetzt unbeachtet geblieben war. Bodmer nahm eine Abschrift davon und überließ dieselbe, müde, noch weitere Texte herauszugeben, seinem Landsmann Christoph Heinrich Müller in Berlin, nicht ohne diesem den Sachverhalt mit-

geteilt zu haben, daß nämlich diese Kopie des ersten Teils von einem andern Original als derjenigen Handschrift genommen sei, aus welcher er die zweite Hälfte hätte drucken lassen. Müller aber übersah die Notiz und richtete in der Folge eine große Verwirrung in der Textkritik der Nibelungen an, indem er in seiner Ausgabe, der ersten vollständigen, einen aus zwei verschiedenen Rezensionen gemischten Text abdruckte, worauf 1807 der damalige Kriegssekretär Jakob Grimm aufmerksam machte. Erst von der Hagen, der 1810 den Müllerschen Text neu edierte, wurde von Professor Horner in Zürich über den wahren Sachverhalt aufgeklärt.

Noch im höchsten Alter forschte Bodmer nach neuen Quellen, so schreibt er an Gleim, Januar 1780: „Ich habe starke Spuren, daß Markgrave Heinrich von Missen ein Gedicht von Helene der Kriechin geschrieben habe. Seine Sachsen haben es mit dem Frost untergehen lassen, mit welchem sie Orgelpfeifen mit dem Gedicht „Josaphat" beklebt haben."

Am 2. Januar 1783 starb Bodmer — Breitinger war ihm um sieben Jahre vorausgegangen — nach einem arbeitsvollen Leben, dessen Spuren unvergänglich bleiben. Als nachgelassene Arbeiten erschienen in Füßlis Museum: „Die Hauptepochen der deutschen Sprache seit Karl dem Großen" (1784), ein Versuch zu einer Geschichte der deutschen Sprache, und 1786: „Die sechs Zeitpunkte der Geschichte deutscher Poesie" in gedrängter Uebersicht bis auf Lessing. Schon früher hatte er in seiner Sammlung kritischer und poetischer Schriften (1742 u. 43) auch auf die Dichter des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, auf Brant und Fischart hingewiesen; von Hans Sachs urteilte er jedoch geringschätzig und über Luther, dem er beständig Unkenntnis der Dichter des schwäbischen Zeitpunktes vorrückt, entfährt ihm in seinen „Grundsätzen der deutschen Sprache" der Ausdruck, Luther sei ein „Gottschedianer" gewesen. Endlich sei noch erwähnt, daß das schweizerdeutsche Idiotikon durch Bodmer schon vor 120 Jahren angeregt worden ist.

Unter seinen Zürcher Schülern fühlten sich zu Bodmers Bestrebungen angeregt Leonhard Meister und Christoph Heinrich Müller. Der unruhige Meister, geb. 1741, gest. 1811, verfaßte unter seinen zahlreichen Werken die Preisschrift „Ueber die Hauptepochen der teutschen Sprache seit dem achten Jahrhundert" und die „Beiträge

zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur“ (1777), in denen er die erste Nachricht über die Weingartner Liederhandschrift gab, im ganzen jedoch als ein ziemlich mittelmäßiger Beurteiler seiner Gegenstände sich erweist. Aber unvergessen als Märtyrer unserer Sache bleibt Christoph Heinrich Müller (Myller), der mit wahrer Selbstaufopferung und kummervollem Bemühen gegen 140,000 Verse der besten mittelhochdeutschen Dichter herausgegeben hat. 1744 geboren, wurde Müller wegen einer vernünftigen Schrift über die Genfer Unruhen 1767 aus Zürich verbannt, wandte sich nach Berlin und erhielt namentlich durch Sulzers Fürsprache die Professur der Philosophie und Geschichte am Joachimsthaler Gymnasium. Nachdem seine Ausweisung aufgehoben war, kehrte der scheue, hypochondrische Mann nach Zürich zurück und starb hier am 22. Februar 1807. (Ungedruckte Aktenstücke über ihn sind auf dem Zürcher Staatsarchiv; ferner zu vergl.: H. Morf, Vor hundert Jahren, Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft von Winterthur 1867.)

Müller führte Bodmers Werk zu Ende, indem er mit Unterstützung desselben (Bodmer überließ ihm sein gesammeltes Material) auf Aktien hin von 1782—1785 die große „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert“ veranstaltete. Damit besaß nun die Nation den Grundstock ihrer schönsten Litteraturdenkmäler der alten Zeit. Nur die Gudrun fehlte noch. Die Sammlung umfaßt u. a. die Nibelungen, die Eneit, Parzival, den Tristan (nach einer Kopie, die der löbliche Kanton Zürich aus der Florentiner Handschrift hatte nehmen lassen), den Iwein (oder nach Müller, der das Epos ihren Herrlichkeiten dem kleinen und großen Rate des schweizerischen Freistaates Zürich widmete, Twein), Freidank ꝛc.

Die Nibelungenausgabe erschien im September 1782 und war Friedrich dem Großen zugeeignet. Der König verhielt sich der Dedikation gegenüber sehr freundlich und aufmunternd. „Je suis satisfait du premier essai, que vous aves fait, de reproduire les restes de l'ancienne poésie Allemande“ — läßt Friedrich dem Herausgeber im Oktober desselben Jahres schreiben. „Le Poeme du 13. ou 14. Siècle, dont vous venés de de M'addresser un exemplaire, M'a fait . . . plaisir, . . . et Je serai bien aise, si mon suffrage vous sert d'encouragement, à continuer vos recherches littéraires.“ (Der Brief ist in Zürich.) Erst der weitere

Fortgang des Unternehmens, namentlich die am 10. Februar 1784 fertig gewordene Edition des Parzival machte den großen König unwirsch, und am 22. Februar 1784 erschreckte er den guten Müller mit jener bekannten gröblichen Antwort (solche Gedichte seien „keinen Schuß Pulver wert"), die in hiesiger Stadtbibliothek unter Glas und Rahmen aufbewahrt und fälschlich auf die Nibelungen bezogen wird. Von diesem Lied aber, an dem ein Lessing, Herder, selbst der junge Goethe achtlos vorübergegangen sind, urteilte ein anderer Zürcher, der Maler Heinrich Füßli, in einer Zeit, wo Klopstocks Messiade für den Inbegriff der höchsten Poesie galt: „Weit über dem Messias steht «Krimhildens Rache», das erste aller deutschen Gedichte."

3.

Josua Maler (Pictorius).

1884.

Nachdem die Feier zum Andenken an den großen Zürcher Reformator in allen reformierten Gauen des Vaterlandes einen so mächtigen Widerhall gefunden, mag der Blick gern auch auf jenen Männern des bewegten Jahrhunderts verweilen, welche das ernste Werk, das Zwingli ihnen sterbend hinterlassen, glaubensstark und friedlich durchführen halfen. Zu diesen stillen Förderern der Reformation gehört auch der Zürcher Josua Maler, der unentwegt in schweren Zeiten die neue Lehre beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch verkündigt hat.

Sein Name ist kein ganz unbekannter. In der Geschichte der deutschen Philologie ist Josua Maler (Pictorius) in neuerer Zeit sehr geschätzt als Lexikograph, als Herausgeber des Wörterbuches „Die Teütsch spraach“ (Zürich 1561 bei Froschauer), eines mehr als tausend Seiten umfassenden Werkes, von welchem Jakob Grimm urteilt, daß es „das erste wahrhaft deutsche Wörterbuch ist, welches die Trockenheit seines Vorgängers (Dasypod) verlassend, ein Muster aufstellte, wie man in allen Landstrichen unsere Sprache hätte verzeichnen sollen.“ Dieses Lob wird freilich herabgestimmt, wenn man weiß, daß dieses Lexikon bloß eine Bearbeitung des zwanzig Jahre früher erschienenen Dictionarium latinogermanicum von Johannes Fries (Frisius) ist. Die Abhängigkeit Malers von Fries erstreckt sich bis auf die Druckfehler. So kopiert er u. a. aus einer spätern Ausgabe seines Vorgängers das fehlerhafte „ligustrum, sarteigel“, während in der ersten Ausgabe des Fries'schen Dictionarium richtig „ligustrum, Hartriegel (statt sarteigel) zu finden ist. Der berühmte

Naturforscher, Polyhistor und Linguist Konrad Gesner hat Malers Wörterbuch veranlaßt und mit einer Vorrede versehen, in welcher er erzählt, wie in einem Gespräch zwischen ihm und Fries, wobei auch Maler zugegen war, die Rede auf die lebenden Sprachen Europas gekommen und die Bemerkung gemacht worden sei, wie viel die Franzosen, Italiener und Engländer für die Bereicherung ihrer Sprache aufwendeten und reichhaltige Wörterbücher derselben besäßen, in denen wohl geordnet die einzelnen Ausdrücke, ihre Anwendung und Bedeutung und die einschlägigen Redensarten erklärt seien. „Da empfanden wir es schmerzlich, bemerkt Gesner, daß unserm Deutschland der Mann fehle, der dasselbe für unsere Sprache leistete.“ In Maler fand sich in der Folge das rüstige Werkzeug, das die große Arbeit übernahm.

Das Leben dieses Mannes möchten wir hier erzählen und zwar an der Hand von Malers eigenen Aufzeichnungen, wie er dieselben als 65jähriger Mann während der Jahre 1593—96 in seinem Pfarrhause zu Winterthur zu einer Hauschronik für seine Kinder und Kindeskinder zusammengestellt hat. Leider ist das Original-Manuskript, welches gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (wahrscheinlich mit andern Schriften aus dem Maler'schen Nachlaß) im Besitz des Zunftmeisters und Bauherrn Weiß gewesen, verschollen und wir sind auf zwei spätere Kopien angewiesen, von denen die eine der unermüdliche Inspektor Simmler angefertigt hat, während die um drei Jahre ältere aus dem Jahr 1784 datiert.[1] Ein kleines Stück daraus, Malers Reise nach England und den Niederlanden 1551, ist zuerst im Helvetischen Kalender fürs Jahr 1797 (Zürich bei Gesner), dann im 26. Neujahrsstück der Chorherrenstube von 1804 veröffentlicht worden und nachträglich sehe ich, daß der 6. Band der von Joh. Georg Müller aus Schaffhausen begründeten und von einem Ungenannten fortgesetzten „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst“ (Winterthur 1810) umfangreiche Stücke aus dieser Lebensbeschreibung enthält, die aus dem Originale (über dessen Verbleib vielleicht in Schaffhausen etwas zu erfahren ist) abgedruckt wurden.[2]

[1] Simmler'sche Sammlung 200 und Mscr. E 132 der Zürcher Stadtbibliothek.

[2] Die ganze Selbstbiographie Malers, nun gedruckt im Zürcher Taschenbuch 1885 S. 123—214 und 1886 S. 125—203.

Von diesem Maler'schen Hausbuch wird niemand wichtige Aufschlüsse über die Zeitereignisse erwarten, obwohl demselben manche, nicht uninteressante Beiträge zur Stadtgeschichte von Zürich, Bischofszell und Winterthur zu entnehmen sind. Dafür eröffnet es uns freundliche Einblicke in das Leben des schlichten Gottesmannes selbst, in seine schöne Häuslichkeit, überhaupt in die bürgerlichen Zustände der guten alten Schweiz. Ueber dem Ganzen waltet eine stille Fröhlichkeit, ein gemütvoller Humor und jene liebenswürdige Anmut, Einfalt und Wahrhaftigkeit der Darstellung, die uns derlei Aufzeichnungen so wert machen.

* * *

Die Familie Maler (urspr. Gedescher) stammt aus Villingen im Schwarzwald. Der Großvater unseres Josua, Balthasar Maler, befehligte als Hauptmann in den Burgunderkriegen die den Eidgenossen von den österreichischen Waldstädten zugeschickten Hülfsvölker. In der Schlacht bei Murten focht er und einer seiner Söhne, Bernhard, des Vaters Fähndrich, mit solcher Auszeichnung, daß ihm die Schweizer eine große Summe Geldes anboten. Er aber schlug solche aus und bat nur, man möchte bei der Stadt Rottweil die Rückgabe eines seinen Mitbürgern abgenommenen Banners auswirken, was auch geschah. Er starb 105 Jahre alt, und der Enkel erzählt, wie jener hundertjährig noch zu Fuß von Villingen nach Frankfurt auf die Messe reiste, von wo er eine gar schlimme Krankheit mit nach Hause brachte und von den dortigen Juden so übel gearznet wurde, daß der Kaiser Max, als er nach Villingen kam und sich nach dem alten Maler erkundigt und von dessen Mißgeschick gehört hatte, sämtliche Juden mit Weib und Kind aus der Stadt bieten ließ, mit der Erkenntnis, daß sie künftighin in Villingen, wo sie vorher sogar eine Synagoge gehabt, keinen Platz mehr finden sollten. Sein Sohn, ebenfalls Balthasar Maler, trat erst in den Barfüßerorden und ging dann ins Kloster zu Königsfelden (im Aargau). Beim Aufgang der evangelischen Lehre entsagte er dem Mönchstum, begab sich 1524 nach Zürich, machte die beiden Kappelerkriege mit und erhielt das Bürgerrecht. Er betrieb die Buchbinderei, hielt einen Buchladen und scheint auch eine Zeit lang in der Druckerei seines Stiefsohns, des jüngern Christoph Froschauer,

thätig gewesen zu sein. Er starb, ebenfalls hochbetagt, 101 Jahre alt, 1585. In seiner Jugendzeit hatte er einst dem Vater das Gelübde ablegen müssen, eine Pilgerfahrt nach St. Michael („ligt hinder Hispanien und ist eine schwere Meerfart") zu thun. Schon hatte sich der junge Barfüßer wegfertig gemacht und von seinem Beichtvater das Sakrament empfangen, als ihm dieser die Gefahren einer so beschwerlichen Reise vorstellte und ihm den Vorschlag machte, ihn gegen Erlegung eines „dicken Pfennigs" von dem Gelübde zu absolvieren. Der Mönch ging darauf ein, hatte aber seitdem keine Ruhe mehr, es überfielen ihn Zweifel über seine Religion, die eine so große Sache mit so wenig Geld abzuthun gestatte. „Hiezu in auch vast bewegt Erinnerung der Worten, so biwilen der Alt, sin l. Vater sel. mit im geredt hat: Min Sun, es felt, es gat nit recht zu mit unser Religion; woran es aber felt, das kan ich nit wol wüssen; aber du, min Sun Balthasar, wirst es innen werden!" Als nach wenig Jahren Luther und Zwingli auftraten, ging ihm das Licht auf, er hing die Kutte des heiligen Franziskus an den Nagel, begab sich nach Zürich und erlernte ein ehrliches Gewerbe. Vermählt war er in erster Ehe mit einer württembergischen Nonne, Küngolt von Graveneck, die vormals auch im Kloster Königsfelden gewesen.

Ihr beider Sohn, unser Josua Maler, wurde im Jahr des ersten Kappelerkrieges 1529 Freitags nach St. Johannistag zu Zürich in der kleinen Stadt im Hause zum Rechberg hinter der Peterskirche geboren. Sein Pathe war Hans Lutherer von Waldshut, nachmaliger Bürger von Zürich, ein kunstreicher Uhrenmacher, der das berühmte Uhrwerk am St. Petersturm verfertigte. Die Mutter, Küngolt von Graveneck, starb schon im Jahre 1534, nachdem sie noch auf dem Todbette das Söhnlein Gott zum Kirchendienste angelobt hatte. In der lateinischen Schule, sowie im Stipendium der Stift zum Großmünster erzogen, wurde Josua im Juli 1549 von dem Zürcher Rat auf die Schule nach Lausanne zu Viret geschickt. Nach $1\frac{1}{2}$ Jahren erhielt er von seinen gnädigen Herren den Befehl, mit Rudolf Hüslin, späterem Pfarrer von Dynhard,[1] sich ungesäumt nach Paris und Oxford zu begeben. Mit einem

---

[1] Rudolf Heuslin übersetzt Gesners Vogelbuch (Zürich, Froschauer 1557).

guten akademischen Zeugnis und Empfehlungen von Heinrich Bullinger, sowie dem Schulherrn J. J. Ammann ausgestattet, begaben sich die Jünglinge am 25. Februar 1551 auf ihre Wanderfahrt. In Genf besuchten sie den königl. französischen Typographen Robert Stephanus. Auf der Straße nahe bei Nyon war Johann Calvin an ihnen vorübergeritten, sie hatten ihm Briefe von Bullinger übergeben und Calvin bedauerte, von ihrem Vorhaben, nach England zu reisen, ohne Kenntnis gewesen zu sein, da er sie sonst seinem Famulus, der vor wenig Tagen mit Botschaft an den Erzbischof Thomas Cranmer von Genf abgegangen, mitgegeben hätte. Auf der Route nach Lyon wies sie ein Knecht des bekannten Solothurner Feldhauptmanns Wilhelm Frölich des unsichern Weges. Ueber Orleans gelangten sie am 20. März nach Paris. Der Osterferien wegen und weil sich die meisten dortigen Professoren religiöser Gärungen halber verborgen hielten, konnten die beiden Zürcher nur einen Gelehrten, den Petrus Ramus, der später ein Opfer der Bartholomäus-Nacht geworden, hören. Dieser las den Platonischen Dialog Crito vor einer solchen Studentenmenge, daß alle dichtgedrängt in einander standen und wer etwas notieren wollte, seine Hände mit dem Schreibbuch über das Haupt erheben und in dieser Stellung nachschreiben mußte. In Paris nahm sich ein Landsmann Martin Bätschger von Schwyz, seines Zeichens Korrektor und der reformierten Sache zugethan, ihrer an. Maler weiß von ihm eine lustige Geschichte zu vermelden. „Als er in siner angenden Mannheit vast freüdig (flott) und herzhaft gsin nach Studenten Bruch, ist er uf der Gassen bi nächtlicher Wil von Scharwächtern angriffen und in sim Angesicht, in welchem man vil Amäler (Schmisse) und cicatrices konnt sehen, an der Nasen so übel verwundet worden, daß sie im gegen den Mund hinabgehanget. Als nun der Wundarzt ime diß widerum anheften söllen, hat er zu im gesprochen: «Nit, lieber Meister, sonder nemet zuvor üwere Zangen, und buckend mir die Nasen zwüschend mine Zän; dann ich will das alt Sprichwort lätz stellen (zu Schanden machen): Es soll sich Einer keiner Sachen verschweeren, dann nur allein sich selber in die Nasen zu bißen!» Nachdem er nun in sin eigen Nasen gebissen, hat er alsbald die durch den Meister heften und verbinden lassen." In seinen Aufzeichnungen schildert Maler namentlich das große Hospital (hôtel

de Dieu). Gerne wäre er länger in Paris geblieben, das seinen Studien weit förderlicher würde gewesen sein als Oxford, allein da er von Zürich aus keine Erlaubnis zu einem längeren Aufenthalt in der französischen Hauptstadt hatte, sah er sich genötigt, nach 14 Tagen abzureisen.

In Dieppe schifften sich die Reisenden nach England ein und erreichten London, allwo sie auf offener Straße Schweizer Studenten aus Oxford, darunter einen Jugendfreund Malers, Johann Rudolf Stumpf, den Sohn des Zürcher Chronisten antrafen. Der jüngere Stumpf († 1593) ist nachmals Pfarrer in Kilchberg, später am Spital und endlich am Großmünster in Zürich Antistes geworden. Zu ihnen gesellten sich andere Landsleute, so die Gebrüder von Ulm ab Wellenberg bei Frauenfeld (die Söhne des Konstanzer Patriziers und Herrn von Grießenberg Heinrich v. Ulm), welche um dieselbe Zeit in England angekommen waren, ferner der jüngere Christoffel Froschauer, der nach zwei Jahren Malers Stiefbruder wurde, als sein Vater Balthasar Maler sich in vierter Ehe mit Anna Strauß, der Witwe des Eustachius Froschauer (dieser war des ältern Christoffel Bruder) vermählte. Zu den Brüdern von Ulm fühlte sich Josua Maler innig hingezogen. Den jüngern, Heinrich, schildert er als einen Ausbund in den Sprachen, von Art frohmütig, eines gar freien Geistes, fröhlichen Angesichtes und schöner Gliedmaßen. Derselbe war ein sonderlicher Liebhaber der Musik und des Saitenspiels, namentlich der Laute, mit der er so wohl umgegangen, daß er selbst gute Stücke aufsetzte. Heinrich von Ulm nahm in der Folgezeit Dienst beim Herzog von Zweibrücken, von welchem er bei Ausbruch des französischen Krieges als Legat nach Frankreich abgeordnet, aber in einem Lothringischen Kloster 1564 jämmerlich ermordet wurde. Sein kläglicher Untergang ist von Fürsten und Gelehrten in Klagebriefen und -Schriften betrauert worden. Der ältere Wellenberger, Hans Konrad von Ulm, wurde nachmals vom Markgrafen von Baden, dem er diente, auf die Landvogtei Röteln befördert, bis ihn das mühselige Alter und die Schwere seines Leibes nötigten, sich in Basel zur Ruhe zu setzen. Kein Pferd habe ihn tragen mögen, so daß ein besonderer Wagen für ihn gebaut werden mußte. Als er in seinem Alter einmal von Basel nach dem Wellenberg fuhr, wollte er zu Winterthur im „gelben Kreuz“

Herberge nehmen; aus Entsetzen über die lange Wirtshaustreppe gab er Befehl zur Weiterfahrt bis Oberwinterthur, „daselbst die Frauw sampt dem Diener und Mägden in der Herberg iren Imbiß genossen und die Roß ingezogen (ausgespannt) wurden: der Junkherr aber, gar schwer, uf sinem Wägeli nit anderst, als uf einer Galeere angeschmidet, still gesessen und uf sin Proviant gewartet hat." Mit der Familie von Ulm auf Wellenberg ist Maler sein Leben lang in naher Freundschaft geblieben.

In Oxford kam ihm seine Uebung im Französischen wohl zu statten; auf die Landessprache wollte er sich nicht einlassen, zum Teil aus Kürze der Zeit (er blieb nur 15 Wochen dort), zum Teil, da sie — wie er sagt — außer ihrem Land und Marken nirgends gebraucht wird: „die recht war englisch Sprach wöllend wir erst im waren Engel-Land, in Gottes ewigem Himmelrich erlernen und mit diser bi der Gemeinsame aller Seligen und Userwelten Gott ewigklich loben und prisen." Die Engländer bezeigten nach Malers Wahrnehmung dazumal noch wenig Eifer für das Evangelium, selten hörte man eine Predigt; in den Kirchen las man gemeiniglich ein Kapitel aus der Bibel und die verdolmetschten Paraphrasen des Erasmus; der übrige Gottesdienst mußte mit Singen und Orgeln verrichtet werden. Auch die Collegia waren nicht besser versehen. Die bald darauf folgende schwere Verfolgung der Evangelischen durch die blutige Maria habe solch schädlichen Schlaf brechen und die Spreu vom Kernen stäuben müssen. Von öffentlichen Vorlesungen hörten unsere Zürcher zu Oxford bloß den hochgelehrten Petrus Martyr, welcher bekanntlich nach wenig Jahren nach Zürich übersiedelte und hier gestorben ist. Derselbe kommentierte die fürbündige Epistel Pauli an die Römer. „Er hat uns Züricher — schreibt Maler — gar väterlich geliebet und nie on trüwen Rat und Vermanung von im gelassen. Sin lob und Ere wirt bliben zuwider allen Ungünstigen, so lang diser Himmel die Welt bedeckt."

Im Mai 1551 unternahmen die vereinigten Freunde, Maler, die Brüder von Ulm und Christoffel Froschauer eine Reise nach Cambridge, besuchten dort Martin Bucers Grab und hörten zwei Privatlektionen im Hebräischen bei Emanuel Tremellius. Nach zwei Tagen verließen sie die Stadt wieder. „Der Weg von Oxfurt gen Cantabrigia ergibt vast wol, ist nit durchus kurzwilig, dann

hiezwüschend ist kein Statt noch Stättli. Man findt gar herrliche Thiergärten, darin vil Hochgewild und sunderlich die Dammhirzli sich erhaltend; wie auch große Haiden und Bühel, in wölichen es alles vol Künglin stecket, springend so muotig daher, sunderlich so die Sunn wol ufgangen, daß inen zuo luogen ein sunder Kurzwil ist. Kamend am Zinstag nach letztem Mai widerum in unser Collegium zu Oxfurt und hat unser arms Seckeli abermals ein Krach gelassen." Bevor sie England verließen, begaben sich Maler, Froschauer und der junge Stumpf noch nach Glocester, um dort den Bischof John Hooper, den Veranlasser der Puritanischen Bewegung, der vor Jahren mit Weib und Kind in Zürich gewohnt hatte und 1555 den Märtyrertod starb, zu begrüßen. Der Bischof stattete sie mit Briefen an Bullinger und Gwalter und mit 25 englischen Cronen Reisegelds aus, das später der Witwe Hoopers zurückbezahlt wurde.

Mit Grüßen von Petrus Martyr an die Brüder von Straßburg und Zürich ausgerüstet, zogen die zwei Freunde am 7. August von Oxford weg, um sich über London und Antwerpen nach der Heimat zu begeben. Der junge Stumpf und Froschauer gaben ihnen das Geleit bis London. Hier galt ihre Aufmerksamkeit namentlich Westminster, dem Tower und dem Schloß zu Greenwich. „Hat es sich auch begeben, daß wir zu London antroffen einen gar wolbetagten Herren von München us Beyerland bürtig, H. Niclaus Kertzen genannt; ist gsin Künigklicher Mathematicus und Sternengugger under Künig Heinrich VIII. Diser, von Art ein früntlicher und gesprächer Herr, nach Erkundigung, wie und wer wir wärind, hat uns gebeten all vier, mit im zu gon, er wölle uns sinen Tempel oder Kilchen sehen lassen. Als wir im aber, als einem gar alten Herren, sin Bitt nit abschlahen konntind, vermeinende, er würde uns in ein besunderen Tempel oder Capellen füeren, füert er uns in ein Behusung zu St. Peter genannt; was sin gewonliche Herberg und ein Bierhus. Darin ließ er uns ein guote Abentzech zurichten, hielt uns alle vier zu Gast. Sang uns dergestalt in siner Kilchen ein vröliche Vesper und gab mir sundern Befelch, wann ich die hohen Schuol und Stadt Fryburg im Brisgöuw erlangen würde, ich wöllte im sinen alten Schuol- und Wandelgesellen, auch geliebten Herren, den wolgelerten D. Heinricum Glareanum,

Professoren daselbst und Poetam laureatum früntlichen grüeßen thun; als dann auch hernach beschehen."

Am 15. August schiffte sich Maler auf der Themse nach Seeland ein. Auf dem Meere hatte er einen furchtbaren Sturm zu bestehen. Der niederländische Patron des Schiffes forderte ihn auf, Gott anzurufen, „dann sunst, sprach er, ist zu fürchten, wir werdend hinacht all in der «Hellen slapen». Vor so abscheülicher erschrockenlicher Schlafkammer wölle der gnädig Gott uns und jedermann behüeten." Maler und sein Genosse Hüslin zwangen mit Drohungen einen papistischen Handwerksburschen, der mit großem Ernst zu unsrer lieben Frau und den Heiligen rief, ihnen auf ihre evangelische Weise nachzubeten. In Vliessingen konnte das Schiff landen. Ueber Middelburg gings nach Antwerpen und Gent. In Seeland fiel Maler namentlich der Torf auf, den er noch nicht kannte und für gedörrten Schwefelgrund hielt.

Eine denkwürdige Episode erlebten die Reisenden in Mecheln. Dort lag damals der edle Landgraf Philipp von Hessen in kaiserlicher Gefangenschaft. Derselbe war kurz nach der Schlacht von Mühlberg 1547 bekanntlich in die Hände Karls V. gefallen und wurde bis zum Passauer Frieden in Haft gehalten. Wenige Tage vor Malers Ankunft waren die vertrautesten Freunde und Diener des Landgrafen, die ihn hatten befreien wollen, hingerichtet worden. „Als er schon zu Roß gsin, hat in ein alte Peeck (Vettel) ersehen und kennt und mit lutem Schryen gemeldet, der Landgraf wölle entriten. Ist also ufgehalten und wider in sin Gefangenschaft ingesetzt, die Fründ aber und Diener zum Galgen hingefüert worden. Wir besahend sie am Hochgericht mit Kumber und konntend bi der guoten Kleidung, wie auch sunst bi anderen Gmerken gar lichtlich sehen, daß es gar fürtreffenliche ansichtige Adelspersonen gsin sind, denen man zu sunderer Schmach ir höfische gute Kleidung angelassen. Also ward der fromm Fürst fürbaß dermaßen streng verwaret, daß im kein einzige teütsche oder oberländische Person zugelassen ward; sunder 200 userkorene Spanier, alte Soldaten, habend in bi Tag und Nacht bewaret. Unser Wirt in Mechel fuort uns uf ein steinine Bruggen, richtig vorüber dem Gmach oder Saal, in wölichem der Landgraf verwaret ward, eben zu der Stund, in wölicher die Wacht an- und abziehen und der Landgraf sich wurde sehen lassen. Das

was gegen den Dryen nach Mittag. Dann als wir mit Verlangen gewartet, wann sich der Fürst herfür lassen wöllte, kam sampt ime under die Crützbeien (Kreuzfenster) der Hispanisch Capitaine oder Houptmann; fraget der Gefangne und fromm teütsche Fürst in Latin: Quota est hora? Antwortet der Houptmann mit Einem Wort: Tertia! Indem so zog die Wache ab und der andere Teil zog an die Statt an."

In dem Städtchen Diest bei Löwen lernten sie im Wirtshaus einen neuen Brauch kennen. „Wir trafend an in der Herberg ein wohlbesetzten Tisch, darunder hanget ein gedräyte hölzine Gloggen mit einem hölzinen Kal (Schwengel), konnt von einem jeden ob Tisch mit dem Knüw erlangt und bewegt werden; gab ein wunderbaren schuffinen (?) Ton. Als man nun im Essen etwas gespräch und frölich ward, hat sich auch underwilen dis hölzine Gloggen hören lassen. Und als ich fraget, was sömlichs (solches) bedüt, ward mir geantwortet, es sye also bi inen im Hus ein schimpflicher (lustiger) Bruch, so Einer ob Tisch etwas rede, das aber argwönig und der Warheit nit glich, so werde im anstatt des, daß man in mit Antworten der Lügen strafen dörft, dise Gloggen zur Warnung gelütet." (Offenbar liegt hier der Ursprung der Redensart: „Die Sauglocke läuten".)

In Brüssel wurde der Palast der Regentin, in Aachen der Dom gewürdigt, aber mit ketzerischen Augen, namentlich in Hinsicht auf die allda aufgespeicherten Heiligtümer. Unter anderm wies man ihnen vor: einen Gürtel unsrer l. Frauen, so sie mit eigenen Händen gewoben („kann mich aber nit mer erinnern, ob er wullen, sidin oder linin gesin", fügt Maler schalkhaft hinzu); einen Dorn aus der Krone Christi; die Windel, in welche das Jesuskind eingebunden gewesen; das Vorhäutchen des achttägigen Jesus u. dgl. Dieses Münster sei ein rechter Kramladen für derlei Stempeneien. Unterhalb Bonn bestieg Maler ein Schiff und fuhr rheinaufwärts nach Frankfurt, wo eben der alte Christoffel Froschauer aus Zürich die Messe bezogen hatte. Zehn Tage mußte Maler in dem Buchladen zugreifen und Bücher ab- und zutragen. Am 23. September wurde Straßburg erreicht. Da trotz der Jahreszeit tiefer Schnee gefallen war, konnte er den Münsterturm nicht völlig besteigen. „Damit ich aber nit vergebens hinuf gestigen wäre, füert man mich

zu der Himmelpfifen, der schönen Orglen im Münster. Da warend zugegen vil starker Knecht, so die Blosbälg uflupfen muoßtind, darzuo der Organist selber; der gehuob sich übel, wie sine richen Thumherren vil lieber kostliche Pferd und schöne Frauwen erhieltind, als diß herrlich Werk der Orglen. Diewil es dann Festum Michaelis war, schluog er die Orglen dergestalt wol, sam wölte er nit nur allein sinen Thumherren, sundern auch St. Michel selbst und allen Englen ein frölich Wesen zurichten."

In Straßburg mußte sich Maler von seinem getreuen Wandergesellen Rudolf Hüslin trennen, der laut Erkenntnis der Gelehrten in Zürich hier auf dem Studio bleiben mußte und dann den Kirchendienst zunächst zu Töß und Altikon versah. Von Straßburg wandte sich Maler nach Freiburg i. B., wo seines Vaters einzige Schwester mit dem lateinischen Schulmeister Johannes Pedius vermählt war. Hier besuchte er die Vorlesungen, welche ihm freilich gegen diejenigen anderer Hochschulen als Kinderspiel vorkamen. Die langen Röcke und Kappenzipfel, die viereckigen Barette und hohen Ehrentitel der Professoren mußten dabei das Beste thun. Der alte Glarean hatte die meisten Auditoren, er las den Horaz, sang den Studenten Oden vor und machte ihnen die besten Possen, alles das in gutem Deutsch. Wenn dergleichen — meint Maler, der Gelegenheit fand, seinen Londoner Auftrag an Glarean auszurichten — bei uns geschähe, müßte man mindestens den Landfrieden gebrochen haben. Ende Oktober nahm er den Weg über den Schwarzwald, um die väterliche Heimat Villingen und seine Verwandten daselbst zu besuchen. In der lieblichen und lustigen Stadt fand er viel Liebe und Treue und wünschte nur, daß dieselbe recht bald aus der babylonischen Gefangenheit und der Gewalt des römischen Antichristen erlöst werden möchte. Nachdem er in Schaffhausen den als Dramatiker bekannten Sebastian Grübel (den jüngern), einen ehemaligen Schulgesellen begrüßt, begab er sich nach Stammheim, um dem Pfarrer Johannes Stumpf, dem Chronisten, den Brief des Sohnes in England einzuhändigen, worüber der alte Herr und Vater, zusamt der ehrbaren Hausfrau, die eine Brennwaldin von Zürich war, eine sonderliche Freude empfunden. Am folgenden Tage begleitete ihn der alte Stumpf persönlich bis in die Nähe von Frauenfeld und des Schlosses Wellenberg, allwo Maler den Eltern seiner Freunde von Ulm einen

Besuch abstattete. „Als ich nun uf Wellenberg mine Geschäft verrichtet, begab ich mich fürderlich uf die Straß gen Frouwenfeld, zog durch die Stadt Winterthur, uninkeeret bis gen Töß in das Closter: dann ich underwegen berichtet worden, wie der wolgelert Herr Peter Falkenstein, so von Kindswesen uf min lieber Schulgesell und Bruder gsin, gen Töß an Kilchendienst verordnet wäre. Als ich nun in sin Herberg im Closter kommen, fand ich sin l. Husfrouwen Regula Aberlin in der alten Conventstuben etwas Husarbeit verrichten. Fragt ich dem Herren nach, wo er wäre; gab si mir zur Antwort: er sye in die Stadt gangen, Fleisch inzukoufen, dann es was Sampstag. Das ließ ich nun wol gut sin, gnadet (dankte) der Frouwen, gab mich nit zu erkennen, dann ich mich gar nit sumen wolt; gieng hin und beschouwet den kunstlich gemalten Creuzgang, dann er noch selbiger Zit schinbar und lustig zu sehen was. Indem ich nun also im Creuzgang umher gangen und etwas lut die Namen der Geschlechteren gelesen, ist Herr Peter, so in sinem Studierstübli was, wölichs ein Usschutz (Vorsprung) hat in des Creuzgangs Garten, minen (meiner) innen und ansichtig worden. Hatt wöllen wüssen, wer Frömder dann umher gienge, kumpt zu mir, besicht mich gnoot (genau) und spricht: «Sihe zu, du bist's gwüß, min Bruder Josue! Nun bis mir Gott willkommen, dann ich sag dir gwüß, es hat mir in vergangner Nacht wahrhaftig von dir traumt, wie daß du zu mir kommen syest! Ich laß dich jetz nit gon, du mußt zuvor ein Suppen mit mir z'Imbiß essen!» Des ließ ich mich bereden. Ob Tisch fragt ich die Frouwen, wie doch so bald ir Herr us der Metzg von Winterthur heimkommen; hat sie gelachet und gesprochen: si habe mich nit kannt, sonder für einen frömbden Straffanzen (Landstreicher) angesehen; dann ich was uf frömbde Gattung bekleidt und wolt mich iren nit zu kennen geben."

Am 7. November 1551 zog Josua Maler bei später Nacht nach fast zweieinhalbjähriger Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt ein. Die Kosten während dieser Zeit berechnet er, Tischgeld in Lausanne, Zehrung auf der Reise, Auslagen für Kleider und Bücher inbegriffen, auf bloß 140 Gulden Zürcher Währung. „Es war aber selbiger Zit in dem guten und fruchtbaren Savoy sunders wolfeile Zit, dann im Jar 1549 hat man zu Losanna nün gute Maß Ryfwin mit einem Bernerbatzen können bezalen, da man aber zu

jetzt laufendem 1593. Jars eben in diser Stadt um ein einzige Maß Win 4 Batzen müeßen erlegen." Ueber diese Reise existierte ein „lateinisches Wandelbüchlein" Malers, das verschollen ist.

Einen Monat später begab er sich in den Stand der Ehe mit der ehrbaren Margaretha Ochsner von Riesbach. Im Februar des darauffolgenden Jahres 1552 wurde er auf der Chorherrenstube von den Herren Examinatoren in den Sprachen, freien Künsten und Theologie geprüft, bestand die Probe wohl und wurde von den gnädigen Herren am 4. März zum Kirchendienst der Filiale Wytikon verordnet. „Nach gethaner ersten Predig im wieder heim gon der Stadt zu ward mir an der Eierbrecht in des eerbaren Vogt Meyers Hus der Busen und die Ermel am Kilchenrock, glich als mit Gwalt, mit Küechlinen gefüllt und usgeschoppet (dann es war der järlich Küechlitag), daß ich mit Proviant wol geladen heim kam: darüber min lieber und alter Vater selig, als ich minen Kram zeiget und usgelegt, herzlich gelachet, Gott gelobet und im selbst ein Gmerk gemacht, es werde mich der lieb Gott bi minem Kilchendienst wol und väterlich erhalten."

Nachdem Maler in feierlicher Synode das übliche Jurament geleistet, das Evangelium nach christlichem Verstand und laut seiner Herren von Zürich ausgegangenem Mandat lehren und predigen zu wollen, gründete er sich „eignen Rauch und Haushaltung" im goldenen Winkel bei dem Metzger und Ratsherrn Steinbrüchel, und am 28. November 1552 Montags vor Andreä wurde ihm sein erster Sohn Balthasar geboren. „Sin eerliche l. Mutter Margaretha Ochsnerin hat uns bloß darvor, am Sonntag z'Nacht die Husrenke zugerüst, zu der auch etliche l. Gesellen us den Studenten erschinen, die brachtend mit ir Seitenspiel, ward jedermann frölich und min l. Husfrouw gar hurtig. Aber alsbald die Gest heimbkommen und wir uns auch an die Ruw begeben, erzeigten sich etwas Vorboten der künftigen Geburt; des (deshalb) mußt ich auch uf sin und in Postenwis laufen zu der Stadt-Hebammen, Mutter Anna genannt; die wolt gar kum erwachen, dann si gnug trunken hat." Pathe des Kindes war der nachmals weitberühmte Stadtarzt und Professor Dr. Georg Keller, damals noch Student der Medizin (geb. 1533; der ebenso bekannte Kollege Kellers, Dr. Kaspar Wolf, war Malers Brautführer gewesen).

Schon am 7. Dezember des nämlichen Jahres wurde Josua Maler zum Pfarrer nach Elgg gewählt und begab sich unverzüglich dahin. Sein Vorfahre dort, Johann Schlegel von Ravensburg, zuvor in den Zeiten des Papsttums canonicus regularis im Kloster auf dem Zürichberg (das alte Augustinerklösterlein St. Martin) war alt und krank und hatte längst um einen rüstigeren Nachfolger gebeten. „Als ich in im Pfarrhof besucht, nam er mich gar früntlich uf und fraget mich zuvorderst in Latin, wie ich hieße. Nachdem ich ime sömlichs angezeigt, sprach er witer in latinischer Sprach dise ingründe (eindringlichen) Wort zu mir, deren ich billich nit han söllen vergessen: «Ego fui Moses et deduxi populum istum per desertum; esto tu illis Josua, et duc illos in terram promissam!» d. i. ich bin glich als der Moses gsin und hab dises Volk durch die Wüesten gefüert, so bis du ime glich als der Josua und füer sie in das gelobte Land!" Ueber 18 Jahre blieb Maler im Kirchendienst zu Elgg bei einer jährlichen Besoldung von 44 Mütt Kernen, 9 Malter Haber, 10 Saum Wein und 32 Gulden baaren Geldes samt bequemer Behausung, Krautgarten, Holz und Weidrecht.

Der Umzug der Familie fand im Januar 1553 statt; der kleine Balthasar wurde in der Wiege auf einem „Räf" nach Elgg getragen. Hier hat Maler sein deutsches Wörterbuch ausgearbeitet. Die Vorrede dazu ist datiert: „ex Elgovio 1561 Sept." Leider sind gerade über diese Jahre angestrengter Arbeit (1559—1562) keine Aufzeichnungen gemacht worden. 1568 wurde Maler Dekan des Elgger Kapitels und 1569 unternahm er mit seinem Knaben eine Reise ins Würtembergische zu den ihm noch unbekannten Verwandten seiner seligen Mutter. In Urach fand er einen Oheim, den edlen Junker Klaus von Graveneck, Obervogt im Uracher Amt, einen trefflichen Mann, der u. a. eine große Bücherei, die ihn 500 Gulden gekostet, besaß. In seiner Schlafkammer stand alle Zeit als eindringliches Memento mori und Respice finem der schwere, mit Eisen beschlagene Sarg, vom Bahrtuch überhangen. Hier erfuhren Vater und Sohn Maler große Freundschaft und berührten auf der Heimfahrt auch die alte Heimat Villingen wieder.

Im Jahr 1571 wurde Josua Maler auf Bitten des Rates von Bischofszell an die Stelle des dort vertriebenen Prädikanten Hans Allenspach versetzt. In Bischofszell hatte er in den bewegten

Zeitläuften der Gegenreformation eine sehr schwierige Stellung wegen der vielen papistischen Unruhen daselbst; nichts desto weniger stand er sogar mit dem katholischen Propst Kyd in bestem Einvernehmen; dieser rettete ihm einst, als Feuer in Malers Behausung auszubrechen drohte, die Bücher. Auch hier stieg der milde, versöhnliche Maler zur Würde eines Dekans des obern Thurgau, samt der dazu gehörigen Stadt St. Gallen, Appenzell und der Landvogtei Rheinthal. Hier verlor er aber auch im September 1575 während eines großen Sterbens seine treue Hausfrau Margaretha. Der trauernde Gatte ruft in seinen Aufzeichnungen alle menschlich liebenswerten Züge der Verstorbenen sich vor die Erinnerung, z. B: „wie ir stäter Bruch und lobliche Gwonheit gsin, bi schönem Wetter und nächtlicher Wyl den Mon und das Gestirn flißig zu besechen und dann zu sprechen: «Ist dann der Laubsack so schön, wie schön und lieblich wird dann sin die Bettstatt selbst im Himmelrich, da alle Userwelte so sicher und seliglich ruowen söllind!»" In diesen Tagen des Leids besuchte der 80jährige Vater Balthasar Maler den betrübten Sohn in Bischofszell, und zwar legte er einen Teil des Weges zu Pferd zurück, empfand aber nach einigen Wochen solche Sehnsucht nach seinen geliebten Zunftbrüdern zur Safran in Zürich und fand sich so unbehaglich unter den Bischofszeller Päpstlern, daß er schleunigst wieder heimkehrte.

An dieser Stelle der Aufzeichnungen Malers wird eine bezeichnende Anekdote mitgeteilt. „Ich kann nit unterlassen, auch etwas Schimpflichs (Lustiges) zu melden, so mir der Tagen in minem großen Kumber und langwiliger Einsame begegnet ist. Als ich gar einig (allein), niemand im Hus bi mir hat, befand ich von Tag zu Tag je mer und mer im Hus einen gar bösen und unlidenlichen Geschmack, den ich aber keinswegs urteilen konnt, sonderlich diewil das Wetter domals gar schön und glanz (hell) was bi Tag und Nacht. Macht also die Rechnung, es wurde diser Geschmack auch mir nüt anders als den Tod bedüten, wil er vom Hus nit wichen wolt. Als ich nun einsmals gar einsam im Hus mit hin und widergon, spazieren uf der Lauben wie trurigen Lüten Bruch, mit mir selbs gefochten und die Händ us geworfen, han ich ungfereter Wis einen beschlossnen Fleischkratten, so an der Wand zwüschend der großen Stuben und der Kuchithür gehanget, umb so vil bewegt und erschütt, daß er ab dem Nagel

hinab uf den Boden für mich gefallen; und so ich disen schwer und beschlossen gefunden, deshalb angends (sofort) ufgethon, fand ich dorinnen zwo große schäfin Würst, so min liebe Husfrouw selig in der Metzg kauft, aber, durch Krankheit überilt, mir nit anzeigt hat. Von disen kam der bös Geschmack, dann sie zu jesen angefangen. Sobald ich nun mit disen zur Beyen (Fenster) us gefahren, ist auch fürbaß der bös Gruch vergangen und min Sorg und Angst umb vil gemiltert worden. Nam also der verwändte (böse) Tod den Abzug us diser Herberg." Im Februar des folgenden Jahres 1576 vermählte sich Josua Maler zum zweiten Mal mit Magdalena Müller aus St. Gallen, verwitweter Suter in Bischofszell, und siedelte in ihr Haus zum „Eisenbeisser" an der Schmalzgasse über, und am 13. Januar 1577 wurde ihm sein zweites Kind Josua geboren. Der Sohn erster Ehe, Balthasar, welcher für den Kirchendienst bestimmt gewesen und den Unterricht des Collinus und später den der hohen Schule in Straßburg genossen, hatte mitten in seinen Studien das Gehör eingebüßt, war Buchbinder geworden und übernahm das Geschäft des Großvaters. Später wurde der sonst wackere Mann wiederholt wegen Wiedertäuferei angeklagt und saß, bis an sein Ende ein hartnäckiger Täufer, mehreremal gefangen im Wellenberg.

Aus der letzten Bischofszeller Zeit entnehmen wir den Maler'schen Aufzeichnungen noch folgende Geschichte:

„Im Mittel Herbstmonats diß 1579. Jars kam auch gen Bischoffszell nit in Gottes, sonder in Bapsts und römischen Entchristens Namen ein italiänisch Bischoff Vercellensis genannt, ein langer, bleicher, vast ungestalter Mann, als ein Visitator und besuchte die Kilchen in disen Landen mit sinen Jesuiten und Muleslen. Er war dem Propst, Chorherren und Capellanen ein vast unwerder Gast, wegen des großen Unkostens, so sie mit im erlitten und daß er iren Chor und Sakristey durchnüstert (durchschnüffelt) und sie darbi genötet hat, ire Bischläf- und Kellerinnen zu urlauben (verabschieden), wiewol sie nit zu lang usbliben. Diser Bischoff that persönlich ein latinische Predig im Chor, wöliche glich angends (zu gleicher Zeit) ein Jesuiter in der Kilche uf der Kanzel mit großer Ungestüme und Unpärden usgesprochen. Status und Inhalt was, daß man dem Bapst zu Rom und sinen Traditionibus, d. i. genannten irem catholischen Glauben anhangen sölle, das ist im Grund: Jesum Christum und

sin heiligs Evangelium verläugnen. — Es soll nit ungemeldet bliben, was disem von Vercell zu Zürich begegnet. Als er sich widerum uf die Romfart begeben und die Statt Zürich erlangt, daselbst er zuvor in dem Einsidlerhof losieren, Herberg und Malzit bereiten lassen, auch alles uf in und sine Mulesel wol gerüst was: hat sich zutragen, daß er uf der undern Bruggen ein gar große Anzal der Burgeren gesehen. Als aber ime zu Eeren kein Hut gerückt, noch einzige Reverenz bewisen ward, darüber auch sin Eslin, uf deren er geritten, uf ebner Bruggen also gestürchlet, als müeßte sie und der Bischof zu Hufen fallen: darob ein Gläche bi den Burgeren entstanden, er aber erschrocken und erzürnt, nit anderst, als wie vor Ziten der Bileam gethon, die müede Eslin genötet und ufbrach, doch sich keinswegs zu Zürich witer sumen wöllen; ist nit dem Einsidlerhof, sunder den nächsten die Strälgaß uf, dem Rennwegerthor zugeritten und hat sich uf die Zuger und Luzernerstraß begeben. Des warind sine Hungerstuten, Laggaien, Eseltriber und andre sines Lumpenvolks gar übel zufriden, als die schon die gut und rich Herberg zum Einsidlerhof erblickt und zum Teil auch erlangt hattind. Es mußt aber alles Hofgesind fort dem erzürnten Eselsrüter nachtraben."

Nachdem Josua Maler elf Jahre lang in Bischofszell getreulich und mit weiser Mäßigung das Evangelium verkündet, kam ihm am Neujahrstage 1582 die frohe Botschaft zu, daß ihn der Zürcher Rat zum Pfarrer nach Winterthur versetzt habe. Zu jedermanns Betrübnis verließ er die Gemeinde und trat im Februar die neue Stelle an. Hier stand er nach kaum einem Monat abermals an einem Sterbebette. Eines seiner Kinder, ein vierjähriges Knäblein, erlag den Blattern. Die Hauschronik führt uns hier eine so rührende Szene gemütvollen Familienlebens vor, daß wir die Stelle nicht übergehen mögen.

„In aller siner Krankheit hat man kein einig Zeichen der Ungeduld spüren mögen, wiewol er mit der Durchschlacht am ganzen Libli glich als mit einer Rinden überzogen, im auch uf etlich Tag und Nächt sin Ougen beschlossen und verheft warend. Bi wärender siner Krankheit hat er doch zimlich essen mögen und ist oftmals dis trostlich, gnugsam Wort von ime gehört worden: ach Jesus, ach Jesus! Als er in unser Wegfart von Bischoffszell uf das Roß

gesetzt worden und unsern l. Nachpuren, denen allen er vast lieb gsin, das Händli boten und gnadet, hat er, sam ime sin Tod vorschwebete zu einer, die ihn vast geliebet, mit ingründen Worten gesprochen: «Sale, du wirst mir keine Kriesli mer geben!» Er hat auch bi wärender Krankheit sich nit ab dem Ort und Statt (Stelle) verendren lassen, dahin wir in gelegt hattind, sunder an dem Ort, da in der Herr an's Crütz geheft, auch der Erlösung duldiglich erwartet. Des Tags aber, als er am Abend starb, han ich in zu unserem Täfeli gesetzt in minen Sessel, umlegt mit Küssinen. Und als er die übrigen Kind ob irem Tischli essen gesehen, hat er auch dütet, sam (als ob) wäre in ein rechter Glust ankommen, daß man ime derselbigen Spis (sind gsin überbliben gewermte Kuttlen) geben wölte; die hat er mit voller Hand ingeschoben, daß wir uns darüber entsetzen müeßen. (Hastiges Essen galt für ein Vorzeichen des nahen Todes.) Und als ich in darnach widerum an sin Ruw legt ein Zitli, volgends auch widerum uffsatzt, bot ich im ein gar großen Truben von ingemachten Winbeerin, den fasset er in das ein Händli und mit dem andern rupft er ein Beerli nach dem andern dermaßen schnell und begirlich ab, daß wir uns nit kontind gnugsam verwundern. Als er aber gegen dem Abend, befindende, daß sin Stündli kommen wolt, hin und wider focht, deshalb ich in us einem Gmach in das ander zu tragen vast müed ward, dann er us sunderer Liebe minen allein begert, und als im dan sin Vernunft gut unz (bis) an das End bliben, hat im H. Joos Lindouwer, Diacon der Kilchen allhie, min früntlicher Mitbruder und Gevatter, so zugegen was, ungevar 5 oder 6 dürre gsotten Biren boten, die er im abgenommen und all einanderen nach gessen und glich angends daruf hin mit gar sanftem und lieblichem End verscheiden ist und durch Jesum Christum in den seligen Stand der guten Englen ufgenommen."

Im Juni trat Maler mit seinem ganzen Völklein eine Badenfahrt an und nahm Herberge beim Wirt zum hintern Hof, allwo ihm — wie er scherzt — so viel von seinem Gesicht abhanden kam, daß er hernach in seinem Beutel wenig Geld mehr sehen konnte, ein Augenweh, das ihm noch lange hinaus Schmerzen verursachte. In Baden wurde er mit einem edlen schwedischen Herrn, Kaspar Hollstein von Holmstock, der am Hofe Heinrichs III. von Frank-

reich diente und viel mit der französischen Gesandtschaft in Solothurn zu verhandeln hatte, befreundet. Die Beiden unterredeten sich gar oft über eidgenössische Zustände, „dann daß die ersten Schwyzer anfangs us sinem Vaterland, us Schwedien, harkommen, trug er ein sondere Liebe zu der Eidgnoßschaft. Aber us dem Bedenken der großen Enderungen und wie alles verkeret, sprach er mermals in Latin: «juvenile consilium, intestinum odium, rei privatae studium, haec tria perdidêre Romam, haec eadem perdent vestram Helvetiam», und die Meinung ist: junge, hitzige, unerfarene Tagherren und Ratsleüt, die burgerlichen inlendischen Zwitrachten und der Eigennutz werdind, wie vor Ziten das römisch Rich, also auch unsere Eidgnoßschaft zu Schaden und Verderbung richten."

In Winterthur lebte um jene Zeit der letzte Abt von St. Georgen zu Stein a. Rh., Martin Geiger von Zell, der in Bühel am Schienerberg ein Klösterchen gebaut und sich nun unter Zürichs Schutz gestellt hatte. Von diesem erzählt Maler folgende hübsche Hochzeitsgeschichte: „Als der E. H. Martin Giger, gewesner Apt von Bühel (wie auch von Stein genannt) sich nunmeer zu dieser Zit vast zwei Jar zu Winterthur in Kosten unserer gnedigen Herren von Zürich erhalten, darbi sine anligende Sachen etlichermaßen zu Ruwen kommen, hab ich us besonderem Befelch des Hr. Landvogts gegen ime, Herrn Apt, von wegen u. gn. H. Burgermeister und Räten anhalten müeßen, diewil sie Willens, in in ir Statt gen Zürich zu nemen, daß er sich fürderlich begeben wölle, sin Hushalterin oder Kellerin eelich zu machen. Hat er uf Sontag Medardi (1583) sin gwesene Concubine, Waldpurgen Buchschärin, zu Kilchen und Straßen gefüert; und diewil er schwach und blöd vom Schwindel im Houpt was, ward er sitzend uf einer Sidelen und auch vor der Predig ingesegnet und zusammengeben und glich unverzogenlich Schwachheit halber widerum in sin Herberg gefüert. Er gehub sich so übel im Houpt, daß ich und Heinrich Künzli, der jung Wirt zu der «Kronen» im die ganze Action zu beden Siten unterhalten müeßen, damit er nicht zu Boden sunke. Die Hochziterin aber verharret die Predig us und ward darnach von etlichen Matronen eerlich und nachpurlich heimbeleitet. Sin Herberg in Zürich was im verordnet uf Dorf im «Rütihus», darinnen er wenig guter Stunden gehept, uf die Gassen gar nie kommen, sich mit beharrlichen Krankheiten

erfochten, von mangfaltigen Arznyen großen Unkosten erlitten, bis daß in der allerbest Arzt vollkommen erlöst und us disem Jamerthal in sin Rich erforderet hat. Er ließ eeliche Sün und Töchteren hinder im.“

Im Jahr 1585 starb Malers Stiefbruder, der weitberühmte Druckerherr Christoffel Froschauer, der jüngere, der Sohn des Eustachius.

„Am einliften Tag Hornung zu Mitternacht zwüschen 12 und 1 ist min lieber Herr und Bruder Christoffel Froschauer (gmeinlich zuvor der jung genant) nach langwiriger Krankheit und beschwerlichem Anligen böser Schenklen halber gar vernünftig und seliglich in Jesu Christo entschlafen und des schweren Ueberlastes sines übergroßen Körpers und sonst bigethoner Libspresten erlediget, mit warer Libsruw und sanftem Schlaf, auch der glöubigen Seelen Seligkeit von Gott begabet worden. Er ward glich mornderigs nit allein von allen Gelerten und Kilchendienern, sondern auch von allen andern hochen und nidern Stenden der Burgerschaft an sin gute Ruwstadt beleitet, in der Kilchen zu den Predigern, dahin in acht starke Burger Schwere sines Libs halber getragen. Uf sinen Tod hin ist gar große Enderung ervolget, nit allein siner großer Verlassenschaft und zitlichen Guts halber, so von mengerlei Erben ingenommen, hin und wider glich als verflogen und zerstoben ist, sonder auch der loblichen und wolberüempten Truckerei halber. Wie er selbs allzit, sonderlich in sinem Todbett vorgesagt, so starb mit im ab die Truckerey und der besser Theil hoch- und wolglerter Leüten, so diser zu arbeiten hattind. Und wil er keine Liberben hinder im gelassen, so kam es auch alles in frömbde Händ und Länder, daß man sidhar oftmals sine Büecher widerum von Frankfurt hinuf gen Zürich hat Mangels halber füeren und deshalb gar thür bezalen müessen. Es ward auch die herrlich und wol erbuwen Froschau (so zuvor im Bapsttum ein Nonnenkloster gsin und « die Sammlung » genannt worden, nach der Reformation aber ein komlich Herberg worden für kranke, frömbde und heimbsche Lüt, bis uf den gebuwnen nüwen Spital, von vilen gemeinlich die nüw Sammlung genannt) verkauft; ist die Jar har von den Escheren, so man nennt die Glas-Escher, besessen, aber dis jetz laufenden 1596 Jars ein Eigenthum und komliche Herberg

worden des H. Hansen Keller, derzit regierender Burgermeisters in Zürich."

In den Aufzeichnungen Malers findet sich auch noch eine Erinnerung an des jüngern Christoffel Oheim, der schon vor Jahren (1564) das Zeitliche gesegnet hatte. „Das allerletzte Mal, daß ich den alten H. Christoffel Froschauer, Truckerherren zu Zürich gesehen, beschach in der Froschau (1554) bei einer gar kostlichen Malzit, so er den Glerten zugericht. Eben des Tags, an wölichen Bruder Stoffel (der jüngere Froschauer) uf Frankfurt verreisen söllen: hat er uns beede (den jungen Christoph und Josua Maler) als Stoffel gestiflet und gar wegfertig was und deshalb sinem l. Vater (Eustachius) und der ganzen Herrschaft wolt gnaden (Abschied nehmen), sinen l. Gesten, dem alten H. Bullinger, H. Gwalter, H. Lavater, M. Hans Friesen[1] wie auch minem l. Vater für Ougen gstellt; habend uf sinen Befelch einanderen die Händ bieten müessen, die er uns selbert zusammengehalten und versprechen, gut Brüeder und Fründ gegen einanderen zu bliben; hat auch ime, dem Bruder Stoffel, sonderlich befolchen, daß er mich nit lassen sölle, das er auch bis an sin End getrüwlich gegen mir und den Minen geleistet hat; desglichen ich auch zu thun mich beflissen, so vil mir Gott sin Gnad verlihen, dann er als ein hordricher Mann minen (meiner) und miner Diensten vast wenig bedörfen."

In Winterthur erwarb sich Maler vielfache Verdienste um das Schulwesen, so war er auch bei der Erneuerung der dortigen Mädchenschule thätig, welche nun, während der Unterricht bisher beständig von einer sogenannten „Lehrgotte" erteilt worden war, zu allgemeiner Verwunderung einem Schulmeister übergeben wurde. Er erzählt uns auch die Einweihung eines neuen Schulhauses.

„Uf Nicolai, den 6. Christmonat 1587 nach Imbiß zwüschen zwölfen und ein Uren habend wir, die Kilchendiener, der Praeceptor und Provisor die Schuoler, so in der alten Schuol gar wol besammlet warend, in einer Procession, bi wölicher underwegen und uf offner Gaß der Psalm: „do Israel us Egypten zoch" gesungen ward, in die nüwe Schuol an der Hindergassen ingefüert und

[1] Gemeint sind neben Heinrich Bullinger, Rudolf Gwalter, Zwinglis Eidam und späterer Antistes, Ludwig Lavater, Bullingers Eidam und nachmaliger Antistes, und der Philologe und Lexikograph Johannes Fries.

beleitet. Herr Statthalter Geilinger, Herr Buwmeister und Procurator Künzli sampt anderen vom Kleinen Rat Verordneten, habend uf uns an der Hindergassen gewartet, sind volgends sampt den Stadtknechten mitzogen. Die Action in der nüwen und großen Schuolstuben ward mit dem Gebet zu Gott angehept; daruf han ich die Schuoler, so vil mir Gott siner Gnaden verlihen, zu allem Fliß, Gottesforcht, züchtigen Sitten und eerlicher Fridsame vermanet. Daruffhin sungend die Schuoler den Trostpsalm: «ein veste Burg ist unser Gott» und ward die Action mit dem Gebet beschlossen; darbi ietlicher Schuoler Eeren und merer Gedechtnuß halber mit einem nüwgebaknen krützerwertigen Mutschällen (Wecken) im Heimweg begabet, mit Befelch, sich underwegen züchtig und fridsam zu halten."

Maler berichtet im weitern, wie die Schüler nach dem Examen, an welchem die Besten mit einem gevierten silbernen Pfennig, darauf das Osterlämmlein gebildet, beschenkt wurden, „in die Milch" zu ziehen pflegten, freilich nicht mehr nach altem Brauch mit Trommeln, Pfeifen und fliegenden Fahnen, sondern gut schulmeisterisch mit Psalmenbüchlein in den Händen und unter christlichen Lobgesängen. Auf dem „Lindberg" zwischen Winterthur und Seuzach wurde bei solchen Gelegenheiten die junge Schar mit Milch und Brot bewirtet.

Im hohen Alter widerfuhr unserm Josua Maler — zum vierten Male während seines beinahe 50 Jahre langen Kirchendienstes — die Ehre, wiederum zum Dekan seines Kapitels gewählt zu werden. Allmählig stellten sich die Beschwerden des Alters ein, und obwohl er nach dem Imbiß, dem Schlaf zu wehren, noch sein Tannenreis zu hacken pflegte, sah er sich mittlerweile genötigt, im Namen Gottes nach dem Handstecken seines seligen Vaters, an welchem dieser lange Zeit herumgeschlichen, zu greifen. Wie ein auf sein Ableben verfertigtes Carmen besagt, wurde er seiner leisen Stimme halber, die in der großen Kirche nicht mehr durchzudringen vermochte, im September 1598 nach Glattfelden, einer der besten Pfründen Zürichs, versetzt und ist dort am 5. Juni 1599 selig gestorben.[1]

---

[1] Die beiden Copien der Stadtbibliothek geben irrtümlich 1598 als Malers Todesjahr an; das Original enthielt, wie sich aus dem Abdruck in den „Bekenntnissen ꝛc." Bd. VI, 459 ergibt, die richtige Jahrzahl 1599. Ebenso Simlers Naeniæ funeris christiani Jehosuæ Maaleri.

Der Eintrag des Sohnes Josua in die Hauschronik meldet: „Als min geliebter Vater, H. Josue Maler, von Winterthur zu dem Kilchendienst Glattfelden von minen gnädigen Herren zu Zürich berüeft worden in sinem hochen Alter, hat er daselbst nit länger dann 40 Wochen gelebt. Dann uf den ersten Tag Brachmonats Anno 1599 ungefehr umb 9 Uren hat ihn Gott mit dem Schlag hart angegriffen, daß er kein Wort mehr reden konnt; aber doch gab er gar christenliche Anzeigungen sines Glaubens und herzlichen Vertruwens zu Gott sinem himmlischen Vater. Am 5. Tag hernach gedachten Monats hat in Gott zu sinen göttlichen Gnaden berüeft umb 11 Uren. Starb glich als in einem Schlaf gar sanftmüetig. Am 6. Tag umb 12 Uren ward er eerlich bestattet." Auf seinen Tod hat der Zürcher Arzt Rudolf Simler ein Bändchen lateinischer Naenien zusammengestellt.

Vielfach verwechselt mit dem Vater wurde der jüngere Josua Maler, geb. am 13. Januar 1577, auf den Schulen zu Schaffhausen, Basel, Zürich und Straßburg gebildet, 1596 Vikar bei dem Vater in Winterthur, vermählt mit Barbara Wirz von Zürich, 1598 Pfarrer in Weinfelden und 1599 nach des Vaters Tod dessen Nachfolger in Glattfelden. Er starb schon am 21. März 1610 während der Pest, die zu gleicher Zeit seine Frau, ein Töchterchen und die alte Mutter, sowie an andern Orten noch über zwanzig Personen aus der Verwandtschaft hinwegraffte. Der jüngere Josua Maler war ein fruchtbarer lateinischer Gelegenheitsdichter und hat auch die deutsche Verszucht kultiviert. Von ihm her rührt außer einem „Trostspruch für Schwangere und Gebärende" (1600) ein Lobgedicht zu Ehren des Melchior Goldast „Historia von dem Riesen Haimon, von Ursprung und Anfang des edlen uralten Geschlechts der von Haiminsfeld, hernach Goldast genannt" (eine Frau Cleve von Gonzenbach genannt Goldast war in Bischofszell seine Patin gewesen, ebenso war sein Stiefbruder mit einer Goldast vermählt). Endlich ist er der Verfasser des „Janus, das gute Jahr für alle Christen ingemein" (Zürich 1616), eines gereimten Neujahrswunsches, worin er jeden Stand mit einem Tier aus der Arche Noah in Beziehung bringt: die Prediger mit der friedsamen Taube, die Zuhörer mit dem folgsamen Schaf, die Obern mit dem Vogel Pelikan, der sein Blut für die Jungen dahingibt, die

Unterthanen mit den emsigen Bienen, die Eheleute mit dem unzertrennlichen Eisvogelpaar, die Kinder mit dem Storch, die Frauen und Töchter mit der eingezogenen Schnecke und die Dienstboten mit dem allezeit wachbaren Kranich.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist die Nachkommenschaft des alten Josua Maler ausgestorben.

4.

Litterarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit.

1883.

I.

Das Bodmer'sche Haus. — Die Maler der Sitten. Bodmer als Kritiker und Dichter.

Ueber dem stattlichen Patrizierhause zur „Krone" oder zum „Rechberg", einer der vornehmsten Zürcher Prachtbauten des vorigen Jahrhunderts, schaut weit über die Stadt hin das Haus zum „obern Schönenberg", auch bloß „im Berg" genannt, noch bis vor kurzem das Heimwesen unsers Malers Ludwig Vogel. Hier wohnte einst der Mann, von welchem fast alle die Beziehungen Zürichs zur deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert, über die diese Skizzen handeln sollen, angebahnt und unterhalten worden sind, Johann Jakob Bodmer, dessen hundertjähriger Todestag am 2. Januar dieses Jahres unbemerkt an seinen Mitbürgern vorübergegangen ist. Hier sammelte er viele Jahrzehnte hindurch gleichstrebende Freunde und die Männer der jüngern Generation um sich, auf denen der geistige Aufschwung nicht bloß unserer Stadt, sondern teilweise auch die Umgestaltung der deutschen Litteratur im letzten Jahrhundert beruhte. Hier auf der steilen Schanze war die berühmte Herberge, in der einst die Vorläufer unserer klassischen Litteraturepoche, Klopstock und Wieland, gastliche Aufnahme gefunden, hier weilten vorübergehend die Grafen von Stolberg und Ewald von Kleist, unter dieses Dach ist auch Goethe mit seinem fürstlichen Freunde Karl August von Weimar getreten.

Kein Geringerer als Goethe selbst hat uns diese historische Stätte beschrieben im achtzehnten Buch von Dichtung und Wahrheit, und die liebevolle, lebendige Schilderung, die der sechzigjährige Dichter dieser Erinnerung widmet, ist uns ein Nachhall jener frohen Tage, da er zum ersten Mal die Ufer des Zürcher Sees sah. „Bodmer wohnte — heißt es in Dichtung und Wahrheit, und die Zeit, die Goethe im Auge hat, ist 1775 — in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmutig eine Vorstadt, teils in aneinandergeschlossenen, teils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir bei der Schönheit und Klarheit des Tages schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten. — Wir priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher, freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe. Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend. Rückwärts links einen Teil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen; — worauf man denn, geblendet von allem diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte."

Bodmer stand damals in seinem 77. Jahre. Seine Zeit war bereits um, und eine neue Welt, die ihm nicht mehr verständlich war, zog eben in ihren ersten großen Anfängen an dem getrübten Auge unsers Altvaters herauf. Mehr als ein halbes

Jahrhundert lang war er thätig gewesen als Kritiker, welcher die Poesie nach dem argen Verfall, in den sie seit dem siebzehnten Jahrhundert geraten war, wieder zu Würde brachte, als Vorläufer Lessings, als welcher er der Litteratur der Engländer zum ersten Mal eindringlich das Wort redete und den Deutschen einen Milton schenkte, an dem sich der Dichter des „Messias“ für sein folgenschweres Werk begeistert und geschult hat. Als Freund, Lehrer und Ratgeber hatte er unmittelbaren Anteil an der geistigen Entwickelung einer großen Reihe bedeutender Männer nicht bloß seiner Heimat, sondern sein anregender Einfluß erstreckte sich weit über die Grenzen unsers Landes hinaus und durch ihn wurde Zürich eine Stätte des guten Geschmacks und ein belebender Mittelpunkt unserer Litteratur und Wissenschaft. Bodmer war ein Träger der freien Forschung, humaner Bildung und bürgerlicher Freiheit. Ihm verdankt auch die deutsche Litteraturgeschichte die Erneuerung jener unvergänglichen — vor ihm so gut wie verschollenen Schätze, die eine längst entlegene Zeit einst in ihrem Schoße geborgen; und wenn auch sein eigener Dichterlorbeer verwelkt ist, seine poetischen Erzeugnisse nur noch historischen Wert besitzen, gebührt Bodmer dennoch dauerndes dankbares Andenken.[1]

Johann Jakob Bodmer ist am 19. Juli 1698 in Greifensee geboren. Sein Vater war ein redlicher Landpfarrer. Seine Mutter hieß Esther Orell. Früh versenkte er sich, in ländlicher Stille aufwachsend, in die Bücher, zumal in die Bibel, in Homer und Virgil, dann auch in die deutschen Schriften der Schlesier. Bald war Opitz sein Lieblingsdichter. Ihn trug der Jüngling später Jahre lang im Sommer mit sich in Feld und Wald, und steckte im Winter mit ihm hinter dem Ofen. Seine Freunde legten ihm Opitz als Zunamen bei. „Wo ist Opitz?“ hieß es in der warmen Jahreszeit und: „Opitz! komm hinter dem Ofen herfür!“ in der

[1] Den ersten Anfang zu einer Biographie Bodmers hat sein Nachfolger im Amt J. H. Füßli gemacht im Schweizerischen Museum 1783, 84. Das Manuskript Füßlis befindet sich auf der Stadtbibliothek. Eine wichtige Quelle sind die persönlichen Anekdoten, die Bodmer 1777 geschrieben. [Herausgegeben von Theodor Vetter im Zürcher Taschenbuch 1892, S. 91—131; ferner: Auszüge aus meinem Tagebuch 1752—1782, herausgegeben von J. Bächtold, Turicensia S. 190—216 (1891).]

kalten. „Im achtzigsten Frühling des Lebens (heißt es in den persönlichen Anekdoten) schweben die Bilder (der Heimat) noch so lebhaft vor meinem Sinn, daß ich jeden Hügel, jede Vertiefung, jeden rieselnden Bach, jeden Baum, Markstein vor mir sehe. Ich seh in der westlichen Ecke des Horizontes Regensberg in dem weißen Schimmer thürmen; gegen Südost die glarnerischen Alpen den Himmel bekränzen. Von dem Hügel [zwischen Greifensee und Uster] schau ich in den See nieder und in das fruchtbare Gebirge gegenüber.“ Im Sommer im See zu baden und im Winter auf den Eisschuhen über denselben zu laufen, gehörte zu seinen größten Vergnügen. Von dem Vater zum geistlichen Berufe bestimmt, kam er in die öffentliche Schule und ins Kollegium nach Zürich. Das Studium der Theologie sagte ihm nicht zu, und so wurde er von den Eltern 1718 nach Genf, Lyon und dann nach Lugano in die Seidenspinnerei seiner Oheime geschickt, wo aber der schüchterne Jüngling nicht zu gebrauchen war, so daß er 1719 nach einer Lustreise über Mailand, Genua, Bergamo in das Vaterhaus zurückkehrte. Von da an überließ der betrübte Vater den Sohn eigener Wahl, derselbe ließ sich seit 1720 in Zürich nieder, besuchte fleißig die Staatskanzlei und wählte, um unter seinen Mitbürgern eine Stellung einzunehmen, das Fach der vaterländischen Geschichte zum besonderen Studium, so daß ihm 1725 die Professur der eidgenössischen Geschichte und Politik übertragen werden konnte. Schon vorher hatte er sich auf die Publizistik gelegt und mit seinem um drei Jahre jüngeren Jugendfreunde, dem nachmaligen Chorherrn und Professor der hebräischen Sprache Johann Jakob Breitinger, welcher sich 1720 bei seinem Bruder, dem Pfarrer zu Märstetten im Thurgau aufgehalten hatte und wahrscheinlich durch die Vermittlung des Doktor D. C. Zollikofer in dem benachbarten Altenklingen mit Dr. Laurenz Zellweger aus Trogen bekannt geworden war und diese Freundschaft auch auf Bodmer fortpflanzte, die Herausgabe einer Wochenschrift begonnen, die den sonderbaren Namen „Discourse der Mahlern“ führte. Der erste Plan dazu wurde auf einer mit Breitinger 1719 unternommenen Lustreise zu Pfarrer Rudolf nach Gränichen im Aargau ausgeheckt. Dieses Wochenblättlein, dessen Lektüre uns heutzutage ebenso kurios wie sein Titel anmutet, hat es zwar nur auf wenige Jahrgänge gebracht

(1721—1723), ist aber zu europäischer Berühmtheit gelangt, denn damit ist auf deutschem Boden die unabsehbare Reihe moralischer Wochenschriften eröffnet worden, welche das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Das Muster dieser Diskurse war der englische „Zuschauer“ und ihr Zweck ging dahin, ein freimütiges Organ für das Bürgertum zu sein. Diesem ersten namhaften Unternehmen, das bedeutungsvoll aus einem republikanischen Gemeinwesen hervorgegangen ist,[1] folgte gleich nach wenig Jahren in Hamburg ein ähnliches, „Der Patriot“, an welchem der Ratsherr und Dichter Brockes beteiligt war, dann in Leipzig „Die vernünftigen Tadlerinnen“ und „Der Biedermann“, die den litterarischen Ruhm des spätern Gegners von Bodmer, Gottscheds begründeten. Innerhalb 40 Jahren sind in Deutschland allein mehr als 180 solcher moralischen Wochenschriften hervorgetreten. Sie vermittelten die Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten und führten unsere Litteratur wieder dem bürgerlichen Leben zu.

Allwöchentlich zweimal versammelte Bodmer seine Freunde, aus denen er ein litterarisches Kränzchen gebildet, in sein Haus, zur Besprechung der für die Zeitung bestimmten Aufsätze. Diskurse hießen sie die einzelnen Abhandlungen, weil dieselben zum Teil aus mündlicher Unterhaltung hervorgegangen sind, und Maler nannten sich die Herausgeber, weil sie in getreuen Gemälden die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände zunächst ihrer Vaterstadt schildern wollten. So haben sich die Verfasser denn auch gewöhnlich mit den Namen berühmter Maler unterzeichnet; Bodmer pflegte unter seine Artikel die Bezeichnung Rubens oder Holbein zu setzen, Breitinger Hannibal Caracci, Dr. Laurenz Zellweger aus Trogen Michel Angelo u. s. w. Gleich von Anfang an hatte das Wochenblättlein von der geistlichen Censur, die in Zürich streng gehandhabt wurde, zu leiden und die ersten Sittengemälde traten stark retouchiert und verstümmelt ans Licht. So durfte an einem Ort, wo die bekannte römische Fabel von der Stadt- und der Landmaus in deutscher Uebersetzung wiedergegeben war, die Stadtmaus nicht Adieu sagen, sondern nur: Gehab dich wohl!, da der Name

[1] Vergl. die Dissertation von Hans Bodmer, Die Gesellschaft der Maler in Zürich und ihre Diskurse. Frauenfeld 1895, sowie: Chronik der Gesellschaft der Mahler, herausgegeben von Theodor Vetter. Frauenfeld 1887.

Gottes nicht von der unvernünftigen Kreatur mißbraucht werden sollte; der Ausdruck „Meister der Existenz“ für Gott wurde beanstandet, „Brunnquell des Lebens“ war den Censoren recht. Der weitaus größere Teil dieser Diskurse handelt, wie ihr englisches Vorbild, von allgemein menschlichen Schwächen und Thorheiten, von Klatsch und Modesucht. Die Maler rechneten namentlich auf Publikum unter „dem Frauenzimmer“ und deshalb beschäftigen sich ihre Aufsätze vielfach mit der weiblichen Bürgerschaft des alten Zürich. Ja, hier liegen auch die ersten Versuche, bei dem weiblichen Geschlecht höhere geistige und litterarische Interessen anzuregen. Ein interessantes Zeugnis dafür ist das Verzeichnis einer Bibliothek für Damen. In Form eines fingierten Briefes an die Maler beklagen sich die Frauen, daß immer noch der Grundsatz herrsche, die Wissenschaften seien ihnen schädlich und machen sie lächerlich. Sie seien allein geboren, zu waschen, flicken und von der Gestalt einer Suppe zu urteilen. Das Lesen guter Bücher sei gänzlich verpönt. „Unser Absehen“, so schreiben diese Frauen, „ist nicht, daß wir aus den Büchern eine weitläufige Wissenschaft unnützlicher Sachen sammeln; wir wollen daraus angenehme Freundinnen, kluge Eheweiber und gute Mütter werden. — Eben euer Geschlecht, ihr Herren, ist die Ursache, daß unsere Unterredungen meistens nur Bagatelle betreffen. Wir werden gezwungen, unser Leben mit sklavischen Bemühungen zu verzehren, weil die Männer uns alle Gelegenheit abschneiden, einem Menschen anständigere Geschäfte zu unternehmen.“ Die Herren Maler erbarmen sich dieses Notschreis und fertigen ein Verzeichnis einer Bibliothek für das Frauenzimmer an. Dieselbe sei so ausgelesen, daß das Frauenvolk daraus wohl witzig und angenehm, aber nicht gelehrt und pedantisch werden könne. Diese Auswahl ist noch sehr kahl. Empfohlen werden 35 Bücher, darunter: Die Denkwürdigkeiten des Sokrates, Robinson Crusoe, Opitz, Kanitz und Bessers Gedichte (!!), Fenelons Telemach, Moliere, Corneille, Racine, Boileau und Lafontaine, ebenso französische Uebersetzungen der Alten, Horaz, Terenz, Virgil.

Einer der erträglichsten Diskurse — der zehnte des dritten Buches — verbreitet sich über Damen-Koterien. Anschließend an eine Notiz des „englischen Zuschauers“, nach welchem es in England Gesellschaften gibt, die aus lauter Frauenzimmern bestehen, meldet

unser Maler von ähnlichen Koterien in Zürich. Diese Zusammenkünfte finden jeden Sonntag nach dem öffentlichen Gottesdienst statt. Sobald dieser vollendet ist, stellen sich die Frauen vor den Kirchenthüren auf, oder sie nehmen die vornehmsten Pässe ein, die von hier nach der Stadt führen. Unser Beobachter hat 43 solcher „Kirchenstände" gezählt: 12 vor der Großmünster-Kirche, 7 vor dem Fraumünster, 11 vor St. Peter, 13 vor der Predigerkirche. „Eine jedwede von diesen Weiber-Koterien — so heißt es da — hat ihren eigenen Platz, auf welchem sie Fuß hält, und ich habe wahrgenommen, daß eine jegliche den ihren so ordentlich und sicher weiß, daß sie nicht um einen Gassenstein irret. Eine Koterie schließet sich hier in der Form eines Zirkels zusammen; dort stehet eine andere in einem Geviert; aber die meisten laufen in unregelmäßigen gothischen Formen zusammen. Sie folgen darinnen den benachbarten Kantonen ihrer Eidgenossen nach, daß sie ihre Gemeinden unter dem offenen und freien Himmel halten. Sie haben keine Präsidentin, sondern diejenige eröffnet allezeit den Rat, welcher die Zunge am besten gelöst ist; eine jede sagt heraus, was sie weiß, und in einer Versammlung von sechs Personen reden nicht selten alle sechs zugleich. Die Traktanden eines solchen Ständchens werden gemeiniglich in allen 43 mit folgenden Fragen eröffnet: «Warum seid ihr vor acht Tagen nicht dagewesen?» Eine neue Mode von Kappen und Büschen — ins Moderne übersetzt: Hüte und Federn — ist eine Materie, die wichtig genug ist, eine ganze Session zu unterhalten. Eine Debatte über die Spitzen wird oft in zwei Sitzungen nicht erschöpft. Eine Dame äußert den Gedanken, daß die Spitzen mit Recht durch die Hechel gezogen worden, als eine Tracht, die weder kalt noch warm gebe; aber eine zweite hält ihr gewichtig folgende Rede entgegen: «Ihr seid eine schöne, daß ihr die Spitzen quittieren wollt, weil sie das Unglück haben, den Malern nicht zu gefallen? Der Haß, den sie gegen dieselben hegen, ist für mich ein Grund, der sie mir desto lieber macht» u. s. f. Diese Stände bekümmern sich sehr, wie viel verschiedene Speisen bei einer Gasterei aufgetischt worden und ob man aus silbernen Geschirren gegessen habe. Die Liebe zum Nächsten ist hier überhaupt so groß, daß man lieber den Angelegenheiten anderer Leute, als den eigenen nachfragt. Sie geben sich große

Sorge, das Geld ihrer Nachbarn zu zählen, ihnen Frauen zu verschaffen, fremde Fehler zu verbessern u. s. f. Nach solchen Verrichtungen gehen sie auseinander, früher oder später, je nach der Beschaffenheit und Wichtigkeit der Verhandlungen. Sie zeigen oft einen solchen Eifer für ihre Interessen, daß sie sich selbst durch den Winterfrost nicht trennen lassen. Es steht zu vermuten, daß z. B. derjenige Stand, der an dem Stein in der Brunngasse seinen Zirkel bildet, Sonntags vor 14 Tagen merkwürdige Geschäfte verhandelt hat, weil beobachtet worden, daß er ein Viertel nach 10 noch gestanden ist. Oft zetteln sich auch feindliche Jalousien zwischen zwei Koterien an, die hernach an der Gegenpartei auf bittere Weise gerächt werden. Die jungen Mädchen pflegen Sonntags ebenfalls ihre Kirchenstände abzuhalten, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht an einen fixen Ort gebunden sind, sondern auf und ab wandeln und philosophieren; ihre Glückseligkeit beschränkt sich darauf, daß sie im Vorbeigehen von den Damen des Standes einen Knickfuß oder einen sinnreichen Blick erhalten."

Nun aber das Gegenbild. Dieser Beschreibung werden die Sonntags-Koterien der männlichen jeunesse dorée entgegengesetzt und zwar nach der Schilderung einer „Malerin". „Den Sonntag vor acht Tagen sah man nach den Predigten von allen Tempeln eine Menge junger Leute mit blonden Haaren auf das Helmhaus zusammenfließen, wo sie sich vor einander bückten, sich in Banden stellten und auf und nieder liefen. Plötzlich ward man gewahr, daß diese Rotten sich entfernten. Eine, die auf dem Helmhaus die Steinplatten getreten, verfolgte den Weg über die Brücke durch den Fraumünsterhof nach St. Peters Hofstatt durch das Rennwegthor, über die lange Brücke, den Graben hinauf und kam durch das Kronenthor in die Stadt zurück. Diese Koterie debattierte vom Helmhaus bis zu St. Peters Hofstatt darüber, ob der Uhwieser Wein dem La Côte etwas nachgebe, welche Frage mit vier gegen drei Stimmen entschieden wurde; vom Rennwegthor bis zur Kronenpforte unterhielt man sich neben andern Neuigkeiten damit, daß in Hottingen ein Faß mit exzellentem italienischem Wein angestochen worden." — Auch sonst beklagen sich die Frauen über die Geistlosigkeit der jungen Männerwelt; man könne nichts mit ihnen reden, da sie sich bloß über Gewinn und Verlust beim Spielen zu unter-

halten verstünden. „Einer dieser jungen Herren — erzählt eine andere Malerin — begleitete jüngst eine meiner Gespielinnen nach Hause, ohne ein Wort zu sagen, bis sie auf die untere Brücke kamen. Der Mond schien hell und die andern Sterne warfen einen gleich heitern Glanz von ihrer blauen Höhe. Endlich that er die Lippen auseinander, um zu sagen, daß der Himmel voll von Sternen wäre; die Jungfrau antwortete: «und die Erde ist voller Gecken.»" Das äußerste Elend sei, daß man aus solchen Gesellen die künftigen Männer auslesen müsse.

Den weitern Inhalt dieser Diskurse der Maler bilden Erörterungen über Kindererziehung, Sprache und Sprachgebrauch, Geschichtsforschung, über das Kartenspiel, Tabakrauchen, Schminken, Gespenster, Trachten 2c. Aber neben der Beleuchtung vorhandener Sittenzustände ging man auch öfter auf Dinge ein, welche die Litteratur berührten, und gerade die Stücke dieses Inhalts machten die Wochenschrift, in so ungebildeter Sprache sie geschrieben war, zu einer auch im Ausland angesehenen Erscheinung. Bereits hört man die Opposition gegen die Häupter der zweiten schlesischen Dichterschule, gegen die Geschmacklosigkeiten eines Lohenstein und Hofmannswaldau heraus. — Es scheint, daß das damalige Publikum nicht sonderlich erbaut war von diesem Wochenblättlein, denn dasselbe ging schon 1723 ein.

Durch seinen Freund, den trefflichen Appenzeller Arzt Laurenz Zellweger wurde Bodmer um die nämliche Zeit auf den Dichter des „Verlorenen Paradieses" hingewiesen.[1] Von jetzt an ist Milton sein Ideal, dessen Erhabenheit und sittliche Größe ihn dergestalt begeisterte, daß er eine freilich sehr unvollkommene Uebersetzung des verlorenen Paradieses in Prosa anfertigte. Auch dichterische Pläne, zu denen er den Stoff der Bibel entnahm, so eine Schöpfung, ein Noah beschäftigten ihn, also lang vor der Zeit, da Klopstock, durch Bodmers Milton angeregt, an die Messiade dachte. Der erste damalige deutsche Kritiker, Gottsched, freilich spottete über die „Milton'sche Sekte" und behauptete zuversichtlich, Miltons Geschmack werde sich in Deutschland nie und nimmer ausbreiten,

---

[1] Vergl. Hans Bodmer, Die Anfänge des zürcherischen Milton. S.-A. aus: Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet. Hamburg 1893.

während inzwischen bereits der Sänger des Messias seine ersten Triumphe feierte. Der offene Kampf der Schweizer mit dem obersten Leipziger Geschmacksrichter brach übrigens erst 1740 aus.

In die dreißiger Jahre fallen auch Bodmers Gedichte, die weder große Ursprünglichkeit noch poetischen Gehalt aufweisen.[1] Er schlug vielmehr darin die philosophischen Bahnen, die sein berühmter Landsmann Haller eröffnet, ein. Bekannt sind die Worte seines langjährigen Hausgenossen Wieland, der über die poetische Thätigkeit seines Gönners so urteilte: „Man kann unmöglich vom schriftstellerischen Eigentumsrechte laxeren Begriff haben, als Bodmer, der den Grundsatz: «wo ich etwas Schönes finde, ist es mein», im allerweitesten Umfang in Ausübung brachte und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl." Eines der besten Gedichte Bodmers ist an seinen Freund Zellweger gerichtet, die Ode „an Philokles." Auch auf die Gattin Hallers, von deren Hinscheiden dieser so ergreifend gesungen, geht eine Bodmer'sche Elegie.

1727 hatte sich Bodmer mit Frau Esther Orell vermählt; die drei Kinder aus dieser Ehe nahm frühzeitig der Tod hinweg. In dem Gedicht „Trauer eines Vaters" klagt er um seinen am 6. März 1735 gestorbenen Sohn. Eine Stelle aus dieser Elegie mag hier als Probe der Bodmer'schen Verskunst mitgeteilt werden. An die Leiche des Knaben gewendet, ruft er aus:

---

[1] Schon vor zehn Jahren hatte er deutsche Verse geschrieben; sein Biograph Füßli teilt seinen ersten Versuch im Schweiz. Museum 2 Stück, 135 mit:

„Die Lust, die Blumen abzubrechen,
Die mit der Farb und dem Geruch
Mein krank Gemüte lebhaft machen;
Das Wasser, das von einem Stein
Mit einem lauten Rauschen fällt,
Ist, wo ich bin, mein liebstes Gut.
Der Vögel lustige Musik;
Die Bach, die lauten wie Christall,
Ein Holz, begrünte Schäferheiden,
Die Echo, die vor Liebe singt:
Das ist Materie, die capabel
Mich wach zu halten und erfreut."

Dies unbelebte Ding, das sich nicht kennt noch fühlet,
Zwar menschlich von Gestalt, doch auf den Grund zerwühlet,
Soll dieses kürzlich noch mein Sohn gewesen sein?
Das Herze widerspricht dem unbeliebten Schein;
Denn meinem Sohn saß Geist und Leben auf den Wangen,
Und jedes Gliedmaß war mit Freudigkeit umhangen.
Nein! Dieses ist er nicht, er ist noch nicht zurück,
Ein neuer Gegenstand verzögert seinen Blick.
Bald, wenn die Stunde mahnt, wird er zurücke kehren,
Und freundlich ungestüm mich in Gedanken stören.
Hört nur, er klopfet schon an die gewohnte Thür,
Ein freudiges Getön verkündigt ihn schon hier. —
Also begehrt das Herz die Sinnen zu betrügen,
Doch alles widerlegt die angenehme Lügen.
Selbst dieser tote Mund mit seiner Lieblichkeit
Entdeckt die Züge stets, die mich vordem erfreut.
Ich sah des Fiebers Flamm' an seinem Leben nagen
Und das gegohrne Blut in wilde Wirbel schlagen,
Bis daß sein eigner Grimm es nach und nach verzehrt.
Die Lippen beteten und redten ungehört.
— — — — — — — — —
Indem sein Leib anitzt den letzten Streit bestand,
Rief ihm der Vatermund bis an des Lebens Rand
Mit bittern Worten nach: Mein Sohn, mein Freund, verziehe,
Bleib, bleib, mein bester Teil! Dein Abschied ist zu frühe.
Bleib oder nimm mich mit. Ich lege willig hier
Des Fleisches Bürde weg und fliege neben dir
Mit leichterem Gemüt nach den gestirnten Thronen,
Wo Gottes Selige in steter Ruhe wohnen.
Zieh mich mit dir hinauf aus diesem finstern Thal
Und gib mich nicht zum Raub der Nachreu und der Qual.
Der Vater rief also, mit Leidenschaft umfangen,
Umsonst, der Geist war schon den Sternen zu gegangen."

Wie viel herzlicher als diese Verse lautet das einfache Trostschreiben, das der Großvater, der alte Pfarrer Joh. Jakob Bodmer in Greifensee damals an seinen Sohn, unsern Bodmer, richtete: „Jetzt gilt es, die Hand auf den Mund zu legen und in stiller Gelassenheit zu unserm Gott zu seufzen, daß er seine Hand von unserm Hause nicht abziehen wolle. Wenn so junge zarte Zweigli

also früh verwelken müssen, wessen sollen sich versehen, die allbereit dürr und alt sind? Ich will alle Tage gewärtig sein, so jetzt Gott bei dem jüngsten Hans Jakob Bodmer einen Anfang gemacht hat, der älteste werd' in der sel. Nachfolg der erste sein. Des Kilchgangs halben dörfet Ihr nur anzeigen, wann Ihr gern hättet, daß ich hineinkommen soll. So Ihr aber kein sonderliches Verlangen nach meiner Gegenwart habet, so will ich mich mit meiner betrübten Hausmutter in der Ruh aufhalten. Sohn, seie getrost, Gott wird helfen, er verwundet und verbindet." [1]

Bodmer verlor diesen guten Vater schon das folgende Jahr, 1736 und seine Mutter 1737. Dadurch ward er in seinem Hauswesen uneingeschränkter und den Schmerz um den Verlust seiner Kinder linderte nur der Gedanke, daß er der öffentlichen Jugenderziehung sich nun um so treuer hingeben konnte.

1740 erschienen die Hauptwerke der Zürcher im Fach der Kunsttheorie, Breitingers „Kritische Dichtkunst" und Bodmers „Critische Abhandlungen vom Wunderbaren in der Poesie", und damit begann jene berühmte Fehde in der Litteraturgeschichte, welche Gottsched in Leipzig aufnahm. Der Leser sei hier keineswegs mit den Einzelheiten dieses Gezänkes, wobei die Streitenden sich oft, ohne es zu sehen, in merkwürdiger Uebereinstimmung befanden, behelligt: genug wenn er sich daran erinnert, daß Breitinger und Bodmer zuerst die ursprüngliche Quelle und das eigentliche Wesen der Poesie erkannten, daß der Ursprung derselben, nämlich das lebendige Gefühl, die erregte Phantasie sei, und daß ihr Ziel kein anderes sein könne, als die Einbildungskraft zu beschäftigen und zugleich zu belehren. Gottsched dagegen ging von der verkehrten Ansicht aus, die Dichtkunst sei Sache der ruhigen Ueberlegung, des Verstandes, es komme nicht sowohl auf das Genie als auf Befolgung der Regeln an. Ferner waren für die Schweizer die Engländer wahre Vorbilder der Poesie, während Gottsched hartnäckig in der einseitigen Nachahmung der Franzosen befangen blieb. Der Ausgang des Streites ist bekannt, die Schweizer behaupteten das Feld, indem sich die großen, damals noch in ihrer Entwicklung begriffenen Geister der folgenden klassischen Periode auf ihre Seite schlugen.

[1] Abgedruckt in Josephine Zehnder-Stadlin, Pestalozzi. Gotha 1875. S. 600.

Gottsched, der einstige Parnaßwächter, wurde immer mehr zur Rolle des starren Pedanten verurteilt, der die Litteratur in längst durchlaufene Bahnen zurückdrängen wollte; seine Getreuen sagten sich von ihm los und das junge Geschlecht überlud ihn mit Spott und Verachtung. Seine zweite Niederlage fällt mit dem Erscheinen von Klopstocks Messias 1748 zusammen, den er thörichter Weise befehdete; und die letzten entscheidenden Schläge führte nach zehn Jahren Lessing in den litterarischen Briefen gegen den Aermsten. Um die Mitte der Vierzigerjahre hatte sich Bodmer die aufgewecktesten Köpfe des litterarischen Deutschlands zu seinen Freunden gemacht, die Hamburger Dichter, namentlich Hagedorn, den Leipziger Kreis, mit Gellert an der Spitze, und als seine Zürcher Schüler deutsche Universitäten bezogen oder nach Vollendung ihrer Studien auf Reisen sich ausbildeten, benutzte er diese als litterarische Gesandte und Unterhändler. So gelang es ihm, einen seiner treuesten Schüler, J. G. Sulzer, den Winterthurer Aesthetiker, nach Berlin zu plazieren, ein anderer, J. C. Hirzel, der nach dem Norden ging, wurde von ihm an alle bedeutenden Dichter empfohlen und entzückte Bodmer mit begeisterten Berichten über schön verlebte Tage bei Gleim, Rammler, Gellert, Hagedorn, Kleist und Klopstock. Dieselbe Rundreise wiederholte J. G. Schultheß, der Herausgeber von Bodmers Gedichten.

Vor seiner Verbindung mit Klopstock ist Bodmer vorzugsweise Kritiker, der fremde dichterische Talente zu belehren sucht, und nur selten und bloß anonym eigene poetische Versuche wagt. Allein von Klopstocks Beispiel entzündet, beginnt er, der Fünfzigjährige, nun selbst unablässig um den Dichterkranz zu ringen. Die Zahl seiner Epen und Schauspiele ist Legion. Den Anfang machte er mit dem Noah, dessen erste Gesänge Sulzer ohne Angabe des Verfassers drucken ließ. Bodmer verteilte die Exemplare unter die Freunde, mußte aber gleich eine bittere Erfahrung machen. Ein junger Berner, Tscharner, Uebersetzer Hallers und Klopstocks ins Französische, der die Noachide für eine verfehlte Nachahmung des Messias von irgend einem Leipziger hielt, beeilte sich, das Gedicht ins Lächerliche zu ziehen und schickte seine parodierende Kritik Bodmer zu, mit der Bitte, dieselbe zum Druck zu befördern, was Bodmer auch that, jedoch schließlich mit dem wahren Sach-

verhalt herausrücken mußte, worauf der andere große Reue über die unbeabsichtigte Beleidigung seines Meisters äußerte.[1]

Die größten poetischen Verirrungen Bodmers sind seine Dramen, die als bloße moralisch-politische Dialoge gelten können. Er verging sich so weit, daß er den bedeutendsten zeitgenössischen Schauspielen klägliche Gegenstücke oder vielmehr Parodien entgegenstellte, so Lessings Philotas und Emilia Galotti seinen „Polytimet" und „Odoardo Galotti", Gerstenbergs Ugolino seinen „Hungerturm in Pisa", Klopstocks Adam und Salomo seinen „Tod des ersten Menschen" und die „Thorheiten des weisen Königs." Auch vaterländische Schauspiele hat er hingeworfen, einen Tell, Geßlers Tod, Heinrich von Melchthal u. s. f. So viel als unbekannt dürfte die Notiz sein, daß im Frühjahr 1751 sich die bekannte Theaterprinzipalin Frau Friederike Neuber, Gottsched- und Lessing'schen Angedenkens, an Bodmer wandte mit der Anfrage, ob es ihr nicht möglich wäre, durch dessen Vermittlung in Zürich eine ordentliche Schaubühne aufzurichten. In Deutschland, namentlich in Leipzig, habe sie viel Schaden erlitten, wozu auch S. Magnificenz Herr Professor Gottsched ein Merkliches beigetragen. Ihr Grundsatz sei, da Komödien einmal existieren, solche müßten sowohl nach christlichen als sittlichen Regeln beschaffen sein. Was Bodmer der damals bereits abgewirtschafteten Neuberin antwortete, wissen wir freilich nicht.

Große Abneigung empfand er gegen Herder; alles was er von ihm liest, erregt seine kindische Wut. „Herder — schreibt er an Schirz 1774 — hat sich selbst vor dem schwächsten Menschenverstand zum Gelächter gemacht; er hat in Groß-Quarto gedruckt: älteste Urkunde des Menschengeschlechtes. Es sind nichts als Worte anstatt Begriffen. Wie traurig, daß Lavates den pedantischen Unsinn für das Meisterstück eines Genie hält."[2]

Dagegen soll daran erinnert werden, daß Bodmer (zeitlich genommen), der erste Uebersetzer Homers im vorigen Jahrhundert ist. Schon 1755 veröffentlichte er umfangreiche Abschnitte aus der Odyssee in deutschen Hexametern. Schweizerische Hexameter seien

[1] [Vgl. jetzt: Gust. Tobler, Vincenz Bernhard Tscharner (1728—1778). Bern 1895. S. 17 ff.]

[2] Goethe-Jahrbuch V, 180.

Prosa, bemerkte Lessing spottend. Bodmers vollständige, aber sehr ungelenke, oft verzerrte Homerübertragung erschien 1778. Nur schwache homerische Anklänge sind in ihr hörbar, aber sie steht doch in Bezug auf das Verständnis des griechischen Dichters weit über ähnlichen Versuchen der Zeit. Freilich hatte inzwischen ein Größerer den Homer in ein klassisches Deutsch gebracht, der Otterndorfer Schulrektor Johann Heinrich Voß, der dem Nebenbuhler bekanntlich 1781 die gemütvollste seiner Idyllen, „den 70. Geburtstag", gewidmet hat, damit Bodmer vor seinem sel. Ende sich noch überzeuge, daß man die Verdienste eines ehrwürdigen Greises nicht zu verkennen brauche, wenn man gleich über die Art, Homer zu verdeutschen, anderer Meinung sei. Bodmer jedoch fand kein Behagen an Vossischer Kleinmalerei, er spottete über das ihm gewidmete Gedicht, wie er ja schon lange bedeutende Produktionen Jüngerer verlacht hatte, mit den Versen:

„Voß von Otterndorf scharrt mit Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Wehet die Glut mit dem Balg und schimpfet hustend den Rauch aus." [1]

Seine fruchtbringendere Thätigkeit für die Erweckung der vergessenen mittelalterlichen Poesie, seine pädagogischen und politischen Bestrebungen gehören nicht in den Bereich unserer Betrachtung. Nur mag noch erwähnt werden, daß schon Bodmer vor 130 Jahren ein schweizerisches Idiotikon anregte, einen Plan, dessen schöner Verwirklichung wir Nachgeborene uns freuen.

So wirkte der alte Bodmer unermüdlich nach allen Seiten hin und man mag gern noch einen Blick in seine stille Häuslichkeit werfen.[2] Außen und innen die größte Einfachheit. Drei kleine, doch nicht niedere Stuben, neben große Säle gebaut, die unsere Vorfahren liebten, waren mit braunfirnißtem Holze vertäfelt, die Balken in den Sälen und auf den Lauben mit Blumen bemalt. Die Möbel im Stil des Täfelwerks aus schlichtem Holz, nur im großen Saal, wo ein Teil seiner Bibliothek stand, paradierte ein großer altmodischer Kehrsessel mit seinem und seiner Frau Wappen, von ihr selbst kunstvoll gestickt. Die Fensterläden waren gegen die Stadt beständig geschlossen und nur gegen den See und die Berge

[1] Untergang der berühmten Namen.

[2] Vergl. Schweiz. Rundschau 2, 455 ff. (1892).]

offen. Hin und wieder waren die Wände mit Familiengemälden oder Kopien aus der italienischen Schule behangen. Eine Sanduhr wies die Zeit, bis Bodmer in seinem hohen Alter das stündliche Umkehren beschwerlich fiel und seine beinah erblindete Gattin den Sand nicht mehr deutlich sehen konnte. Da schenkte er ihr eine Schlaguhr und der kärgliche Mann klagte seinen Freunden im Ernst über die für seine alten Tage allzu hohen Ausgaben. Ebenso einfach trug sich der berühmte Gelehrte und Dichter selbst, nur sein Degen war ein kleines Prunkstück, in dessen Klinge Szenen aus der vaterländischen Geschichte fein gearbeitet waren. Als guter Bürger hielt er Flinte und Patrontasche sauber, daneben hingen für den Notfall ein paar Pistolen. Weil sein Haus etwas einsam lag, gab er den Mägden eine Trommel zum Lärmschlagen, wenn sich etwas Ungewöhnliches ereignen sollte. Seine Büchersammlung, jetzt Eigentum der Stadtbibliothek, war von mäßigem Umfang, aber gut gewählt. Er selbst war von äußerster Mäßigkeit und ebenso sparsam für sich. Andern stand sein gastfreies Haus immer offen. Die Abende verlebte er meist in der Gesellschaft seines Freundes Breitinger oder seiner im hohen Alter völlig blind gewordenen Gattin und unterhielt sie mit muntern Gesprächen oder mit Vorlesen. Nur an schönen Sommerabenden besuchte er fleißig die öffentliche Promenade, wo er im lehrreichen Gespräch mit Freunden und Schülern auf und ab wandelte. So hat auch der große Zürcher Novellist unserer Tage das Bild des alten Bodmer festgehalten.

In einer Rede auf ihn heißt es:[1] „Hart gegen sich selbst beobachtete er die erste Regel der Weisheit, daß er sich wenig Bedürfnisse angewöhnte und die natürlichsten mit Wenigem befriedigte. Weder Wein noch Kaffee, noch starke Getränke kostete er jemals in seinem ganzen Leben. Seine Speisen waren nicht Fleisch oder mancherlei kostbares Gemengsel, er lebte meistens von Milch und Obst. Sein Anzug, sein Gerät, seine Wohnung hatte höchstens das, was notwendig war, um eine gewisse Würde zu erhalten. Er hatte deswegen Rousseaus Schriften so lieb, weil sie den Menschen in sich selbst stark zeigten und ihn in ausharrender Abhärtung des Körpers und Entwöhnung von allen unnötigen Bedürfnissen

[1] Was Bodmer seinem Zürich gewesen.

Freiheit und Unabhängigkeit finden lassen. Daher hielt er auf der Denkungsart der alten Spartaner so viel: dem Luxus war er herzlich übel Feind, er betrachtete ihn immer als ein großes Uebel in Republiken, weil er Burger vom Burger unterscheidet, das Herz des Pöbels täuscht und fesselt, die Sittlichkeit untergräbt, den Geist eitel macht."

Goethe und Heinse haben Bodmer ein Kind genannt. Er war erregbar wie ein Kind, selbstgefällig bis zur Eitelkeit; so lange er noch ein Strebender war, gutmütig; in seinem Alter reizbar und oft boshaft satirisch. Ein interessantes Bild des „alten Schuhu" — wie Goethe ihn betitelt — gibt Heinse aus dem Jahr 1780, drei Jahre vor Bodmers Tod: „Bodmer ist die lebendige Chronik unserer Litteratur, zwar Kind und eitel wie ein Kind, doch äußerst unterhaltend und noch voll leichter Blitze von Witz und Verstand und feiner Bosheit. Er ist ein altes Greislein mit kahlem Vorhaupt und grauen Augbrauen, die bis in die Augen hineinhängen, und eingefallenen Backen, zusammengeschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedecken. Er kömmt herangestabelt mit seinem kurzen spanischen Rohre im Schlafrock und in Pantoffeln von Tuch, das schwarzseidene Käppchen auf der hohen Stirn über der scharfen Nase, als eine von den interessantesten Figuren von der Welt." Diese Schilderung stimmt genau mit den Bildern, welche drei bedeutende Maler, Tischbein, der Freund Goethes, Graff und Heinrich Füßli, von dem alten Bodmer in auffallender Uebereinstimmung gemalt haben. Bekannt ist namentlich das Füßli'sche Porträt in unserer Gemäldesammlung, das den Alten mit den blitzenden Augen und buschigen Brauen im Gespräch mit dem Maler darstellt. Im Hintergrund die Büste Homers.

Mehr als ein Besucher hat in diesen Zügen eine frappante Aehnlichkeit mit Voltaire entdeckt, nur daß aus Bodmers Gesicht mehr Gutmütigkeit blickt.

Jakob Sarasin von Basel besucht im Oktober 1779 den Alten: „Wir trafen den guten würdigen Greisen munter und fröhlich an. Ungeheuchelte Heiterkeit ruht auf seinem Blicke und er siehet mit tausend Freuden dem nahen Grab entgegen. Wenn ich 30 oder 40 Jahre alt wäre, sagte er, so würde mich's gelüsten, nach Entdeckungen in einer neuen Welt zu reisen; aber nun habe ich große

Begierde, mich noch viel weiter von Zürich zu entfernen, um in einer bessern Welt mehrerer Fähigkeiten und mehrerer Sinnen zu genießen. [1]

So viel Einleitendes über seine Persönlichkeit und über den Schauplatz, auf welchem die großen deutschen Dichtergestalten auftreten, von denen in den nächsten Aufsätzen die Rede sein soll.

II.

Klopstock in Zürich. — Klopstock und Bodmer. Rahn-Klopstock. — Fichte-Rahn.

Am 23. Juli 1750 herrschte in dem Haus „zum Berg" große Aufregung: Bodmer erwartete mit enthusiastischer Ungeduld den jugendlichen Sänger des „Messias", der ihm eben von Bülach aus seine Ankunft auf Zürcher Gebiet gemeldet hatte.

Zu einer Zeit, da Klopstock noch vor dem Erscheinen der ersten Gesänge seines Epos begierig auf die erste gewichtige Stimme des Beifalls lauschte, hatte Bodmer von dem Redaktor der „Bremer Beiträge", Gärtner aus Leipzig, und dann auch von Hagedorn im Mai 1747 zwei handschriftliche Stücke aus dem „Messias" zur Beurteilung erhalten. Die damaligen Glieder des Leipziger Dichtervereins und mit ihnen auch Hagedorn waren noch unsicher in ihrer Kritik des sonderbaren, fremdartigen Gedichtes und wollten erst die Ansicht des berühmten schweizerischen Kunstrichters vernehmen, der sofort mit aller Bestimmtheit dem Neuling die Unsterblichkeit zusicherte. Gewiß aus voller Ueberzeugung. Zugleich sorgte aber Bodmer auch für die eigene Autorität. Bis jetzt war er genötigt gewesen, zur Stützung seiner Theorie vom Wunderbaren in der Poesie sich beständig auf Miltons verlornes Paradies berufen zu müssen; nun plötzlich trat ihm das Werk eines deutschen Dichters vor Augen, auf dem Miltons Geist ruhte. „Wissen Sie auch schon — schrieb er im ersten Feuer an einen Freund — was für einen hohen Ruhm der Himmel der deutschen Muse zugedacht hat? Sie soll ein episches Gedicht im Geschmacke des verlorenen Paradieses hervorbringen und einen Poeten hervorbringen, der einen gleichen Schwung mit Milton nehmen wird. Dieser

[1] Basler Beiträge, IV, 33 ff.

soll keine geringere Handlung zu besingen wagen, als das Werk der Erlösung. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leib bekleidet; sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unangemerkt, auf seine erhabenen Verse sinnt."

Der Name, damals noch dunkel und so schwer auszusprechen, ist Klopstock, und der unansehnliche Ort, in welchem dieser als Hauslehrer weilte, Langensalza.

Auf das über Erwarten günstige Gutachten aus Zürich hin ließ Gärtner statt des einen drei Gesänge des Messias im vierten Bande der „Bremer Beiträge" abdrucken, die um Ostern 1748 zum ersten Mal den Namen des Dichters in die Welt hinaus trugen. Bodmer als „Evangelist" [1] des Messias entwickelte eine enorme Betriebsamkeit, für seinen Dichter zu agitieren; alle befreundeten Federn wurden in Anspruch genommen zu lobpreisenden Beurteilungen und Uebersetzungen in fremde Sprachen. Mit der französischen Uebertragung des Messias, die der Berner Tscharner [2] verfaßt, wollte Bodmer sogar den großen Friedrich zur deutschen Litteratur bekehren, was freilich ein vergebliches Bemühen war, zumal unter den Augen des Spötters Voltaire, welcher, als ihm Sulzer das Werk überreichen wollte, denselben mit den Worten abtrumpfte: „Ich kenne den Messias schon, er ist der Sohn des ewigen Vaters und der Bruder des heiligen Geistes und ich bin sein gehorsamer Diener." Dafür mußte ein Freund Bodmers, der Pfarrer Heß in Altstetten, eine übertriebene Abhandlung über das neue Gedicht schreiben, in welches nur eines leise gerügt war, daß in dem Messias zu viel geweint wurde.

Der Dichter aber wandte sich im Sommer 1748 an seinen übereifrigen Gönner selbst mit einer in dem schönsten Latein geschriebenen Epistel, in welcher er sich als Schüler des teuren

---

[1] Brief an Zellweger vom 26. Juni 1749.

[2] [Vergl. Gust. Tobler, Tscharner S. 12 ff.]

Mannes bekannte;[1] er habe Bodmers kritische Schriften nicht gelesen, sondern verschlungen, Bodmers Miltonübersetzung habe seine Seele zu dem hohen Flug erhoben u. s. f. Bodmer könne aber noch Größeres thun. Der Messias sei kaum angefangen, zur Vollendung des Werkes fehle die Muße, seine (Klopstocks) Lebensdauer werde, wie er vorahne, nur kurz sein. Er bittet deshalb Bodmer, dieser möge ihm zur Erlangung eines Jahrgehaltes bei dem Prinzen von Oranien behilflich sein und schließt mit den Worten: „ich möchte mein Glück nicht Fürsten, ich möchte es Bodmern zu danken haben." In einer Nachschrift entdeckt er ihm er habe in Langensalza seine meisten Verwandten, darunter ein Bäschen, das er liebe, die Bruderstochter seiner Mutter. Ohne sein heiligstes Mädchen könne er nicht glücklich sein. „Ich beschwöre Sie demnach bei dem Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich ist." Das Mädchen war Marie Sophie Schmidt (die Fanny seiner Oden), die Schwester seines Vetters und vertrautesten Studiengenossen, des nachmaligen Weimarischen Kammerpräsidenten Joh. Christof Schmidt, der 1786, als Goethe die italienische Reise antrat, dessen Nachfolger im Amt wurde.

Dieser Brief versetzte Bodmer in die lebhafteste Unruhe. Einstweilen richtete er an die göttliche Fanny ein überströmend salbungsvolles Schreiben, um ihr Herz für seinen geliebten Schützling zu rühren. „Die geringste Sache kann mir nicht gleichgültig sein, welche den Messias angeht; wie sollte mir gleichgültig sein können, was für eine Person der Dichter zu seiner Vertrauten, zu seiner irdischen Muse, bei dem Werke der Erlösung erwählt hat? Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poet mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmut und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mitteilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen. Dieses alles sollen

[1] Der Brief vom 10. August 1848 ist abgedruckt in Isis Bd. I, 355 und nochmals mit der deutschen Uebersetzung im Weimarischen Jahrbuch III, 119 ff. und in Klopstocks sämtlichen Werken X, 361.

Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Anteil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein! Welche Last von Glückseligkeiten ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind." Und halb drohend den Finger erhebend fügt Bodmer hinzu: „Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachstum verzögern." Klopstock, der zunächst diesen Brief erhielt, wagte nicht, denselben an seine Adresse zu bestellen, sondern übergab ihn dem Bruder seiner Geliebten und fiel infolge seiner aussichtslosen Liebe im Herbst 1749 in eine schwere Krankheit und Verdüsterung des Gemütes.

Nachdem Bodmers Bemühungen, in England hochherzige Lords für den Messias zu interessieren, fehlgeschlagen, und sich auch sonst keine Aussichten für den Dichter zeigen wollten, ja als dieser sogar auch noch seine Hauslehrerstelle verlieren sollte, lud Bodmer ihn zu sich nach Zürich ein. Die praktischere Base Klopstocks, Marie Sophie Schmidt, wurde nach wenigen Jahren die Gattin eines Eisenacher Kaufmanns. — Bodmer, der nicht müde wurde, „den neuen Messias den Heiden zu verkünden", schrieb Ende 1748 dem Appenzeller Freunde Zellweger: „Klopstock ist ein sonderbarer Liebhaber: er hat nicht das Herz gehabt, meinen Brief an seine Geliebte derselben zuzustellen. Er schreibt Oden an sie, die ein Seraph einem Seraph schreiben dürfte: hernach hat er das Herz nicht, sie ihr zu übergeben. Er muß von einem melancholischem Temperament sein. Er hat an einen Freund eine Ode geschrieben (es ist die bekannte Elegie an Ebert), in welcher er sich vorstellt, daß er alle seine Freunde und seine Geliebte selbst überlebet hätte: es kann kein Zustand trauriger vorgestellt werden.

In dieser Ode sind etliche Zeilen für mich, die ich nicht für die Souveränität im Lande Appenzell geben wollte; sie lauten:

> Wenn der, den ich nie sah, der dennoch ein redlicher Freund war,
> Und von der Vorsicht geführt,
> Mit großmütigem Herzen mein Schicksal ändert' und umschuf,
> Wenn mein Bodmer auch stirbt,
> Und nachweinend zum Haupte des Sohns sein denkendes Haupt legt:
> Ebert, was sind wir alsdann?"

(Diese Verse, die Bodmer nicht um die Herrschaft über Appenzell gegeben hätte, hat Klopstock später unterdrückt.)

Erst im Spätjahr 1749 konnte sich Klopstock entschließen, sich „von der allmächtigen Fanny" loszureißen und stellte seinen Besuch in Zürich auf Frühling 1750 in Aussicht. Lang vorher malte er sich brieflich das Vergnügen vor, den verehrten Vater Bodmer von Angesicht sehen zu sollen. Seine Gegenwart im Haus zum Berge müsse aber beinahe unmerklich sein und nicht die mindeste Veränderung hervorbringen. In der Stadt müsse man ihn für einen Reisenden halten, der gekommen sei, in der Bibliothek ein Manuskript abzuschreiben, oder sonst für einen wunderlichen Menschen, der bisweilen stumm werde und sich oft beklage, daß er manchmal nicht auch taub sei, „denn Ihre Stadt wird vermutlich nicht ganz rein von Leuten sein, die man Schwätzer nennt, und deren Gesellschaft man dennoch nicht allezeit entkommen kann." Solche Worte mußten den einsiedlerischen Bodmer aufs Höchste entzücken und in ihm immer mehr den Glauben befestigen, daß ihre beiden Seelen völlig gleich gestimmt seien. Stutzig wurde der Alte freilich, wenn er dann auf Briefstellen wie die folgende, stieß: „Zu einer schönen Gegend gehören bei mir zwar auch Berge, Thäler, Seen, aber viel vorzüglicher die Wohnungen der Freunde; wie weit und in welcher Situation wohnen Breitinger, Hirzel u. a. um Sie her? Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir mit zur Gegend gehört: wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Wisser sein will. Nur dürften die Mädchens

so nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zu zurückhaltend sein."

Nichts desto weniger sieht Bodmer mit schwärmerischer Spannung der Ankunft des heiligen Sängers entgegen, nur die nächsten Freunde werden davon benachrichtigt, an Zellweger in Trogen ergeht die Frage, ob er kein Verlangen fühle, den Virgil, den Homer der jüngsten Zeiten zu sehen und von seinen Bergen herniederzusteigen; insbesondere aber gedenke Bodmer seinen jungen Freund vor allen brausenden Ergötzungen, als da sind Trinkgelage, Mahlzeiten und namentlich vor der üppigen Zürcher Jugend fern zu halten. Ganz allein für sich will er den Dichter haben und hofft dabei nicht ohne eigennützige Regungen, daß sein eigenes poetisches Genie, das er eben am Noah versuchte, an dem Klopstocks einen neuen Aufschwung nehmen werde. In einem überschwenglichen Gedicht drückt sich Bodmers Verlangen nach dem Poeten am stärksten aus:[1]

„Eile! dir hat schon die Wege der Lenz überstreuet mit Blumen,
Dir die Zephyre mit Weihrauch beladen!
Sipha wird an des Zürcherbergs Fuße mit freudigem Jubel
Zwischen dem Land und der Stadt Dich empfangen.
Hinter dir hebt sich der Berg mit Reben bekleidet gen Osten,
Dunkel mit Fichten den Gipfel umwunden.
Uto ragt gegen dir über, erhöhter, wie seine Gefährten
Albis und Heitel, empor zu den Wolken.
An seinen Wurzeln erblickst du des Zürchersees glänzendes Becken,
Und an der Mündung die fruchtbaren Ebenen,
Welche die Limmat, nachdem sie den Wällen der Stadt sich entrissen,
Mit der verschwisterten Sihle durchgleitet.
Fern an dem südlichen Himmel, auf sonnenbenachbarten Alpen,
Schimmert ein ewiger Schnee, der mit neuem
Immer sich türmt, doch von weitem zu deiner stillen Behausung
Kühle dir sendet und freundliches Glänzen.
— — — — — — — — — — — —
Hier sind auch Mädchen! zwar sind sie nicht Fannys doch Schwestern [der Fanny;
Eine Fanny nur hatte die Schöpfung;
Aber sie hat Klarissen, Areten und kluge Pamelen,
Männliche Seelen in weiblicher Bildung,

[1] In Bodmers Apollinarien, S. 82 ff., ist eine zweite Fassung dieses Gedichtes mitgeteilt.

Fähig die Weisheit, das Vorrecht des höheren Manns, zu empfinden.
— — — — — — — — — — — —
Hier ist poetischer Boden! Dies Klima ward ehmals gewürdigt,
Sänger auf Sänger mit Kränzen zu schmücken.
Aber du kennst nicht der Edlen Gesänge; die eiserne Zeit hat
Ihre Gesänge mit ihnen begraben.
Ach! ein Tag wird erscheinen, der Miltons göttliche Werke
In der Vergessenheit Strudel hinabtaucht!
Aber die Zeit mit der Sense nicht, noch die Anarchen der Dummheit
Werden sich deines Messias bemeistern:
Denn Gott wird dem Beschützer der Erden, Eloa, gebieten,
Daß er ihn vor dem Verderben bewahre."

Beinahe wäre Klopstocks Reise nach Zürich vereitelt worden durch eine Anstellung, die sich dem Dichter am Braunschweiger Karolinum bot; immerhin ließ sich die Sache noch überlegen, und er kehrte vorderhand aus Langensalza im Frühjahr 1750 ins elterliche Haus nach Quedlinburg zurück. Auch die ersten Verhandlungen mit Kopenhagen waren bereits im Gange. Bodmer drängte immer ungestümer, er schickte sogar 300 Thaler Reisegeld und sorgte für eine annehmliche Reisegesellschaft. Dieselbe fand sich in Bodmers Landsmann Sulzer, Professor in Berlin, der eben einen Besuch in der Heimat beabsichtigte und in dem Herausgeber der Bodmer'schen Gedichte, J. G. Schultheß, dem spätern Pfarrer in Stettfurt und dann in Mönchaltorf, welcher von seiner in Bodmers Auftrag unternommenen litterarischen Rundreise sich auf dem Heimweg befand. Am 12. Juli trafen die Trabanten des Sterns, Sulzer und Schultheß, in Quedlinburg ein, Klopstock abzuholen. — Die drei Gefährten haben gemeinschaftlich einen langen, muntern Reisebrief angelegt, welcher für die da und dort zerstreuten Mitglieder der Leipziger Dichtergesellschaft bestimmt war,[1] und aus welchem wir die Reise von Quedlinburg bis Zürich, die elf Tage in Anspruch nahm (vom 13.—23. Juli) Station um Station verfolgen können. Die Fahrt über Erfurt, Bamberg Nürnberg, Ulm, Schaffhausen war eine sehr vergnügliche: einmal stiegen die drei auf einem Kirchhof ab und tranken auf den mit Rosenbüschen bepflanzten Gräbern eine Flasche Wein; Klopstock pflegte nach Sulzers

[1] Vergl. Klamer Schmidt, Klopstock und seine Freunde I, 40 ff.

Versicherung von 24 mindestens 17½ Stunden zu verschlafen, oder stellte sich schlafend und hatte Visionen seiner Freunde; oder an einer einsamen Mühle, wo man auf einem Schiebkarren eine gemeinsame Mahlzeit von saurer Milch einnahm, spülte er die Schüsseln aus und zeigte dabei so viel Genie als in seinen Gedichten; Sulzer hatte mit zerbrochenen Rädern und verlorenen Schrauben zu schaffen. „Eine Meile von Mößkirch weg — schreibt Klopstock — erblickten die Herren Schweizer ein paar Alpen. Sie wurden so entzückt, als wenn die Schiffer Land sehen und wußten sogar zu sagen, daß es Appenzeller Alpen wären. Sie glänzten in der Ferne wie Silberwolken", und um die Gefährten zu ärgern, behauptete Klopstock beharrlich, es seien Wolken, fand aber den Anblick unvergleichlich. Einen Tag später stand er am Rheinfall; „Hier im Angesichte des großen Rheinfalls, in dem Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüß ich Euch, nahe und ferne Freunde, und vor allem dich, du wertes Land, das mein Fuß jetzt betreten soll! O, daß ich alle, die ich liebe, hieher versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möcht ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie." [1]

Endlich am späten Abend des 23. Juli kam der Sänger des Messias bei Bodmer an, der in einem bekannten Brief seinem Freund Heß in Altstetten versicherte, daß er die ganze Nacht in Ekstase gelegen und sich alle Augenblicke von neuem in der Wahrheit befestigte, daß Klopstock nun wirklich bei ihm sei.

Der Ton des bisherigen Briefwechsels zwischen den beiden war derart in die Höhe geschraubt, — Bodmer nur Bewunderung für den Messiasdichter, Klopstock ganz Verehrung gegen seinen edelmütigen Gönner — daß eine persönliche Begegnung das gegenseitige Pathos begreiflich herunterstimmen mußte. Bei dem jüngern trat dieser Zustand zuerst ein, aus dem unvergleichlichen Bodmer wurde in Klopstocks Augen schon nach zwei Tagen der ehrlichste Mann. „Schon vor etlichen Tagen — heißt es am Schlusse

[1] Schon ganz der Grundgedanke der Ode „Zürchersee". — Die Anfangsstrophe einer 14 Jahre später entstandenen Ode: „Aganippe und Phiala" bezeugen, wie tief sich der Eindruck des Landschaftsbildes am Rheinfall seinem Gedächtnis eingeprägt hatte.

seines Reisebriefes — bin ich hier angekommen. Ich habe schon die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erste Mal in meinem Leben zu sehen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorstellen mußte." Bei Bodmer hingegen hielt die enthusiastische Stimmung noch einige Tage länger vor: „Jetzt — schreibt er am 29. Juli seinem Zellweger — jetzt sind die glückseligen Stunden, da der heilige Poet, der liebenswürdigste Jüngling bei mir ist, von welchem Tag ich eine neue Epoche meines Lebens anfangen werde. Lebte derjenige noch, der durch sein Leben eine so süße Epoche und durch sein Sterben die traurigste in mein Leben gebracht hat (er meint seinen verstorbenen Sohn), so wäre er jetzo bald in Klopstocks Jahren, und wegen wenig unterschiedenen Alters ein bequemer Gefährte für ihn, der mit ihm an den muntern Freuden des Lebensfrühlings empfindenden Anteil nehmen könnte. Und welche Freude für mein Vaterherz, wenn ich in ihm eine so glücklich geschaffene Seele sähe, daß er von dem göttlichen Feuer des Poeten angestecket, ebenfalls in heilige Flammen geriete 2c. Ich stehle die Augenblicke, in denen ich dieses schreibe, dem Umgang mit dem Poeten und Freunde. Wenn ich in der Dunkelheit sitzen werde, in welcher seine Rückreise mich verlassen wird, hilf Gott! Ein Tag wird kommen, da er mich wieder verlassen wird; derselbe Tag wird düster und schwarz sein, und schwarze Tage werden ihm folgen; und alsdann werde ich keinen Trost für die melancholischen Stunden haben, als das starke Andenken an die vergangenen lieblichen Tage, die jetzt noch da sind; von diesen zu reden, zu schreiben wird dann meine süßeste Lust sein; dann sollen Sie von unseren seligen Zeiten eine ganze, große, vollständige Historie bekommen. Sie, mein Freund, sind nicht ganz von uns abwesend; wir holen Sie durch unsere Reden von Ihnen täglich zu uns; wir hören Sie auch reden, denn ich lese meinem Freunde die besten Stücke von Ihren Briefen. — Sie glauben nicht, in welche Bewegung hiesige Stadt durch die Anwesenheit des Poeten gesetzt ist. Jedermann will ihn sehen; jedermann flehet seine Freundschaft." Diesem Brief an Zellweger fügt der Dichter selbst einige Worte zu.

Was Bodmer vorahnend hatte verhüten wollen, sollte sich gleich in der ersten Woche erfüllen: Klopstock fiel in die Hände der Zürcher

Jugend, die ihm kurz nach seinem Einzug ins Haus zum Berg nachgestürmt kam und das ganze Bodmer'sche Absonderungssystem und bald auch dessen feierlich strenge Hausordnung über den Haufen warf. Umsonst daß der Herr Professor den Schützling gleich in den ersten Tagen ins stille Pfarrhaus nach Altstetten sandte; die jungen Leute fanden auch da die Spur des Vielbegehrten und luden ihn zunächst auf den 30. Juli zu jener berühmten, oft geschilderten Fahrt auf dem Zürchersee ein, die zu der allbekanntesten und schönsten Ode Klopstocks Anlaß bieten sollte. Zwei der Teilnehmer haben uns den reizenden Tag ausführlich erzählt, Klopstock selbst in einem Brief an Schmidt und Dr. Hirzel in einem solchen an Ewald von Kleist. Rufen wir uns nur beiläufig einige der bemerkenswertesten Züge der Fahrt in die Erinnerung zurück. Dieselbe ging nach der Au, von welcher sich Klopstock noch im hohen Alter eine Abbildung aufbewahrte, und hatte den Zweck, dem Gaste die Zürcher Fannys und die landschaftlichen Schönheiten der Gegend zu zeigen. Die Idee dazu war von dem jungen Dr. J. C. Hirzel ausgegangen. Außer Klopstock nahmen noch acht Jünglinge daran teil: der Bruder Hirzels, Salomon, Hartmann Rahn, ein Kaufmann (der spätere Schwager Klopstocks, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird), Joh. Rud. Werdmüller, selber ein witziger Dichter, zwei Schinz, der eine Kaufmann, der andere Pfarrer, der Buchhändler und Schriftsteller Salomon Wolf und Keller von Goldbach. Jeder hatte seine Begleiterin. Fünf Frauen und vier Mädchen waren von der Partie, an ihrer Spitze eine ehrwürdige Matrone, Frau v. Muralt, die man, wie ein Freund Klopstocks meinte, mitgenommen, damit die Lästerzungen in der Stadt nicht Glossen über die junge Gesellschaft machen möchten. Klopstock sollte die junge anmutige Frau des Dr. Hirzel führen, die — nach des Dichters Ausdruck — Hallers Doris unvergleichlich wehmütig sang; er wandte sich aber bald dem jüngsten Mädchen der Gesellschaft, der Schwester des Kaufmanns Schinz zu, der spätern Gattin des Antistes Heß. Um fünf Uhr des Morgens verließ man an einem der schönsten Hochsommertage Zürich, machte den ersten Halt in dem Keller'schen Landhause in Goldbach, fuhr weiter nach Meilen (hier trank man bei Tisch auf Gleims und Kleists Gesundheit, „bei der Gesundheit der göttlichen Schmidt herrschte tiefe Ehrfurcht"),

am Nachmittage gings nach der Au und nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalte in Goldbach traf man abends 10 Uhr seelenvergnügt wieder in der Stadt ein. Klopstock entfaltete alle seine gesellschaftlichen und poetischen Talente; der kleine zierliche Dichter sang Lieder von Hagedorn, scherzte mit den Mädchen, las zwei Abschnitte aus der Messiade vor, darunter die Episode von Semida und Cidli (seine eigene Herzensgeschichte), dann kehrte er in übermütiger Laune den Leipziger Studenten hervor: aber er bezauberte damit mehr die Jünglinge, während die weibliche Teilnehmerschaft durch die allzu zwanglose und kecke Aufführung des Messiasdichters eher in Bestürzung versetzt wurde.

Den Morgen darauf veranstaltete Bodmer, der die Einladung zur Seefahrt abgelehnt hatte, gleichsam als Gegenmittel, sozusagen als sauren Hering, eine Zusammenkunft in Winterthur mit lauter Pfarrherren, den Chorherrn Breitinger, Sulzer und Schultheß an der Spitze. Zehn Tage mußte Klopstock in diesem Kreise, den wir uns als feierlich-steif vorstellen, parieren. Nach und nach scheint aber sein fröhliches Wesen auch die andern angesteckt zu haben, wenigstens schreibt Bodmer an Zellweger: „Unser Thun in Winterthur ist scherzen, erzählen, lachen, trinken; der Noah unserer letzteren Tage allein trinkt nur Wasser; der poetische Messias hingegen trinkt wie einer aus den Tagen des Patriarchen. Er verleugnet den Menschen allein in der Göttlichkeit seines Gedichts, wovon er uns täglich Fragmente vorliest.“ In Winterthur ist auch die Ode „an Bodmer“ und „der Zürchersee“ entstanden. Zu beiden schüttelte Vater Bodmer das Haupt, namentlich zu derjenigen, die ihn persönlich betraf:

„Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will . . .
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geschaffen sind.“

So halte die Vorsicht getrennt, was sich finden möchte. Vielleicht erst wenn der Dichter gestorben sei, werde der geboren, der als Freund am besten mit ihm harmoniert haben würde. (Dieser

Wunsch verrate einen ungewöhnlichen Hochmut, bemerkte Bodmer nachher.) Oft aber ordne es Gott, daß Wünsche erfüllt werden:

„Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
Sehen's mit Augen und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erste Mal
Bodmers Armen entgegenkam."

Mit diesem Gedanken bricht das Gedicht plötzlich ab — viel zu früh für den, den diese Huldigung anging; offenbar war sie ihm zu schwach, teilweise verletzend. Das zweite Gedicht, „Der Zürchersee", ärgerte Bodmer noch mehr. Denn dasselbe feiert nur beiläufig die Naturschönheiten Zürichs, ja spricht vielmehr aus, daß ein froh Gesicht über alle Pracht der Natur gehe und auf dem Gipfel der Freude angelangt, sehnt sich der Dichter nach den fernen Freunden in der Heimat. Nichts von Bodmer in der ganzen Elegie. Nur eine persönliche Anspielung und die geht auf einen der Verführer, den jungen Dr. Hirzel und dessen Frau, es sind die bedenklichen Verse:

„Hallers Doris", die sang, selber des Liedes wert,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt."

Eine andere Stelle „sanft der fühlenden Schinzin gleich" wurde später undankbarer Weise geändert in: „sanft, der fühlenden Fanny gleich". Den Versen, welche ein Lob des Weins enthalten, setzte der nüchterne Bodmer sogar eine Parodie entgegen. Beide Oden ließ Klopstock, ohne seinem Mentor ein Wort zu sagen, in Zürich drucken.

Kaum war Klopstock von der Winterthurer Quarantäne in Zürich zurück, da kamen die jungen Leute wieder und nahmen den Dichter für sich in Beschlag. Noch wenige Tage und die Enttäuschung war auf beiden Seiten eine vollendete. Die Gegensätze waren freilich schroff genug. Hier feurige Jugend, dort philisterhaftes Alter. Klopstock nicht der fleißige, stille, melancholische Jüngling, den Bodmer aus den Briefen erschaut hatte, und Bodmer im persönlichen Umgang auch nicht der stürmische Enthusiast, auf

den Klopstock gefaßt war, vielmehr ein recht nüchterner, immer über den Büchern sitzender, eigenwilliger und selbstbewußter alter Herr. Klopstock keineswegs gewillt, Heuschrecken und wilden Honig zu essen, noch weniger geneigt, sich gängeln zu lassen, vielmehr selbständig, bewußt, stolz; Bodmer in Trauer über den verschwundenen Heiligenschein, den er voreilig einem Unbekannten um das Haupt gelegt, beleidigt, daß der Jüngling sich nicht seiner Führung ergab, vollends aber untröstlich über die gänzliche Stockung des großen Gedichts, aufgebracht darüber, daß Klopstock zu Vorträgen aus Bodmers Noah gähnte und stumm blieb. Auch die übrigen Befürchtungen waren in erschreckendem Maße eingetreten: die liebe Jugend hatte sich gleich in den ersten Tagen gefunden, man trinkt, liebt und küßt sich; der gefallene Abbadonna tollt zu Wasser und Land herum; auf der Limmat übte er sich im Rudern, auf dem Münsterplatz machte er allerhand Reiterkünste. Mit seinen Freunden schwärmte er studentenmäßig herum, lehrte sie Trinklieder (wie: „Mihi est propositum") oder debütierte in intimem Kreise mit Taschenspielerkünsten und verschlang Glasstücke und Kohlen. Einmal machte Klopstock einen Besuch im Klösterlein Fahr, den er nach 17 Jahren seinem Freunde Denis, dem Barden Sined, erzählt.[1] „Der Propst zu Fährli hatte mich zu sich eingeladen. Ich reiste hin, ob ich gleich nicht wußte, daß er mir so viel Vergnügen machen würde, als er wirklich that. Ich habe fast niemals wieder eine so vortreffliche Musik gehört, als er mir durch 16 Nonnen aufführen ließ. Er hatte mich bitten lassen, Fragmente aus dem Messias mitzubringen; aber ich wußte nicht, daß auch die Nonnen meine Zuhörerinnen sein sollten ... Sie standen dicht um mich herum. Ich las und ich sahe nicht wenig Thränen. Ich las fast den ganzen fünften Gesang. Sie verstünden alles, alles, sagten sie; vorher hätten sie nicht alles verstanden. Ueber die Musik und über das Lesen war es so spät geworden, daß es nicht mehr Zeit zur Abendbetstunde war. Der Propst sagte mir beym Abschiede, daß sich dieß noch niemals in seinem Kloster zugetragen hätte."

Das Verhältnis zu Bodmer wurde immer unerquicklicher und ein leidiges Geldgeschäft schlug dem Faß vollends den Boden aus.

[1] Briefe von und an Klopstock. Mit Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867. S. 161.

Klopstock hatte seiner Zeit von Bodmer 300 Thaler Reisegeld erhalten. Dieser, über die undankbare Aufführung seines Gastes empört, forderte nachträglich eine schriftliche Bescheinigung und dann Rückzahlung, zumal Klopstock in der letzten Zeit beständig mit Hartmann Rahn, den Bodmer nicht leiden mochte, zusammensteckte. Dies führte zum Bruch. In den ersten Tagen des Septembers 1750 schied Klopstock aus dem Haus zum Berg und siedelte in die „Farb" im Niederdorf zu Rahn über. Bodmers Herz war zum Zerspringen voll und er schüttete es wiederum dem treuen Freund in Trogen in dem bekannten Brief vom 5. September 1750 aus. Derselbe ist ein gravierendes Sündenregister für Klopstock. Wir wollen die Hauptpunkte herausheben. Der Dichter ißt oft auswärts zu Mittag, öfters zu Nacht, kommt erst am folgenden Morgen nach Hause und steht spät auf. Er trinkt sehr stark und mag den Wein wohl vertragen. Seine Lust ist, mit den Mädchen zu tändeln, Mäulchen und Handschuhe zu erobern. Bei ernsthaften Männern langweilt er sich und bezeigt weder Neugier, die Staats- und Zivilverfassungen Zürichs noch der andern Kantone kennen zu lernen, ebenso wenig hegt er Lust, die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer das Fernrohr nach den Bergen richtet, so wendet Klopstock seinen Tubus nach der Stadt hinab. Ist Bodmer mit ihm allein, so ist er düster und melancholisch, bei den jungen Galopins dagegen stets aufgeräumt. „Er ist bei mir, sagt Bodmer, insgemein bis 11 Uhr nachts aufgeblieben; er hat geraucht, geschwiegen, an einen Ort hingesehen." „Er hat zween neue Röcke mit sich gebracht und ein rotes Sommerkleid." Am Messias arbeite er nur wenig, aber dieses Wenige sei vortrefflich, heilig und himmlisch. Er schaffe nur in sogenannten poetischen Stunden, diese kämen am liebsten nach dem Nachtessen oder wenn er in starker Gesellschaft gewesen. Am Morgen könne er nicht schaffen. „Er ist gleichsam zwei Personen in einem Leib, der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüte bei ihm, wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken sein und eine gewisse Frivolität, die ihm nicht erlaubt, eine Einladung, ein Mittag- oder Nachtessen auszuschlagen. Er unterscheidet nicht zwischen zwar unschuldigen Freuden, viel weniger

zwischen den würdigen und würdigeren Freunden. Er denket nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist; daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspiel. Er ist nicht heilig. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen, so groß in seinem Gedichte, so klein und gemein in seinem Leben. Wie seltsam wird seine Lebensbeschreibung absetzen! Und wie wird es lauten, wenn man den Messiasdichter neben den Noahdichter stellet!" Es ist komisch zu sehen, wie sich der Alte in den Aerger hineinredet, so oft aber ein Stoß Klagen losgelassen sind, Atem faßt und sich immer wieder auf die guten Seiten seines Schützlings besinnt, der trotz allem der große Dichter sei und im Grunde genommen ein gutes Gemüt habe. Wäre er nur nicht gar so leichtfertig!

Den Zürchern blieben die fröhlichen Tage, da der Dichter in ihrer Mitte weilte, noch lange in Erinnerung. Nach 40 Jahren schreibt der Zunftmeister J. C. Ott an seinen Korrespondenten, den Hofrat Ring in Karlsruhe, der in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts Erzieher in der Muraltischen Familie gewesen und u. a. durch seine „Reise des Zürcher Breitopfs nach Straßburg" bekannt geworden: „Sie machen's nicht — Ott spottet über Rings Nüchternheit — wie der große Klopstock, als er beim Nestor Bodmer in der «föhrenen Hütte» logierte. Der brachte, wie die chronique scandaleuse sagt, alle Abende einen ganz artigen Tips nach Hause, wo, wie Sie wissen, nur Wasser getrunken ward, und die ehrliche Baucis (Frau Bodmer) wunderte sich heftig, warum der liebe Gast gewöhnlich des Morgens ein frisches Ei austrank; sie entdeckte auch wirklich ihre Zweifel darüber ihrem Philemon, der das Ding wohl mochte bemerkt haben, aber doch seinen Dichter nicht verriet."

Mit Klopstocks Auszug aus dem Hause zum Berg stürzte für Bodmer ein ganzer Lebensplan zusammen. Der gereizte und so beiseite geschobene Mann that nun einen unedlen Schritt, indem er den Dichter zu sofortiger Bezahlung seiner Schuld nötigte. Klopstock mußte sich dazu entschließen, den Freunden seine mißliche Lage zu entdecken und es steht zu vermuten, daß er das Geld oder einen Teil desselben von Rahn oder vielleicht im Pfarrhause zu Altstetten aufnahm und die 300 Thaler mit 4 Prozent Zins

dem hierüber völlig wütenden Bodmer von Altstetten aus zusandte.[1] Der Herr Pfarrer Heß hielt sich trotz der schwierigen Stellung, in die ihn ein solches Verhalten Bodmer gegenüber bringen konnte, vorsichtig auf des Dichters Seite, beschwichtigt aber jenen mit folgendem interessanten Schreiben vom 19. September, dem Tage, da Klopstock seine Schuld Bodmern berichtigte:

„Ich muß Ihnen ohne Zeitverlust berichten, daß ich gestern morgen à 10 Uhren einen Besuch von Klopstock bekommen habe. Er kam von Birmensstorf: dahin war er Tags vorher in einer Gesellschaft gegangen, die er auf dem Rückweg verließ, um mich allein zu sehen. Kaum hatte ich ihn bewillkommt, so fiel durch meine Veranlassung die Unterredung auf seine, mir ganz fremd vorgekommene Trennung von Bodmer. Da nahm sich der gute Mensch alsobald vor, sich hierüber weitläufig zu verteidigen; bat mich deswegen, daß ich nur erst seine Erzählung bis zu End geduldig anhören, und alsdann zwischen Ihnen beiden Richter sein wollte. Das letztere bat ich mir ab und protestierte, daß ich gar nicht Richter, sondern nur Freund sein wolle; und zwar am liebsten wenn möglich von Ihnen beiden. Und wie er hierauf seine Erzählung vom Mittwoch vor dem Bettage anfing, davon ich ebenso viel wußte als er, so konnte ich es nicht aushalten ihm länger zuzuhören, sondern legte mich aufs Disputieren; that ihm seiner hiesigen Aufführung, seiner jungen Freunde, seiner leichten Moral und anderer dergleichen Dinge halber, verschiedene, vielleicht allzu ernsthafte Vorstellungen; gab ihm zu bedenken wie viel ihm an Bodmers und Breitingers Freundschaft liege; ließ ihn von weitem merken wie Werdtmüller selbst proprio motu schon manches bekannt, das ihm und andern zu schlechten Ehren diene; fürnehmlich bezeugte ich ihm zu wiederholten Malen, ja einmal für allemal, daß ich so lang ich Atem habe, voll Freundschaft, Liebe und Hochachtung für Bodmer bleiben werde, und wenn es auch auf Unkosten der ganzen übrigen Welt sein sollte rc. rc. (So ernst sind diese Worte nicht zu nehmen.) Durch dieses alles, und noch mehr dergleichen, ward mein Klopstock so sehr aufgebracht, daß er sich

[1] Ein Billet Klopstocks an Bodmer, datiert vom 19. September 1750: „Ich restituiere Ihnen hiermit in natura die 58 spanischen Dopples nebst dem Interesse vom 12. April bis 19. September à 4 Prozent.“

mit großer Heftigkeit beklagte über das ungünstige Urteil, das Bodmer und andere von ihm fällen, sonderlich in Absicht auf sein Herz und seine Moral; darüber behauptete er mit vollem Eifer, daß wir sein rechtschaffen Herz noch nicht kennen, und daß er doch dadurch viel lieber als durch seinen Messias bekannt sein wollte rc. Ich widerlegte ihm aber alles ebenso ernstlich und meiner Meinung nach gründlicher als er es behauptet hatte rc. Endlich mußte ich mich für einen Augenblick von ihm scheiden, um bei einer Leich abzudanken; da bat er ab, daß er so hitzig geworden, er habe sich vorgenommen gehabt, viel gelinder mit mir zu reden rc. Wie ich wiederkam, aßen wir zu Mittag und brachten hernach den ganzen Nachmittag mit indifferenten Gesprächen zu, ohne daß weder Bodmers und Breitingers, noch der jüngeren Freunde, noch der Verbindung mit Rahnen weiter mit einem einzigen Wort gedacht worden. Er schien alle Anlässe zu solchen Discursen mit Fleiß auszuweichen, und ich wollte auch nicht mehr anfangen, nachdem es mir das erste Mal so übel mißlungen. Indessen hatte ich Zeit Klopstocken in manche philosophische, moralische und theils theologische Materien hineinzuführen, darüber er sich sehr gern erklärte und mir, die Wahrheit zu gestehen, über alles viel bessere Satisfaktion gab, als ich von ihm vermutet hätte. Auf den Abend nötigte ihn das plötzlich einfallende Wetter bei mir zu übernachten. Da machte er mir ungebeten das Vergnügen, daß er vor und nach dem Nachtessen noch ein kleines Fragment von etlichen 20 Versen zu dem fünften Gesang der Meßiade ausarbeitete, das er mir aber nicht zurückließ. Es betrifft den Adramelech, der den leidenden Heiland am Oelberg sieht und seiner spotten will, aber zu ohnmächtig ist es zu thun. Vor einer Stunde nahm der Poet wieder Abschied von hier, mehr freundlich als freundschaftlich, und kehrte in die Stadt zurück. Mir gab er keine Commißion Ihnen, mein liebster Bodmer, das wenigste von ihm zu melden; gleichwohl hat er mich durch seine Aufführung seit gestrigen Mittag wieder so sehr eingenommen, daß ich seine Wiederversöhnung mit Ihnen auch darum herzlich wünschte, daß ich auch künftig Sie beide große Dichter, für meine mit sich und mir vereinigten Freunde halten könnte."

P. S. „Klopstock gab Ihnen doch in seinem größten Eifer das Zeugniß, daß er Sie nicht für unredlich halte. Ich hoffe

und wünsche, daß es Ihnen bald wieder möglich werde von ihm ein gleiches zu denken.

Nochmals P. S.: Darf ich Sie noch bitten, daß Sie sich wenigstens, wo möglich, keinen neuen Widerwillen gegen Klopstock mehr beibringen lassen?"

Das waren freilich in den Wind gesprochene Ermahnungen, denn Bodmer schrieb nach wenigen Tagen die harten Worte über den einstigen Gast: „Ich könnte zwar wünschen, daß er niemals nach Zürich gekommen wäre, weil wir dann die süße Illusion von seiner Freundschaft und Größe länger behalten hätten. Doch glaube ich, er hätte sich an allen Orten verraten. Ich habe viel Verdruß und wenig Freude mit ihm gehabt. Doch ist mir seine Herkunft auch für 300 Thaler gut gewesen!"

Nach dieser schnöden Bemerkung wollen wir dem Grollenden das Wort entziehen und des Dichters weitern kleinen Schicksalen in Zürich nachgehen.

III.

Klopstock war am 3. September von dem weitausschauenden Dichterhaus zum Berg in die Farb vor dem Niederdorfthor[1] heruntergestiegen und während dieser letzten vielbewegten Tage hatten die Unterhandlungen mit Kopenhagen ihren Abschluß gefunden. Durch die Vermittlung der Minister Bernstorff und Moltke war ihm von dem hochherzigen König Friedrich V. von Dänemark ein Jahrgehalt von vorderhand 400 Thalern bewilligt worden, damit er frei von allen Sorgen sein großes Gedicht zu Ende führen könne. Zugleich erwartete man auf das nächste Frühjahr Klopstock selbst in der dänischen Residenz. An seine Cousine Sophie Schmidt schreibt er hierüber am 10. September 1750: „Ich habe bisher zween Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann, den ich über den König setze. Sie werden vielleicht neugierig sein, denselben kennen zu lernen. Er hat, etwa vor einem Jahre, eine neue Art auf weiße Seide zu drucken, erfunden. Eine Erfindung, die die Engelländer und Franzosen

[1] Das Haus ist längst abgebrochen, an seiner Stelle steht jetzt das Schlachthaus.

schon lange und vergebens haben herausbringen wollen. Diese Färberey ist so schön, daß nicht wenige, die seine Stoffe das erste Mal gesehen, darauf verfallen sind, es sei Mahlerey. Die ganze Erfindung besteht wieder aus so vielen kleinen Erfindungen und Kenntnissen der Seide und der Farben, sie wird in so kleinen Theilchen unter die Arbeiter vertheilt, daß sie ihm gewiß keiner nachthun wird. Er besitzt ungemein viel Geschmack in der Angebung der desseins und hierin ist ihm die Kenntnis der schönen Wissenschaften, die er nach Art der Engelländischen Kaufleute studiert hat, sehr nützlich gewesen. Dieser wahrhaft edelmütige junge Mensch will, daß ich sein Glück mit ihm theilen solle, ohne einen andern Antheil an den Geschäften der Handlung zu haben, als daß ich mich bisweilen über seine Erfindungen (deren er immer neue hervorbringt) und über die allgemeinen und wichtigen Geschäfte der Handlung unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug, sich zur rechten Zeit glücklich zu entschliessen, braucht."[1]

Der Zürcher Kaufmann, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, ist der uns schon bekannte Hartmann Rahn, einer aus jener Gesellschaft, in deren Mitte es dem Dichter zum großen Verdruß Bodmers so wohl gefiel. Von dem merkantilen Talent Rahns, der also im Begriff stand, eine neue Firma „Rahn und Klopstock" zu gründen, machen wir uns keine allzu hohe Vorstellung, wohl aber von seiner schwärmerischen Freundschaft, die ihn den Sänger des Messias zum Associé anzunehmen drängte, nachdem er ihm sein gastliches Haus „zur Farb" geöffnet hatte. Rahn war ein phantastischer Schöngeist, seine kaufmännischen Projekte etwas abenteuerlicher Art. Die spanische Regierung sollte durch ihren Gesandten in Solothurn für das neue Unternehmen gewonnen und von Spanien aus der Export nach Westindien in Betrieb gesetzt werden. Klopstock deutet in dem nämlichen Brief an, daß er im Interesse des Geschäfts gewissermaßen Reisender für Deutschland sein werde, zugleich wiederholte er seine Werbung um die himmlische Fanny. Diese, später als Gattin eines Kaufherrn faktisch die Seele weitverzweigter Handelsunternehmungen, mochte zu dem seltsamen Kompagniegeschäft, dem beizutreten sie keine Lust hatte, ebenso überlegen lächeln, als der alte Bodmer darüber spottete:

[1] Lappenberg S. 51 ff.

„Klopstock soll die Gütigkeit haben und Rahn die Dessins oder Modell zu seiner Taffetmalerei beurteilen und perfektionieren helfen, doch ohne Abbruch seiner Arbeit an der Messiade; hiegegen gibt Rahn ihm den Tisch und halben Profit. Dieser Rahn treibt die Freundschaft, oder vielmehr seinen Roman von der Freundschaft bis auf das Merkantile. Er ist in kaufmännischen Sachen selbst ein Visionär, so gut als der Poet in seinen Gesichten. Es ist ein allgemeines Gelächter über die beiden Don Quixotes."

Unterdessen arbeitete Klopstock in Rahns Hause am vierten und fünften Gesang des Messias weiter (auch Stellen des Weltgerichts, die in den achtzehnten und neunzehnten Gesang eingereiht wurden, sind in Zürich entstanden), ohne auf die bisherigen Vergnügen, die sich ihm in Zürich um die Wette boten, zu verzichten. So wurden auch kleinere Reisen unternommen, eine solche erzählt er seinem Freunde Joh. Adolf Schlegel (dem Vater der beiden Romantiker). „Sie ging den größten Theil des Zürichsees hinauf, von da über einen bösen Schweizer Berg, dann auf den Zugersee, wieder über einen kleinen Hügel, dann auf den Luzernersee bis in die Stadt Luzern. In Zug logierten wir bei dem angesehensten Manne des Cantons, der vor Kurzem die große und sehr weinreiche Landvogtei im Rheinthale gehabt hatte. Er war Landvogt und Gastwirth zugleich. Vor einem großen, großen Kamine und auf einem ungeheuer altväterlichen Saale machte der Landvogt, ein pantomimischer, wichtiger Mann, diesen artigen Schluß: „Sie sind kein Schweizer und daher der Verfasser des Messias". (Der Zürcher Begleiter Rahn mochte geplaudert haben.) Ich that fremd. Da ich mich gar nicht ergeben wollte, zog er mit einer vielbedeutenden triumphierenden Miene meine beiden gedruckten Oden aus der Tasche (die „an Bodmer" und „der Zürchersee"). „Kennen Sie — und legte den einen Finger an seine siegreich gerümpfte Nase — kennen Sie diese Oden, mein Herr?" Ich mußte mich ergeben. Ich erfuhr hierauf, daß auf eben dem großen Saale Voltaires „Octavia" von jungen Zugern wäre gespielt worden. Sehen Sie, sogar in dem katholischen Zug, wo man vor zehn Jahren noch Hexen verbrannt hat, die verschiedene Ungewitter erregt hatten, bemüht man sich, die schönen Wissenschaften kennen zu lernen. Ich muß — schließt Klopstock — noch einen verdrießlichen Brief an den Verleger schreiben, sonst würde ich Ihnen

viel von einem witzigen Schiffmanne erzählen, der uns über den Lucernersee führte, und uns viel von Wilhelm Tell erzählte, der auch ein guter Schiffmann gewesen wäre. Ueberhaupt giebt's viel Originale in der Schweiz, besonders auch unter den geringen Leuten."[1]

Klopstock war keineswegs einseitiger und bloß lobender Beurteiler der hiesigen Zustände. Zu Gleim sagte er einmal, dieser solle die Zürcher Herren Republikaner nicht allzusehr beneiden, es seien fast durchgängig Leute, die sich schrecklich tief bücken, da fast alle, die ein bißchen von Familie seien, ins Regiment wollen. Und Bodmer? Von dem wolle er vorderhand lieber noch schweigen, denn dem gegenüber habe er sich ein System von Großmut gebildet, von welchem er, falls man ihn nicht aufs Aeußerste treibe, nicht abgehen werde. Uebrigens verstehe es Bodmer nicht einmal, ein edelmütiger Feind zu sein.

Mit dem einstigen Gönner blieb es vorderhand beim Alten. Seit Erledigung jener leidigen Geldgeschichte war von Klopstocks Seite an eine Annäherung nicht zu denken, wohl aber schrieb dieser eine lange Selbstverteidigung und zugleich eine Anklageschrift gegen Bodmer, übergab aber dieselbe erst Breitinger, der die Absendung des Briefes, welcher das Unheil nur noch größer gemacht hätte, glücklicherweise verhinderte.

Immerhin behielt Bodmer auch nach Klopstocks Wegzug aus seinem Hause ein scharfes Auge auf den Dichterjüngling und ließ sich von allen Seiten Nachrichten über dessen Aufführung zutragen. An Zellweger schrieb er um diese Zeit:

„Ich erwartete von Ihnen Mitleiden und Trost wegen der übel mißlungenen Freundschaft mit Klopstock. Ich darf um so viel mehr Mitleiden deswegen finden, weil ich selbst viel mehr Mitleiden als Zorn wegen der elenden Aufführung dieses Menschen empfinde. In diesen Umständen ist mir Ihr Schreiben recht erquicklich gekommen. Mein Verfahren mit Klopstock ist in seinen geringsten Umständen Herrn Canonikus Breitinger und Herrn Pastor Heß bekannt und genugsam gerechtfertigt. Er begegnete aber auch diesen beiden nicht viel besser als mir. Die größte Sünde, die ich an ihm begangen, ist, daß ich ihn zu hoch erhoben. Ich finde zwar sein Gedicht noch allezeit vortrefflich, und aus guten Ursachen, nicht

[1] Lappenberg S. 59 ff.

bloß darum, weil ich es einmal vortrefflich gefunden habe. Aber destomehr thut mir weh, daß es nur ein Werk der Phantasie ist. In Klopstocks Kopf ist meine größte Sünde, daß ich die 58 Dublonen zurückgefordert habe. Er ließ sich hübschlich vernehmen, er habe sie für eine Verehrung oder vielmehr Reisegeld angesehen. Wenn er wirklich diesen Gedanken gehabt hat, so ist seine Aufführung gegen mich die Undankbarkeit selbst. Er hat mir für dieses schöne Präsent mit keinem Wort weder schriftlich noch mündlich gedanket. In der That war es zwar so gut als eine Verehrung, weil ich kaum hoffen konnte, mein Geld wieder zu sehn und keine Hypothek besaß. Ich hätte es auch schwerlich zurückgefordert, wenn mir seine Conduite gefallen hätte. Er kommt nicht mehr zu mir, ebenso wenig zu Herrn Chorherrn Breitinger. Er ist zu Luzern gewesen, wo sein Associe wegen seines gemalten Taffets Geschäfte hatte. Klopstock wird von niemand Angesehenem mehr besucht. Er selbst besucht auch niemanden. Die vornehmsten von seinen ersten jüngern Freunden sehen ihn auch nicht mehr, weder bei sich noch in seinem neuen Logis. Er macht sich etwan eine Lust, auf der Limmat zu fahren, da er den Stachel selbst führt. Der Dr. Hirzel hat mir einen Besuch vor etlichen Wochen gemacht, in welchem er zwar bekannt hat, daß er sich in Klopstock vernarret gehabt hätte, doch alles nur in ein Gelächter ziehen wollen. Ich habe ihm gesagt, daß es mir dabei nicht lächerlich wäre, ich hätte zu viel an der guten Opinion, die ich für meine jüngeren Freunde gehabt, dabei eingebüßt. Wir kamen so weit, daß ihm das Herz groß wurde, er konnte nicht mehr reden, dennoch fürchte ich, es seien keine Bußthränen gewesen, denn ich habe ihn seither nicht mehr gesehen. Schultheiß ist ganz klopstockisch. Er hat den Kübel bei Herrn Canonikus Breitinger umgestoßen. Also bin ich in Ansehen der jungen Freunde ganz einsam und verlassen. Der Dr. Hirzel hat unter anderem den Einfall gehabt, es thäte ihm wegen der späteren Nachwelt weh, daß zwei so große Dichter, wie der Messias-Dichter und der Noah-Dichter so übel zerfallen seien. Diese Nachwelt müsse es notwendig inne werden, und dann einen sehr elenden Begriff von unseren Zeiten bekommen.

Einige entfernte Berichte haben wollen lauten, Klopstock wäre gern mit mir wieder versöhnt, aber er wisse nicht, wen er zum

Fürsprecher haben könne. Mein Noah hat in seiner Anwesenheit nichts gewonnen, als daß ich einige Verse, die auf die Messiade zieleten, ausgelöscht habe. Ich habe ihm davon nicht mehr als 60—70 Verse gelesen, wozu er mausstill geblieben, ausgenommen, daß er für «Kasten» lieber «Arche» gesetzt haben wollen."

Von den jungen Zürcher Freunden waren Dr. Hirzel und Werdmüller auf Bodmers Seite getreten, während Schultheß und Rahn selbstverständlich um so entschiedener zu Klopstock hielten. Die Freunde in Deutschland vernahmen mit Bestürzung den Ausgang der Schweizerreise des Messiassängers und der Hofprediger Sack in Berlin unternahm es, das für ihn schmerzliche Zerwürfnis zwischen den beiden auszugleichen und zwar zunächst in einem eindringlichen Brief an Klopstock:[1] „Wie? Bodmer und Klopstock lieben sich nicht mehr! Die zwey Dichter, die von der Freundschaft so erhaben, so schön denken und derselben göttliche Reizungen und Rechte aus Einem Herzen und Einer Seele besingen und zwar so stark und zärtlich-besiegend besingen, daß dies himmlische Feuer auch die kältesten Herzen entzücken kann! Dies ist mir eine so unerwartete Seltenheit, daß ich fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben sollte, wenn ich nicht zugleich als ganz gewiß glaubte, Bodmer und Klopstock sind schon wieder ausgesöhnt und lieben sich stärker als jemals . . . Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen. Nein! Bodmer und Klopstock müssen sich lieben und Klopstock muß das Herz seines Bodmers wieder gewinnen und nie wieder verlieren. Er muß hingehen, wäre er auch der Beleidigte, und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las; Klopstock muß dies thun, er muß aus Zürch als Bodmers Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen im Messias lese. Meinem Sohne werde ich sein Bildnis zeigen und sagen: so sah Klopstock aus, den dein Vater als den schönsten Geist, als das beste Herz liebte, der so neu, so schön dachte, der aber — Ja, Klopstock muß aus Zürch als Bodmers Freund reisen, oder kein Mensch fühle

[1] Lappenberg S. 74 ff.

die Stärke seiner Gedichte, sein Messias werde ein mittelmäßiges Stück und seine Oden kriechend und seine Schmidtin denke nicht mehr an ihn!" Darauf hin mußte Klopstock, der zudem fürchtete, Bodmer möchte mit dem ganzen Streit in die Oeffentlichkeit treten und ihm in Kopenhagen damit schaden, die Vermittlung Breitingers anrufen, welcher dem hartgesottenen Sünder, der Besserung versprach, eine derbe Strafpredigt hielt, dann aber die Versöhnung mit Bodmer ins Geleise brachte. Klopstock erhielt von Bodmer die ebenso bedeutsame als salbungsvolle Antwort, es werde ihm sehr lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle. Dies geschah aber erst acht Tage vor Klopstocks Abreise von Zürich. Bodmer erzählt diese Zusammenkunft wiederum dem treuen Zellweger: „Als er zu mir kam, umarmte ich ihn, ohne ein Wort zu sagen und führte ihn in mein Zimmer. Dann sagte ich, mir wäre lieb, sehr lieb, daß ich ihn nach so langer Abwesenheit wieder sähe, ich wollte mir sein lassen, er käme zum allerersten. Er brummte auch etliche Worte, die ich nicht verstunde. Wir fielen bald auf poetische Sachen. Er las mir die Ode auf den König von Dänemark, die vortrefflich ist."

Klopstock hatte beabsichtigt, der Rahn'schen Projekte wegen den Winter über noch in Zürich bleiben zu wollen. Seine hiesigen Freunde bemühten sich auch, ihn durch eine vorteilhafte Heirat an die Stadt zu fesseln, allein die Mahnungen von Kopenhagen wurden immer dringender. Auf Wunsch seiner Bekannten ließ er sich von Joh. Caspar Füßli malen mit einem Buch in der Hand, welches die Verse:

„Es floh der Zeiten Jugend, wo Alles scherzt und liebte
In Unschuld scherzt und liebte, der Zeiten gold'ne Jugend"

unterzeichnet: „Fanny" enthielt. Später kaufte Kleist das Porträt und schenkte es Gleim, welcher sich nur davon trennte, um Klopstocks zweite Geliebte Meta damit zu überraschen.

In der letzten Woche sahen sich Bodmer und Klopstock noch dreimal. Dieser las Bodmer und dessen Frau ein Stück der Messiade, das er den Winter über verfaßt, ja Bodmer ließ sich sogar in das Haus zur Farb herab, obwohl ihm die Leute darin nicht anständig waren, um dem scheidenden Dichter am Tag vor

seiner Abreise einen Gegenbesuch zu machen. Die beiden waren auf eine halbe Stunde allein. Bodmer sagte, er hätte ihn den ganzen Morgen in seinen Gedanken gesegnet und ihm den besten von allen seinen Segen erteilt. Dann kamen Klopstocks Freunde, Schultheß, Rahn und Keller. „Ich blieb — berichtet Bodmer darüber an Heß — doch noch eine Weile, dann nahm ich Abschied. Ich küßte Klopstock zweimal und aus Wohlstand Herrn Rahn und Keller einmal. Herr Klopstock begleitete mich nach Haus, damit er von meiner Frau Abschied nähme. Er blieb etwa $^3/_4$ Stunden bei uns, sehr gut und liebreich. Der Abschied geschah mit vieler Zärtlichkeit. Ich begleitete ihn an der Hand bis zu dem Gatter an der Landstraße und blieb stehen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Er selbst sah vielmal zurück und rief von weitem noch das Lebewohl. Er versprach mir mit seinen letzten Reden, daß er mir von Lübeck schreiben wollte. Das Herz ward mir sehr groß. Ich empfand stark, daß man eine Person lieben kann, wenn man gleich mit ihren Sitten nicht Ursache hat, zufrieden zu sein. Ich will zwar gern glauben, und kann auch glauben, daß sein Herz nicht verderbet sei; künftig kann er noch wohl so werden, wie ich ihn jetzo gewünscht hätte. Er wird dann andern die Liebe erzeigen und die Freude machen, die er mir jetzo nicht erzeigt oder gemacht hat. Ich bin zu frühe für ihn in die Welt gekommen. Ich muß ein wenig glauben, was Dr. Hirzel gesagt hat, zwischen Jungen und Alten könne keine genaue Freundschaft und Liebe sein. Das ist zum wenigsten wahr, daß die Alten mehr Liebe zu den Jungen haben, als diese zu ihnen. Was für eine mächtige Disposition hatte mein Herz diesen jungen Menschen zu lieben, wenn er dieser Neigung aufgeholfen hätte! Dieses Vergnügen war mir nicht bescheert. Es hätte ihn doch wenig gekostet und ich hatte Ursachen es von ihm zu erwarten. Ich weiß jetzt, wie es einem Vater zu Mut ist, der einen geliebten und geschickten, aber nicht stark wiederliebenden und etwas ausschweifenden Sohn hat. Nun habe ich ihn im Frieden weggehen lassen, so viel an mir stund. Im Frieden war er auch gekommen. Es war ein schöner Morgen und ein ziemlich schöner Abend; aber die mittleren Stunden Sturm und Ungewitter, oder eine fürchterliche Stille. Ich kann schier nicht von ihm aufhören."

Man sieht, der Abschied machte dem ehrlichen Bodmer das Herz in der That weit. Tags darauf, Sonntags den 14. Februar 1751, verließ Klopstock nach einem Aufenthalt von genau sieben Monaten Zürich; leider verrät uns keine Ode den damaligen Zustand seines Gemüts. Er schritt einer glänzenden Zukunft entgegen. Der zurückgebliebene Bodmer dagegen hatte den Höhepunkt seines litterarischen Ansehens bereits hinter sich, was ihm noch geblieben war, zerstörte der Alternde durch seine Sucht, einen Dichter darstellen zu wollen. „Klopstock will seine Wohnung zu Kopenhagen aufschlagen — rief er ihm nach. — Daselbst wird er zum andern Mal in die Welt kommen. Das erste Mal ist er zu Zürich in die Welt gekommen; zuvor war er nur auf Schulen gewesen."

In der Folgezeit nahm Bodmer immer noch, wenn auch kühlern Anteil an seinem verlornen Sohne. „Klopstock entbeut mir öfters seinen geneigten Willen", schreibt er nach fünfzehn Jahren an Sulzer, freilich nicht ohne Mißfallen an dessen späterer Orthodoxie, auch konnte er in den letzten Gesängen des Messias mit Recht nicht mehr den frühern Schwung finden. Auf einem Gebiete trafen die Zwei wieder zusammen: beide mühten sich ab, alttestamentliche Stoffe zu dramatisieren und einer schüttelte zu den mißlungenen Versuchen des andern bedenklich das Haupt. Und in einem andern Punkte, der eben die beiden in Zürich entfremdete, that es später Klopstock Bodmern zum allermindesten gleich: auch er ließ sich einst beigehen, unsern größten Dichter und dessen fürstlichen Freund zu hofmeistern, als die Kunde von den ersten lustigen Weimarertagen zu ihm gelangte, erfuhr aber mit Fug von Goethe eine Zurückweisung, die zu einem unheilbaren Bruch führte.

Die Freundschaft Klopstocks zu Hartmann Rahn sollte bald in ein verwandtschaftliches Verhältnis übergehen. Klopstock hatte in Zürich stets mit besonderer Liebe von seiner ältesten, damals zwanzigjährigen Schwester Johanna gesprochen und erzählt, wie er dieser alle seine Dichtungen zuerst vorzulesen pflege, wie ihr feines Gefühl und ihr frommer Sinn ihn am sichersten leiten und wie sie allein ihn ganz verstehe. Solche Aeußerungen machten auf Rahn einen tiefen Eindruck, er glaubte, Johanna Klopstock in Quedlinburg sei das Mädchen, das er bisher in Zürich vergebens gesucht; der Entschluß war bald gefaßt, seinen trefflichen Freund

um die Hand der Schwester zu bitten: auf einer Reise (wahrscheinlich als die beiden nach Zug und Luzern wanderten), entdeckte er Klopstock sein Geheimnis. Dieser versprach seine Vermittlung. Als nun Klopstock aus Zürich schied, reiste Hartmann Rahn mit ihm und Klopstock selbst schloß im elterlichen Hause den Bund zwischen Freund und Schwester. Hier wird der junge Zürcher auch Zeuge gewesen sein von dem schweren Abschied, den der nach Dänemark ziehende Dichter von den Seinen nahm. Ergreifend war namentlich die Trennung von der geliebten Großmutter. Stumm saß sie seit seiner Rückkehr, den Stab in der Hand, mit starrem Auge da, ohne an dem vormals so geliebten Enkel Anteil zu nehmen, nur in der letzten Minute, als er mit dem gewöhnlichen Gruße, wie er täglich that, von ihr gehen wollte, raffte sie auf einmal merkwürdig verändert die gebrochene Kraft zusammen, kaum des Stabes bedürfend richtete sie sich auf, erhob das Haupt, ihr Auge gewann wieder Leben und die müde Stimme wieder den alten Klang. Sie legte dem Enkel die Hand auf die Stirn und segnete ihn mit Worten einer Seherin. Der Eindruck dieses Abschieds blieb dem Dichter unvergeßlich, als 76jähriger Greis schildert er denselben in der schönen Ode „der Segen".[1]

Erst nach vielen Schwierigkeiten gelang es Rahn 1752 zu Lingbye bei Kopenhagen, in der Nähe seines Schwagers, seine Seidenfabrik, zu welcher der König von Dänemark beträchtliche Summen zugeschossen hatte, etablieren zu können. August Philipp, ein Bruder Klopstocks, wurde Geschäftsteilnehmer und Rahn konnte sich endlich mit Johanna Klopstock vermählen. Der Dichter pflegte hier auch später noch mit Meta seine Sommermonate zuzubringen.

Der Schweiz bewahrte Klopstock sein Leben lang das beste Andenken; nach seines Freundes Kramer Zeugnis erzählte er in spätern Jahren mit der Wärme eines Jünglings von den seligen in Zürich verlebten Tagen. „Sie wissen doch — schreibt er 1762 an J. G. Schultheß[2] — wie lieb ich die Schweiz hatte, da ich bei Ihnen war. Diese Liebe währt fort, ob ich gleich mein zweites Vaterland, in dem auch Freiheit, wie wohl auf andere Art ist, sehr liebe. Diese Liebe zu Ihrer oder auch meiner Schweiz macht,

[1] Ausgabe von Muncker & Pawel II, 148.

[2] Lappenberg S. 151.

daß ich mich auch sogar der meisten Bekannten, die ich dort gehabt habe, mit Vergnügen und nicht selten erinnere. Diejenigen unter denselben, die sich meiner auf gleiche Art erinnern, bitte ich aufs aufrichtigste und beste von mir zu grüßen.

Klopstock bin ich, der Vorige,
Von Schweizer Treu' und Blut!

geht nach der Melodie:

Wilhelm bin ich der Telle
Von altem Mut und Blut."

Nachdem er sich nach den Angehörigen der Familie Rahn erkundigt, trägt er Schultheß namentlich Grüße an Bodmer, Breitinger und Heß auf, und fährt dann fort: „Was soll ich mit dem zweiseligen Hirzel machen? Doch er ist ja bisweilen mein Freund gewesen . . . Salomon Geßner, der seit meiner Abwesenheit ein vortrefflicher Skribent geworden, ist mir zwar nicht näher bekannt (wir haben einander nur ein paarmal gesehen), aber ich halte ihn für einen braven Mann und glaube, daß wir Freunde sein würden, wenn wir uns mehr kennten." Indem Klopstock endlich den Schmerz um den Verlust seiner Gattin Meta Moller ausdrückt, läßt er leise die Frage durchblicken, ob sich vielleicht in Zürich ein Ersatz für dieselbe finden möchte.

Und im Februar 1773 schickt er den vollendeten Messias mit einem herzlichen Schreiben dem alten Bodmer zur Ueberreichung an den Rat der Zweihundert in Zürich zu. Besuche aus Zürich empfing er stets aufs freundlichste. Unser Hans Konrad Escher von der Linth erzählt, wie er als Göttinger Student im Jahr 1787 den verehrten Dichter in seiner schlichten Häuslichkeit in Hamburg aufsuchte und von dessen liebenswürdiger Fröhlichkeit bezaubert wurde.

Noch einmal sollte Klopstock mit einem wunderlichen Zürcher Bürger in Berührung kommen. Es ist bekannt, wie er, der idealste Dichter Deutschlands, wie Deutschlands idealster Philosoph Kant später mit regem Interesse die Zeitereignisse verfolgte, so den nordamerikanischen Freiheitskampf, die Reformen Josephs II., während er über den großen Preußenkönig, den Verächter der deutschen Litteratur, die volle Schale seines Zornes ausgoß. Der vielverheißende

Beginn der französischen Revolution vollends wurde von ihm in enthusiastischen Oden begrüßt:[1]

„Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!“

Er siegelte von nun an seine Briefe mit einem Brutuskopfe und sprach unverholen den Grundsatz aus: Sobald ein Volk eins wird, Republik sein zu wollen, so darf es auch. Der französischen Nationalversammlung von 1792 blieb die Gesinnung des deutschen Dichters nicht verborgen; am 26. August 1792 wurde er vom Konvent zum französischen Ehrenbürger ernannt, zur nämlichen Zeit, da Monsieur Gille publiciste allemand (Schiller) sein Diplom zugestellt erhielt. Er schrieb darauf an den Minister Roland, daß es unmöglich sei, die Ehre zu verdienen, die ihm als Ausländer widerfahren. Indes war der Zeitpunkt nicht mehr fern, da Klopstock wie so viele andere sich schmerzlich getäuscht von der blutigen Katastrophe der Revolution abwenden sollte. Dazu brauchte es nicht erst der zudringlichen Ermahnungen des Zürcher Propheten Allerweltberaters J. C. Lavater, welcher schon drei Dezennien früher (1764) auf seiner Heimreise von Barth (wo er bei Spalding geweilt) den Dichter auf drei Tage in Quedlinburg besucht hatte. Im Januar 1793, kurz nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., wandte sich Lavater an Klopstock und forderte ihn auf, das französische Bürgerrecht schleunigst aufzugeben. „Sie werden sich mit Abscheu und so notorisch wie möglich von aller Teilnahme an einem Bürgerrechte mit Menschen zurückziehen, die den allerheiligsten Rechten der Bürger und der Menschen mit einer beispiellosen Kälte und einer schamlosen Mordsucht Hohn sprechen. Nein, edler Mann, vor ganz Deutschland und wenn die Anmaßung nicht unbescheiden und lächerlich wäre — im Namen von ganz Deutschland möcht' ich Ihnen zurufen: ich weiß, Sie werden Ihre letzten preiswürdigen Tage nicht mit einer Gemeinschaft von Königsmördern beflecken und obgleich ich alle Wetten verliere, so wollt' ich doch wetten, Klopstock hat sein Diplom an das Nationalkonvent zurückgesandt, bevor dieses Schreiben in

[1] Ausgabe von Muncker und Pawel II, 63: Die Etats Généraux.

seinen Händen ist . . . Ich weiß kein Beispiel in der Geschichte, wo mit so satanischer Kaltblütigkeit, so scheinbarer Regelmäßigkeit leidenschaftlicher und regelloser gegreuelt worden sei, als in diesen Tagen in Paris gegreuelt wird . . . O edler, großer, vielbedeutender Mann, sprechen Sie edle, große, vielbedeutende Worte an die Repräsentanten einer erst von Durst nach Freiheit schmachtenden, nun von dem Schwindelgeiste der Ungebundenheit berauschten Nation!"

Klopstock war über die Lavater'sche Bevormundung empört, und als dieser im Mai des nämlichen Jahres einer Aufforderung des Grafen Bernstorff, diesen in Kopenhagen zu besuchen, folgte und sich in Hamburg, wohin sich Klopstock seit 1772 zurückgezogen, persönlich nach der Wirkung seines Schreibens erkundigen wollte, wies ihn Klopstock schriftlich kurzweg ab, ohne ihn gesprochen zu haben. Der äußerst heftige Brief Klopstocks an Lavater[1] schließt mit den Worten: „Sie belehrten mich unaufgefordert, wie ich über die französische Revolution denken müsse, ohne durch mich zu wissen, wie ich darüber dächte. Ich weiß meinerseits aus Ihren Schriften sehr genau, wie Sie über eine große Anzahl von Gegenständen denken; gleichwohl habe ich mir es nie einfallen lassen, Sie auch nur über einen einzigen belehren zu wollen." Indessen veranstaltete des Dichters zweite Gattin Johanna von Winthem später eine Zusammenkunft zwischen den beiden. Hegner berichtet hierüber nach Lavaters Mitteilung: „Klopstock wollte sich nicht setzen, obwohl es Lavater mit der Aeußerung that, man könne sitzend ruhiger sprechen, sondern ging mit langen Schritten und derben Vorwürfen auf und nieder, sich unterweilen die Nase mit den bloßen Fingern schneuzend, welches damals in Ermanglung eines Bessern für deutsche Freiheit galt." Klopstock hatte schon vorher, über den republikanischen Terrorismus des Schreckensjahres 1793 tief erschüttert, seine elegischen Oden „Mein Irrtum", „Der Eroberungskrieg" u. a. gesungen, ohne sein Bürgerrecht aufzugeben, worüber er sich öffentlich verteidigt hat.

Unterdessen waren durch den ausgebrochenen Seekrieg zwischen Frankreich und England die meisten der weit angelegten Handelsunternehmungen von Klopstocks Schwager, Hartmann Rahn, fehl-

[1] Hegner, Beiträge zur nähern Kenntnis und wahren Darstellung J. K. Lavaters. Leipzig 1836. S. 223 ff., Brief vom 5. Juni 1793.

geschlagen, und sein Geschäft in Dänemark ging zu Grunde. Die einträgliche Stelle eines dänischen Unterstatthalters in West-Indien schlug er aus, weil sie ihn von seiner Frau getrennt hätte. Mit den geretteten Trümmern seines Vermögens kehrte er nach Zürich zurück. Seine Frau Johanna geb. Klopstock starb bald darauf, ein fast unersetzlicher Verlust für den unpraktischen Gatten, dem sie in dem harten Wechsel des Lebens oft der letzte Trost gewesen war. Rahn lebte lange in bedrängten Umständen in seiner Vaterstadt, mit Unterricht im Französischen und mit litterarischer Taglöhnerarbeit beschäftigt, mitunter wohl auch darüber klagend, daß Klopstock, sein Schwager, ihn aufgegeben habe und sich seiner schäme. Später erlangte Rahn den guten Posten eines Wagmeisters und kam nach und nach wieder zu einem mäßigen Wohlstand und sein Haus wurde abermals ein kleiner Sammelpunkt litterarisch-schöngeistigen Verkehrs. Einen Ersatz für die ihm entrissene Gattin fand er allmählig an seiner heranwachsenden Tochter Johanna Maria, der Erbin des mütterlichen Sinnes. Beide schlossen sich treu aneinander und das Mädchen that im Stillen das Gelübde, ihren Vater nie zu verlassen, ein Wort, das sie tapfer gehalten hat. Dieser lebte aber auch nur noch der Bildung seiner Tochter, durch welche Hartmann Rahn nochmals in Verwandtschaft zu einem großen Manne treten sollte. Seine Tochter Johanna Maria Rahn wurde späterhin die Gattin des geistvollen, wenn auch in neuerer Zeit viel angefochtenen Philosophen Fichte. Johanna Fichte aber gehört zu den bedeutenden und zugleich halb vergessenen Frauen ihrer Zeit. Es wird gestattet sein, in kurzen Zügen das Andenken der trefflichen Zürcherin aufzufrischen und damit auch persönliche Beziehungen Fichtes zu Zürich zu berühren.[1]

Johann Gottlieb Fichte hatte als ein blutarmer Student der Theologie in Leipzig, durch den allgemeinen pädagogischen Gewissensrat Deutschlands, den Steuereinnehmer Weiße, bekannt als Herausgeber des „Kinderfreund“ und als einstiger Freund Lessings, eine Hauslehrerstelle in Zürich erhalten bei dem von allen Schweizerreisenden der damaligen Zeit (auch von Goethe und dem Herzog Karl August) wohlangesehenen Gastwirte Ott zum Schwert. Fichte traf im September 1788 in Zürich ein und hatte zwei Kinder

[1] Vergl. Joh. Gottlieb Fichtes Leben, von seinem Sohn I, 32 ff.

zu unterrichten, erstreckte aber seine energische Erziehungsmethode, trotz der heftigen Opposition der Frau Schwertwirtin, auch auf die Eltern aus und erkühnte sich, über das Benehmen derselben gegen die Kinder ein Tagebuch zu führen, das er wöchentlich, oft mit scharfen Rügen über ihre Erziehungsfehler, der Mutter vorlegte. Auch schrieb er in seinen Freistunden allerlei Abhandlungen, so eine über das biblische Epos mit besonderer Rücksicht auf Klopstocks Messias, und ging, nachdem er öfters in Zürich und in Flaach mit Beifall gepredigt hatte, mit dem Plan um, hier eine Rednerschule zu errichten, wozu ein vollständig ausgearbeiteter Plan noch vorhanden ist. Lavater sagte ihm seine Unterstützung zu.[1] Von entscheidendem Einfluß auf sein ganzes Leben aber wurde die Bekanntschaft mit dem Wagmeister Hartmann Rahn, bei welchem sich Donnerstag abends ein größerer Kreis ausgewählter Freunde, auch fremder Durchreisender versammelte. Fichte war von Lavater hier eingeführt worden. Die älteste Tochter des Hauses Johanna Maria hatte bereits das dreißigste Lebensjahr hinter sich, als Fichte sie kennen lernte. Klopstock, der Oheim und dessen Freund der Hofprediger Kramer hatten sie 1758 zu Lingbye als Pathen aus der Taufe gehoben. Fichte und Johanna Rahn schlossen bald innige Freundschaft, die zu einer Verlobung führte. Nach zweijährigem Aufenthalt in Zürich ging er nach Leipzig zurück und hoffte irgend eine Anstellung zu finden. Als sich ihm da keine Aussicht zeigte, bot der Vater seiner Braut dem jungen Schriftsteller sorgenfreie Muße in Zürich an, wo er nur seinen litterarischen Entwürfen leben und sich im Frühling 1791 mit Johanna verbinden sollte. Allein der Bankerott eines Hauses, dem Rahn sein Vermögen anvertraut hatte, zog diesem — das Unglück traf ihn zum zweitenmal — nicht nur den empfindlichsten Verlust zu, sondern bedrohte ihn sogar in seinem Alter noch mit den drückendsten Sorgen. Immerhin konnte später ein Teil des Vermögens gerettet werden, aber für das Paar kamen schwere Jahre der Prüfung. Johanna hatte den kranken Vater zu verpflegen, Fichte mußte wieder Hofmeisterstellen in Warschau und Danzig versehen. Erst im Oktober 1793 wurde die Hochzeit gefeiert und zwar in Baden, wo

[1] Ueber das Verhältnis Lavaters und Fichtes vergleiche G. Geßner, J. K. Lavaters Lebensbeschreibung III, 275 ff.

J. G. Schultheß die Traurede hielt.[1] Fichte lebte nun längere Zeit im Hause seines Schwiegervaters in glücklichen Verhältnissen und schrieb hier zunächst seine Verteidigungsschrift der französischen Revolution, bis er dann 1794 nach Jena übersiedelte als Professor der Philosophie. Rahn entschloß sich im hohen Alter, den Kindern zu Liebe sein Vaterland noch einmal zu verlassen und in der Fremde ein neues Leben mit ihnen anzufangen. In Jena trat die Familie Fichte-Rahn in nahe Beziehungen zu dem Schiller'schen Hause, namentlich blieben die beiden edlen Frauen zeitlebens treu verbunden. Als im Sommer 1804 in Berlin, wo Fichte damals wirkte, davon die Rede war, Schiller werde bleibend nach Berlin übersiedeln, war Frau Johanna gleich bereit, für eine gute Wohnung zu sorgen, aber schon ihr nächster Brief ist ein Trostschreiben an die Freundin, die im Mai 1805 und mit ihr ganz Deutschland den Tod des herrlichen Schiller zu beklagen hatte. „Wie kann ich Sie, theuerste Leidende — schrieb Frau Fichte am 30. Mai — trösten, da mein eigenes Herz durch den großen Verlust, den Sie und wir alle erlitten haben, zerrissen ist! Wie kann ich Ihnen so gar nichts sagen, um Sie aufzurichten! Mein lieber Mann, der den edeln Schiller innig liebte, ist noch ganz wie betäubt von diesem Schlage. Er grüßt Sie herzlich und bittet Sie inständig, das völlige Zutrauen zu ihm zu haben wie zu einem Bruder, wenn er in litterarischer Hinsicht Ihnen dienen kann, durch eine neue Auflage der sämtlichen Schriften des Verewigten, durch Redaktion hinterlassener Papiere zur Herausgabe, um Ihnen seine thätige Freundschaft zu zeigen. Thun Sie unserm Herzen die Liebe an, Ihnen etwas sein zu können. Man sagt im Publikum, daß Goethe gefährlich erkrankt sei. Wolle Gott, daß dieses ein falsches Gerücht sei und daß er nicht auch uns entrissen werde. Wir grüßen ihn herzlich."

Schon ein Jahr nach seiner Uebersiedelung nach Jena war Hartmann Rahn gestorben. Die Trauernachricht traf den Philosophen in Osmannstädt bei Weimar, wohin er sich zu schriftstellerischen Arbeiten für die Sommermonate zurückgezogen hatte.

---

[1] A. a. O. S. 156 ff. — Trauungsrede Herrn Johann Gottlieb Fichte und Jungfrau Johanna Maria Rahn, gehalten den 22. Oktober 1793. Zürich (Stadtbibliothek).

„Sonderbar — schreibt Fichte seiner Frau — gerade in den Minuten, als der Teure verschied, redete hier der Geheimrat Schmidt von Dingen, die zu seiner Ehre gereichten, von seiner Großmut gegen Klopstock, von seiner aufopfernden Freundestreue." Dieser Geheimrat Schmidt ist, wie wir uns erinnern, der Bruder von Klopstocks Fanny. Fichtes Schüler in Jena begleiteten die Leiche Rahns zur Grabstätte, wo ihm die Kinder ein einfaches Denkmal mit folgender von Fichte verfaßten Inschrift errichteten:

„Hartmann Rahn,
geboren zu Zürich, gestorben zu Jena den 29. Sept. 1795,
alt 76 Jahre.

Er lebte mit den ersten Männern seines Zeitalters, ward von Biedermännern geliebt, von andern bisweilen verfolgt, gehaßt von Niemand. Geist, Anmut, Glaube an Gott und Menschen verjüngten sein Alter, geleiteten ihn friedlich zum Grabe. Niemand kannte seinen Wert besser als wir, denen der Greis aus seinem Vaterlande folgte, die er liebte bis ans Ende, die ihrer Wehmut dies Denkmal setzten.

Johanna Fichte, geb. Rahn, seine Tochter.
Johann Gottlieb Fichte, durch sie sein Sohn.

Schäme dich nicht der sanften Rührung, o Wanderer; wenn er lebte, er hätte dir freundlich die Hand gedrückt."[1]

Die weitern bewegten Lebensschicksale der Fichte'schen Familie zu schildern liegt nicht im Plan dieser Darstellung. Nach den großen Freiheitskriegen von 1813, wozu Fichte durch seine „Reden an die deutsche Nation" mächtig entflammt hatte, war es seine Gattin, die in den Militärspitälern Berlins mit selbstloser Aufopferung die Kranken verpflegte, Sterbende tröstete und dann abends, nachdem sie tagüber mit beispiellosem Heroismus gewirkt hatte, durch die Stadt lief, um bei Freunden Liebesgaben zu sammeln. Nach fünfmonatlicher rastloser Krankenpflege in den Lazarethen wurde Johanna von einem heftigen Nervenfieber, das sie sich durch Ansteckung zugezogen hatte, aufs Krankenlager geworfen. Alle Hoffnung schien verloren. Am Tag der Krisis sollte Fichte seine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre beginnen. Fast den ganzen Tag hatte er sorgend im Krankenzimmer zugebracht. Gegen Abend nahm er

[1] A. a. O. S. 268.

Abschied von der schon bewußtlosen Kranken und von Schmerz gebeugt, hatte er doch noch die Selbstüberwindung, einen zweistündigen Vortrag über die abstraktesten Dinge zu halten. Der Gedanke, eine Tote anzutreffen, begleitete ihn auf dem Heimweg. Da hatte er die Freude, die geliebte Frau als gerettet, als neu ihm geschenkt begrüßen zu dürfen. Wenige Tage nachher ergriff derselbe Typhus ihn und raffte ihn am 27. Januar 1814 im zweiundfünfzigsten Lebensjahre jäh dahin. Johanna überlebte ihn noch fünf Jahre. Das königliche Haus von Preußen übernahm ihre Versorgung, zudem war sie unter den ersten, welchen das Kreuz des Luisenordens verliehen wurde. Der Rest ihres Lebens floß still dahin. In heitern Stunden schrieb sie ihre Erinnerungen nieder. Eine besondere Freude machte ihr noch die Veröffentlichung der Briefsammlung ihres Oheims Klopstock durch Klamer Schmidt, worin sie ihren verstorbenen Vater und teure Verwandte wiederfand. „Und wie das verklingende Leben (sagt ihr trefflicher Sohn) am liebsten zu den ersten Erinnerungen zurückkehrt, so wurde ihr noch am Ende desselben das Glück zu Teil, die Vorbilder ihrer kindlichen Ehrfurcht, ihrer frühesten Liebe wie gegenwärtig zu erblicken.“ Am 29. Januar 1819 starb Johanna Fichte-Rahn. Sie ruht neben ihrem Gatten auf dem ersten Kirchhof vor dem Oranienburger Thore zu Berlin.

IV.

Wieland und Ewald von Kleist in Zürich.

Noch hatte Bodmer seinen Schmerz über den verlornen Sohn Klopstock nicht verwunden, und noch war kein halbes Trauerjahr verflossen, als eine neue Begebenheit vor seinen stets beweglichen Geist trat und bald nachher seine Betriebsamkeit und Protektionslust vollauf beschäftigte. Im August 1751 (also etwa 6 Monate nach dem Abzug des Messiasdichters) war ein anonymer Brief im Haus zum Berge eingelaufen und mit demselben ein größeres episches Gedicht über Hermann, den Cherusker, über welches sich der unbekannte Absender unter vielen Entschuldigungen das Urteil Bodmers erbat.[1] Bodmer las das Manuskript und faßte alsogleich

[1] Vergl. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich 1815 I, 1 ff

Feuer. Zellweger in Trogen war auch jetzt wieder der Erste, der von dem Ereignis Kunde erhielt; nach wenig Tagen schrieb ihm Bodmer, daß Klopstock nun seinen Nebenbuhler gefunden, denn das von ihm eben gelesene Werk habe alle Merkmäler, daß es auf die Nachwelt kommen werde — (eine Prophezeiung, die beiläufig gesagt erst 1882 erfüllt worden, indem dieser Hermann, der in der Originalhandschrift auf unserer Stadtbibliothek aufbewahrt wird, erst damals gedruckt wurde).[1] Es sei etwas Wunderbares — setzte Bodmer hinzu — daß Deutschland auf einmal so viele epische Gedichte bekomme. — Immerhin galt es nach den kürzlich gemachten Erfahrungen, diesmal vorsichtiger zu sein, zumal das neue Verhältnis, das sich mit dem unbekannten Absender des Hermann nunmehr entspann, große Aehnlichkeit mit dem Klopstock'schen hatte. Auf die Bitte, sich zu entdecken, meldete sich jener Anonymus als Christoph Martin Wieland, Sohn eines Predigers aus Biberach und glühenden Verehrer des Messias. Er sei am 5. September 1733 in dem schwäbischen Dorfe Oberholzheim bei Biberach, von wo sein Vater bald als Pfarrer nach Biberach versetzt wurde, geboren. Seit kurzer Zeit halte er sich studierenshalber in Tübingen auf. Bodmer wollte aber noch mehr wissen und der Jüngling schickte ihm bald darauf einen Abriß seines bisherigen Lebens: „Man hat in meiner ersten Kindheit eine besondere Ernsthaftigkeit und Zärtlichkeit an mir bemerkt. Meine Eltern, denen die Vorsehung sehr wenige Glücksgüter und destomehr Redlichkeit und Liebe zu mir gegeben, zogen mich sorgfältig auf. Bis in mein vierzehntes Jahr legte ich teils unter meinem Vater, teils unter andern Lehrern Gründe im Latein, Griechischen, Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Historie. Ich liebte die Poesie von meinem elften Jahr an ungemein. Ich schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Cantaten, Ballette mit Schildereien nach Art des Herrn Brockes.[2] Ich pflegte deswegen schon mit der ersten Morgenröte aufzustehen, weil ich des Tages über keine Verse machen durfte. Im zwölften Jahre übte ich mich sehr in lateinischen

---

[1] Von Seuffert in den Deutschen Litteratur-Denkmälern des achtzehnten Jahrhunderts VI. Heilbronn 1882.

[2] Von Brockes also empfing Wieland Eindrücke, deren Nachwirkung er sein ganzes Leben hindurch empfand.

Versen und schrieb ein Gedicht in 600 Versen von der Echo und ein großes in Distichen von den Pygmäen, welches eine Satire auf eines Rektors Frau war.[1] Ich verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mamma nicht rettete.[2] Ich liebte die Einsamkeit sehr und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern. Im vierzehnten Jahre schickte man mich nach Klosterbergen, eine der besten Schulen in Deutschland.[3] Hier legte ich Gründe in allen philologischen und philosophischen Wissenschaften, wie auch in der Theologie, der ich gewidmet war.[4] Ich las damals auch Herrn Breitingers Dichtkunst, Hallers Gedichte, den Messias und eine Menge kritischer Schriften. Ich hatte in der Zeit von meinem zwölften bis ins sechzehnte Jahr fast alle Autoren des römischen goldenen und silbernen Zeitalters gelesen, Cicero aber liebte ich am meisten. Im sechzehnten Jahre kam ich nach Erfurt zu einem Anverwandten, der mich viel Gutes und Böses in der Philosophie lehrte.[5] Im siebzehnten Jahre mußte ich nach Hause; ich blieb den Sommer über im Jahre 1750 zu Biberach. Ich wurde mit einer Base bekannt, deren Seele ich mit der meinen so vollkommen harmonisch fand, daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrachen. Ihre Freundschaft und endlich auch ihr obwohl nur kurzer Umgang machte mich plötzlich zu einem ganz andern Menschen. Aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe

---

[1] Das war die kleine Frau seines Biberacher Gymnasialdirektors Doll, deren Figürchen er verspottete.

[2] Im Gegenteil wurden die massenhaften Verse, welche Wieland vom siebenten bis vierzehnten Jahre dichtete, von der Mutter in mehreren Schachteln als „heilige Dichterwindeln" gewissenhaft aufgehoben. Als Wieland als Student von Erfurt heim kam, verbrannte er zum größten Leidwesen der Mutter all' diese Siebensachen. Der Vater dagegen haßte alles Versemachen gründlich.

[3] Bei Magdeburg. Die Schule war völlig in dem strengen Pietismus befangen, der in Halle seinen Sitz hatte.

[4] Der junge Wieland gab sich anfangs ganz den pietistischen Einflüssen seiner Lehrer hin, dann aber lenkten die alten Klassiker (Xenophon, ferner Wolf, Bayle 2c.) ihn bereits etwas von dieser Richtung ab.

[5] 1749 bezog er das Haus seines Verwandten, des Professor Baumer in Erfurt, der ihn in das Studium der Wolf'schen Philosophie und in den Don Quixote einführte.

ward ich gesetzt, zärtlich, edel, ein Freund der Tugend und Religion.[1] Ich kam hierauf hieher (nach Tübingen, 1750), um, wie mir befohlen war, Jura zu lernen. Ich fand aber keinen Geschmack daran und fuhr also fort, die sterilen schönen Wissenschaften und Philosophie zu treiben. Ich schrieb im Februar, März, April des 1751 Jahrs das Lehrgedicht, im Mai den Lobgesang auf die Liebe, im Juni und Juli den Hermann. Der Mangel des Umgangs mit geschickten Leuten und Freunden hat mir sehr geschadet. Ich bin immer allein und ich fürchte, daß mich dieses etwas farouche und pedantisch machet, so sehr mir beides zuwider ist. Meine künftige Lebensart macht mich oft besorgt; ich wünschte, daß ich bestimmt wäre, junge Leute auf einem Gymnasium in den Wissenschaften zu unterrichten, zu denen ich aufgelegt bin.“[2] In einem andern Briefe hatte Wieland Bodmern sub rosa anvertraut, daß er ein großer Wassertrinker und ein geborner Feind des Bacchus sei, ebenso könne er den Tabak nicht leiden, so wenig als große Gesellschaften oder Gastmahle.

Mit einem jungen Mann von derlei Qualitäten wollte es Bodmer noch einmal wagen. Aber jetzt hieß es, bedächtig ans Werk gehen, den Jubel des Herzens über den neuen Klopstock zurückhalten, denselben noch gründlicher prüfen und auf keinen Fall vorschnell ansingen. „Der gute Jüngling, bemerkt Bodmer in einem Brief an Heß, muß sich meiner unglücklichen Erfahrungen entgelten. Ich darf ihn nicht zu mir einladen, ich darf ihn nicht lieben, wie mir es mein Herz schon befiehlt, aus Furcht . . . Es kömmt mir ganz wahrscheinlich vor, die Vorsehung habe mir mit Fleiß diesen neuen Klopstock gesandt, daß ich an ihm den guten

---

[1] In Biberach lernte Wieland nach seiner Heimkehr von Erfurt Marie Sophie von Gutermann, eine Verwandte kennen, die bereits verlobt gewesen war; ihr Vater hatte mit rücksichtsloser Gewalt die Verbindung mit dem katholischen Bräutigam verhindert. Wieland faßte tiefe Neigung zu dem außergewöhnlichen Mädchen, galt als dessen Verlobter, aber nach wenig Jahren (1753) wurde Sophie Gutermann gezwungen, dem kurmainzischen Hofrat La Roche die Hand zu reichen. La Roche wurde später Wielands Freund, seine Gattin ist die Mutter jener Maximiliane La Roche, der Freundin Goethes, der Mutter der berühmten Bettina Brentano. Vergl. Ludmilla Assing, Sophie von La Roche, die Freundin Wielands. Berlin 1859.

[2] A. a. O. I, 46 ff.

Vorsatz aus üben könne, der mir an dem ersten so übel mißlungen hat. Aber die Fußstapfen des siebzehnhundertfünfzigsten Jahres machen mich ganz schüchtern. Um zwo Duplonen hätten wir ihn doch hier und noch um zwo wieder an seinem Orte.[1] Aber ich darf nicht daran denken, ich darf nur leise wünschen.“ Zudem stieß sich Bodmer an gewissen, wie ihm vorkam allzuverliebten Stellen in Wielands ersten Gedichten. Eine genaue Prüfung dieses Charakters schien fürs erste unerläßlich zu sein; Heß meinte, man sollte Wielands jugendliche Moral durch verschiedene Aufsatzthemata, welche ihm zur Ausführung aufzugeben seien, auf die Probe stellen, zugleich müsse ihm Bodmer, um ihn von der ungesunden Klopstockschwärmerei zu heilen, notwendig einiges, zwar nicht das Schlimmste, über Klopstocks Aufführung in Zürich mitteilen.

Mit pedantischer Gründlichkeit griff Bodmer, um nicht ein zweites Mal eine Täuschung erleben zu müssen, die Sache an. Der junge Pfarrer Schinz mußte in einen Briefwechsel mit Wieland verflochten werden, damit aus den Antworten Wielands an zwei Zürcher die Gemütsart des poetischen Jünglings desto unfehlbarer ergründet würde, dann sollte ihn Schinz nach und nach vorbereiten, daß man ihn ohne alle Gefahr schließlich nach Zürich könnte kommen lassen, wo bereits eine litterarische Gesellschaft, welche sich die Crito-Gesellschaft nannte, und zum Teil aus jenen jungen Freunden Klopstocks, zum Teil aus Bodmerschülern bestand, den Gedanken geäußert hatte, Wieland auf ihre Kosten einzuladen und sich dadurch bei Bodmer wieder gutes Wetter zu machen.

Der junge Wieland ließ sich die gründliche Erforschung des Herzens und der Nieren liebenswürdig gefallen, ja er war über die ungewöhnliche Anteilnahme Bodmers gerührt; nichtsdestoweniger verteidigte er dem verehrten Manne gegenüber mit schönster Offenheit seine abweichenden Gesinnungen namentlich über Klopstock, dankte ihm gar sehr für die Bekanntschaft mit Schinz (der Gute hatte keine Ahnung von Bodmers geheimen Abmachungen), pries Zürich glücklich, wenn es viele solcher Geister habe, die Geschmack und Tugend in sich vereinen; eingehend erkundigte er sich nach

---

[1] Also wesentlich billiger als Klopstock, dem Bodmer 300 Thaler vorgestreckt hatte.

Breitinger, nach dem Fabeldichter Meyer von Knonau, nach Salomon Geßner, am ungestümsten aber stetsfort nach den Umständen des Messiasdichters. Bodmer ließ es an kleinen Demütigungen und Verweisen über leichtsinnige Briefstellen Wielands u. s. f. nicht fehlen; solche vorübergehende Wolken wurden aber schnell verscheucht, als Wieland mit seiner Absicht herausrückte, eine lange Abhandlung über die Schönheiten des Bodmer'schen Noah schreiben zu wollen, ein Buch, das wirklich im Jahre 1753 in Zürich gedruckt wurde.

Nachdem auf diese Weise der junge Dichter, welcher unterdessen noch in Tübingen seinen Anti-Ovid voll der heftigsten Polemik gegen den frivolen römischen Poeten, einen „Frühling" (nach Kleists Vorgang), die Erzählungen u. a. geschrieben hatte, die Prüfung bestanden, Bodmer ihn sogar durch drei seiner Vertrauten von Angesicht hatte in Augenschein nehmen lassen, durfte man es wagen, eine Einladung an ihn, die allerdings mit seinen da und dort leise geäußerten Wünschen zusammenfiel, ergehen zu lassen. Den kühleren Freunden, wie Zellweger gegenüber, nahm Bodmer zwar die Miene an, als ob sich Wieland selbst eingeladen hätte. „Wieland, dessen Existenz mir überaus trostreich ist, zeiget in allen seinen Briefen eine große Begierde nach Zürich. Wir können ihn bald nicht mehr zurückhalten. Ich will ihn bei meinem Schwager Doktor (Geßner) an die Kost thun. Die jungen Verführer Klopstocks zeigen nicht die geringste Begierde nach ihm. Ich habe seine Hitze, mich zu sehen, nicht auslöschen können. Ich habe aber alle Präkautionen mit ihm genommen. Wenn mich diese meine Hoffnung täuschet, so gebe ich es mit der menschlichen Aufrichtigkeit auf."

Wieland bat Bodmer in aller Bescheidenheit, keine allzu gute Idee von ihm zu fassen, er beruhigte ihn wiederholt über seine Neigungen, daß er bloß Wasser, kein Bier und keinen Wein trinke, allen großen Gesellschaften feind sei, sonst aber meist sehr vergnügt und munter; zu einer der vornehmsten Bedingungen, auf die er nach Zürich kommen wolle, mache er, daß man ihn mit der Gesellschaft jener jungen Thoren verschone; Bodmer, Breitinger, Schinz, Heß sollen allein Mitglieder des geschlossenen Cirkels sein. Man sieht, daß Schinz seine Pflicht redlich gethan hatte und Wieland ein gelehriger Schüler gewesen.

Dieser war im Juni 1752 von Tübingen nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und wäre sofort nach Zürich geeilt, wenn er nicht in Biberach erst die Heimkehr seiner Geliebten Sophie aus Augsburg hätte abwarten wollen. Am 13. Oktober 1752 verließ er die Heimat, die er erst nach acht Jahren als wohlbestallter Ratsherr wieder sehen sollte. Ueber Schaffhausen reiste er nach dem Landhause Wesperspühl am Rhein, wo Schinz ihn erwartete und einige Tage (vermutlich zur letzten Prüfung) festhielt. Endlich wurde er für würdig erfunden, am 19. Oktober, nachdem er über ein Jahr im Feuer unablässiger Erforschung geläutert worden, dem Vater Bodmer zugeführt zu werden. Wieland war 19 Jahre alt. Der Alte zum Berge nahm ihn väterlich auf und es beginnt nun für beide eine stille, glückliche Zeit freudigen Zusammenschaffens. Der in sich gekehrte fleißige Jüngling war ganz nach Bodmers Herzen und bewährte schon hier, was Goethe später von ihm rühmte, das schönste Gemüt und den reinsten Charakter. Auch die blinde Gattin Bodmers war mit dem neuen Hausgenossen wohl zufrieden.

Am 12. November 1752 schreibt Bodmer an Zellweger:

„Herr Wieland ist seit 14 Tagen bei mir. Er schicket sich vortrefflich zu mir, auch zu meiner Liebsten. Ich hoffe, er werde mich für alle die verdrüßlichen Stunden, die Klopstock mir verursachet hat, trösten. Seine Seele ist ganz harmonisch und sein Leben stimmt mit seiner Seele in den schönsten Wohlklang zusammen. Er hat eine Liebste, welche die Serena in einer seiner Erzählungen ist. Herr Can. Breitinger und Herr Pastor Heß von Altstetten sind vollkommen mit ihm zufrieden. Sie finden in ihm den philosophischen Verstand zu Klopstocks feurigem Einbildungsvermögen. Hier ist zwar nicht solcher Adlersflug der Phantasie, aber mehr Urteilskraft. Er ist nicht allein zu uns abgereiset, sondern auch bei uns angekommen. Er hat die jungen Anakreonten die mir Klopstocken weggenommen haben, durch das Gedicht von der Würde eines schönen Geistes ganz wider sich entrüstet. Sie sagen er sei ein alter Jüngling, den Bodmer bilden könne, wie er wolle. Er ließe sich von diesem in einen Sack schieben. Sie wollen auch ein Werk, wie das Gedicht von der Bestimmung eines schönen Geistes ist, schreiben, nemlich von der

Bestimmung der Brätknöpflein, das ist eine von ihren liebsten Speisen, beim unsokratischen Kelchglase. Der Doktor (Hirzel) ist der ärgste. Er lachet dazwischen wie ein Bretigauer. Indessen haben diese Herren Wielanden noch nicht gesehen, teils aus Abneigung wegen des Gedichtes von der Würde, teils weil ich mich ziemlich deutlich habe vernehmen lassen, Wieland wäre nicht für sie nach Zürich gekommen. Wieland hat auch nicht das geringste Verlangen sie zu sehen, er verachtet sie herzlich. Es ist nicht die geringste Gefahr, daß sie ihn auf ihre Seite brächten, wenn sie ihn gleich so obsedieren könnten wie den Poeten der Messiade."

Und an Heß in Altstetten meldet Bodmer am 19. November fast mit den nämlichen Worten dasselbe, nur fügt er bei, daß sie nicht immer in der Zelle sitzen und lesen und schreiben, sondern auch Besuche annehmen. Am Sonntag vor acht Tagen sei der Herr von Kleist da gewesen.

In der That war seit etwa einer Woche der durch sein Gedicht vom „Frühling" damals in aller Mund lebende ältere Dichter dieses Namens als preußischer Werbeoffizier in Zürich eingerückt.

Ewald Christian von Kleist war schon vor mehreren Jahren als dreißigjähriger Offizier zu Potsdam, wo er in Garnison lag (unverstanden von seinen rohen Kameraden, welche seine poetischen Neigungen verhöhnten), mit Joh. Caspar Hirzel aus Zürich in Beziehung getreten. Dieser, damals bereits Doktor der Medizin, hatte sich zu seiner weitern Ausbildung vom Herbst 1746 an ein Jahr lang in Potsdam aufgehalten. Seine Dissertation hatte „von dem Einflusse der Fröhlichkeit auf die Gesundheit des Menschen" gehandelt und er übte auch sogleich wohlthätige Einwirkung auf den hypochondrischen Kleist, der infolge unglücklicher Liebe verbittert, angewidert von seinem Stande, dem jungen Zürcher mit schwärmerischer Freundschaft anhing. Bodmer hatte seinen Schüler Hirzel, der ihm freilich seit jüngster Zeit wenig Freude bereitete, mit Empfehlungen an seine deutschen Freunde ausgestattet, Hirzel sollte die Rolle eines litterarischen Sendboten spielen und das Bodmer'sche Evangelium predigen. Bei dem Pastor Samuel Lange in Laublingen, Lessing'schen Angedenkens, hatte sich Hirzel aufgehalten, hatte in Berlin Sulzer, Gleim, Rammler und Sack kennen gelernt. Möglich daß Gleim, der liebe Lebensretter Kleists, die Bekanntschaft

vermittelte. Kleist war vor Jahren im Duell gefährlich verwundet worden. Ludwig Gleim, damals Hauslehrer in Potsdam, las dem Kranken, von dem er gehört hatte, aus allerlei Büchern vor, unter anderm eines seiner scherzhaften Lieder:

An den Tod.

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen?
Denn die sieht dir doch noch ähnlich.
Frische, rosenrote Wangen
Die mein Wunsch so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen,
Blühen nicht für deine Lippen.
Tod, was willst du mit dem Mädchen?

Hier lachte der Kranke laut auf, zog die verwundete Hand nach, brachte sie in unrechte Lage und die Pulsader sprang auf. Der Wundarzt erklärte, Kleist sei gerettet und rühmte scherzend die Macht der Poesie.

Mitten unter unsympathischer Umgebung hatten sich Hirzel und Kleist in Potsdam um so fester aneinander geschlossen. Eine Kette seliger Tage, schreibt Hirzel später, sei ihm an Kleists Seite beschieden gewesen, sein Geist habe in beständiger Wonne geschwebt und das ganze Jahr, welches er in Potsdam verbracht, sei ihm ein glücklicher Tag geworden. Schmerzlich war der Abschied, desto freudiger das Wiedersehen in Zürich. Kleist war inzwischen Hauptmann geworden und ein berühmter Dichter dazu durch seinen 1749 erschienenen „Frühling." Mit Hirzel war er in ununterbrochener Korrespondenz geblieben. Seinem Kleist hatte jener ja z. B. die Fahrt mit Klopstock auf dem Zürchersee in dem bekannten Briefe, wovon wir oben gehört, geschildert. Der „Frühling", der freilich nur als unvollendetes Fragment aufzufassen ist, war mit allgemeinem Jubel begrüßt worden. Bodmer hatte durch Hirzel handschriftliche Proben daraus ungefähr zur nämlichen Zeit, da er die ersten Bruchstücke des Messias gesehen, erhalten und gesungen:

„Schon hab' ich Klopstock gehört den Gott Messias besingen;
Mit Miltons Geist schien Klopstock verwebt.

Auch hab' ich Kleisten gesehn, auf Zephirs duftenden Flügeln
Dem Lenze folgen durch Garten und Feld."

Hirzel selbst, dessen Name von zwei bedeutenden Dichtern verherrlicht worden, hatte den „Frühling" im Jahre 1750 hier in Zürich neu drucken lassen und mit einer Vorrede versehen. Der Dichter auf seinem Gang durch die blühende Gegend hatte Hirzel im „Frühling" mit den Versen apostrophiert:

„Ein Fluß von lieblichem Duft, den Zephir mit säuselnden Schwingen
Von nah gelegener Wiese herbei weht, nöthigt mich zu ihr.
Da will ich, an schwirrendem Rohr in ihrer Blumenschooß ruhend,
Mit starken Zügen ihn einziehn. Komm' zu mir, Liebling Minervens,
Mein treuester Hirzel, durch den jüngsthin der Winter mir grünte,
Von dessen Lippen die Freude zu meinem Busen herabströmt,
Komm', leg' dich zu mir und mach' die Gegend zur himmlischen Wohnung!
Laß uns der Kinder der Flora Gestalt und Liebe bewundern.
Und spotten, mit ihnen geschmückt, des hohen Pöbels im Purpur!
Besing die Schönheit der Tugend, laß deines Mundes Gespräche
Mir süßer als Rosenduft sein!"

Wieland aber war der erste gewesen, der Kleistens „Frühling", der auf Einfluß des Thomson entstanden, einen andern „Frühling" entgegengesetzt. Auch Geßner ahmte den „Frühling" nach in einem gleichnamigen Gedichte, oder in der schönen kleinen Idylle „der Wunsch", in welcher sich die wesentlichen Motive des Vorbilds wiederfinden.

Freudig ergriff Kleist anfangs Juni 1752 die Gelegenheit, die Potsdamer Garnison zu verlassen und u. a. auch nach der Schweiz zu gehen. Sein Geschäft, wozu man ihn aussandte, war die Werbung. Gern hätte er die verdrießliche Mission in Deutschland zu Ende geführt, um frei von den Berufssorgen einen längern Aufenthalt in Zürich nehmen zu können. In der ersten Hälfte Novembers 1752, wenige Wochen nach Wielands Ankunft bei Bodmer in Zürich, langte Ewald von Kleist hier an und wohnte bei Hirzel, der ihn liebenswürdig aufnahm und ihm bei der Werbung an die Hand ging. Kleist bedurfte noch drei handfester Rekruten und wandte sich an Dr. Zellweger in Trogen, ob ihm der einige lange Appenzeller zuführen könnte. — Hirzels Daphne erscheint

ihm die beste unter allen Zürcher Frauen; die Frau Bodmer sei ihr Antipode. Hirzel säumt nicht, den Dichter des „Frühlings" mit dem fröhlichen Kreis der Freunde bekannt zu machen. Es sind dieselben, die wir von Klopstock her kennen. Salomon Geßner tritt hauptsächlich neu hinzu. Kleist rühmt Zürich als eine unvergleichliche Stadt, namentlich wegen der vielen Leute von Genie und Geschmack. Er selbst wolle aber in der Lust nicht zu weit gehen, damit er nicht auch Klopstocks Los erleben müsse. Klopstock sei hier sehr geliebt worden und alle unpedantischen Leute schmälen auf Bodmer und Breitinger; er mische sich aber nicht in die Sache. Wenn der Empfang bei Bodmer trotzdem nicht der gehoffte freundschaftliche war, so hatte das seine Gründe. Einmal war Bodmer bereits mit einem Dichter versorgt, dann war die Freundschaft Kleists zu Hirzel keineswegs nach Bodmers Geschmack, endlich wußte Bodmer, daß sich Kleist über den Noah mit geteilter Bewunderung ausgelassen hatte. Zudem war jetzt die Gefahr sehr groß, daß er seinen kaum angekommenen seraphischen Jüngling verlieren möchte, wenn er den jungen Verführern in die Hände fiele. Immerhin machte der Alte gute Miene, als Dr. Hirzel den Herrn von Kleist ins Haus im Berge brachte. Durch einen glücklichen Zufall wurde der Arzt zu einem Patienten gerufen und Bodmer und Wieland, dessen Name aber geheim gehalten wurde, blieben mit dem Gast bis am Abend allein. Er habe eine sehr reverende Miene, rede sehr sanftmütig, treibe die Gefälligkeit sehr weit, philosophiere ein wenig, rede von Malerei und Musik und sei sehr nüchtern, wußte Bodmer seinem Heß zu berichten. Wieland bestand auch diese Prüfung glänzend, er zeigte kein Verlangen, den Sangeskollegen und dessen Freunde näher kennen zu lernen. „Wir haben" — schreibt Bodmer — „den Gegenbesuch bei dem Doktor gemachet; wir zweifeln kaum, dieser werde uns bei Kleist als finstere Alte abschildern, in welchen Verdacht wir selbst uns gewiß bei ihm nicht gebracht haben." — Das war aber arge Täuschung, denn Kleist war die Zurückhaltung und der Argwohn, womit er empfangen worden, nicht entgangen. Hirzel ließ Bodmern sagen, daß er auf einen bestimmten Abend mit Kleist Breitinger besuche. Dennoch ging weder der Gönner noch sein Schützling hin, um die Herren in ihrer Freiheit nicht zu stören.

An Zellweger schrieb Bodmer am 7. Dezember:

„Es ist gewiß eine besondere Vorsehung, die so zu einer Zeit zween solche Poeten wie Kleist und Wieland sind, in unsere Stadt gebracht hat. Denn wiewohl Kleist nur ein Maler von leblosen Stucken der Natur ist, und kaum etwas mehreres schreiben wird, so ist er doch daneben einer von den solidesten Kunstverständigen, die Deutschland heutzutage hat. Ueberdieß hat er ein gutes Herz, ist ganz Gefälligkeit und kennt die Welt. Er ist mitten unter den petillanten Jünglingen sehr sobre und gesetzt. Diese sagen ihm zwar bei den Klopst. Geschichten nichts von den Excessen, in welche sie selbst ihn gezogen haben; doch geben sie es ihm so ziemlich zu schließen. Ich hoffe doch, er lerne hier von meinem Charakter so viel, daß er den deutschen Freunden Klopstocks ein Wort zu meiner Rettung sagen könne. Das will immer notwendiger werden. Wenn ich allen den Schabernak, den dieser große Poet mir angethan hat und vermuthlich noch anthun wird, habe ausstehen müssen, Wielands Freundschaft zu erkaufen, so halte ich diese noch für wohlfeil erworben. Wenn die Deutschen es verdienen, so kann Wieland ihnen künftig Dienste thun, die Leibnitz ihnen thun würde, wenn er zu unsern Zeiten lebte. Jetzt zeiget er sich nur noch in seiner Morgenröthe. Er sinnet schon jetzt auf ein Gedicht, welches Klopstocken den Gipfel, worauf er sitzt, kann streitig machen. Da dieser keinen gleichen leiden kann, so weiß ich vorher, daß er Wieland in seinem Herzen hassen wird. Die Abhandlung von Noah soll jetzt in die Druckerei kommen.“

Kleist hatte wie gesagt den fast frostigen Empfang durch Bodmer mit Unmut wahrgenommen und spricht in seinen Briefen kurz von ihm: Herr Bodmer sei für seine Jahre noch sehr aufgeweckt, vermutlich werde ihm sein Ruhm, über den er sich so vergnügt zeige, das Leben verlängern.

Auf Wieland, der Bodmers ganze Liebe absorbierte, ist er unverhohlen sehr schlecht zu sprechen. „A propos — schreibt er Gleim — Bodmer will sich gerne mit Klopstock versöhnen; er gesteht von selber, daß ihn der Zorn zu Sachen verleitet, die er bereue. Machen Sie doch, daß diese Versöhnung zu Stande kommt. Sie kommt gewiß zu Stande, wenn nicht ein gewisser Wieland, ein Pinsel, der die Welt reformieren will und noch keinen Bart

hat, es verhindert. Der schmeichelt Bodmern auf die niederträchtigste Art; er schreibt eine Verteidigung des Noah, worin er alle Leute attaquiert, die er vorhin in den Himmel erhoben hatte. Sie, Rammler und Uz u. s. w. werden auch das Ihrige kriegen.[1] Klopstocken aber estimire ich jetzo noch viel mehr als vorher, ich habe seine Unschuld eingesehen. Doch muß ich sagen, daß Bodmer am wenigsten schuld ist, aber er ist von schlechten Theologen aufgebracht worden. Ich habe Klopstocks Porträt in Zürich gekauft, das kein Mensch hat haben wollen." (Auch Kleist wurde hier von Füßli gemalt.)[2]

Kleists Aufenthalt in Zürich sollte ein jähes Ende nehmen. Sein Werbegeschäft wurde ihm anfänglich gestattet, bis er die drei Mann, auf welche er fahndete, beisammen habe, plötzlich aber obrigkeitlich verboten und als er sich dennoch durch eine Falle, die ihm ein holländischer Offizier stellte, auf der That ertappen ließ, mußte er, um nicht arretiert zu werden, gegen Ende Dezember bei Nacht und Nebel aus Zürich flüchten. Er wandte sich nach Schaffhausen, war aber wütend gegen die Zürcher geworden und machte seinem Aerger, der ihn aufs Krankenbett warf, in gröblichen Epigrammen Luft, die zwar nur intimen Briefen an Gleim anvertraut wurden, nun aber mit diesen an den Tag gekommen sind. Hier einige Muster dieser witzlosen Käsepoesie:

Auf Bläsen,
einen erzürnten Schweizer.

Was hab' ich dir gethan? Warum ergrimmst du, liebster Bläse?
Sieh her! (er sieht und wird schon gut) sieh her! Hier hast du Käse?

* *
*

Der Blumist und der Schweizer.

Ein Blumenkenner pries der Blumen Schönheit sehr;
Ein Schweizer hört ihm zu und rühmte sie noch mehr.
Durch sie, sprach ersterer, durch sie fühl' ich mein Leben:
Ich auch, sprach letzterer, weil sie mir Käse geben.

* *
*

[1] Ueber Wielands „Ankündigung einer Dunciade" gegen die Gottschedianer handelt: Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1838 I, 220.

[2] Im Besitze der Familie des † Stadtpräsidenten Römer.

Die schweizerische Nachtigall.

Ein Dichter pries die Königin der Büsche,
Die holde Nachtigall:
„Durch ihr entzückend Tongemische,
Sanft wiederholt vom Widerhall“,
Sprach er, „wird Wald und Feld belebet.“
Ein Schweizer kam dazu und hörete das Lob;
Doch wußt' er nicht, was man erhob.
Er dacht's zu treffen, rief: „Ja, Kinder, glaubt es mir,
Es ist ein unvergleichlich Thier!
Es reißt den Pflug den Berg hinan und schreit, daß Alles bebet!“

* *
*

Wie, Breitinger in Zür'ch, wo nichts als Grobheit gilt
Und wo von Stolz der Geist, der Leib von Käse schwillt,
Und Bodmer auch, den einst die späte Nachwelt preiset?
Ihr Zür'cher, Die sind werth, daß Ihr sie Lands verweiset.

* *
*

Belidor und Görgen aus Zürich.

„Berlin“, sprach Belidor, „ist aller Künste Sitz;
Es ist galant und fein, voll Pracht und voller Witz.“
Mit aufgesperrtem Mund und aufmerksamen Sinnen
Hört' Görgen zu und rief: „Giebt's denn auch Käse drinnen?“

Kleist hat den groben Zürchern nie verziehen, daß er ihnen entlaufen mußte, obwohl er von Schaffhausen aus noch einmal im Februar des nächsten Jahres auf einen kurzen Besuch hieher kam. Bodmer berichtet den Vorgang an Zellweger mit folgenden, vom 18. Januar 1753 datierten Worten:

„Herr von Kleist ist in der That von hier ohne Abschied weggegangen, weil er gefürchtet, man möchte ihn in der ersten Hitze auf das Rathhaus setzen. Ein holländischer Offizier hatte ihm einen ansehnlichen Mann ins Haus geschickt, der sich anstellen mußte, daß er Dienste suchete; Herr von Kleist ward mit ihm einig und gab ihm eine Kapitulation, welche dieser seinem Offizier sogleich zustellete. Er hat seinen Koffer zurückgelassen, der jetzt für ihn Arrest hält. Sie wissen, daß die Werbung ihm mit 24 Stimmen gegen 20 verboten worden. Ich wußte von diesen Händeln

nicht ein Wort, bis er schon ein paar Tage verreiset war. Man hat ihm übel nachgeredet, daß er mit den jungen Leuten, den Anakreonten, so vertrauten Umgang gehabt, und man hätte bald geargwohnt, daß er nicht der Capitaine Kleist, sondern nur einer von dessen Gehülfen wäre. Hätte er, wie ich gleich bei seiner Ankunft gerathen hatte, lieber den Rüden besucht, wo alle Tage assemblée von wackern Offizieren, Edelleuten und andern Leuten von Stand ist, so hätte er gewiß Gönner und Freunde sich erworben, die seine Absichten besser befördert hätten."

Zudem lag Bodmern aber viel daran, daß er vor dem gänzlichen Abschied Kleist noch davon überzeugte, daß er bei dem Streit mit Klopstock im Recht gewesen, damit Kleist in Deutschland Bodmers gute Sache verteidigte und wirklich hat derselbe später eine Art von Vermittlerrolle übernommen. Hierüber äußert sich Bodmer folgendermaßen:

„18. Februar 1753.

Vor 8 Tagen war Herr Hauptmann von Kleist von Schaffhausen anher gekommen, damit er sich zeigete. Man sagt, er habe dem holländischen Offizier ein Cartell geschickt. Er hat hier bei Häuptern der Stadt Besuche abgestattet. Er that mir auch die Ehre, auf 2—3 Stunden zu mir zu kommen. Wir erklärten uns sehr freundschaftlich über unsere Angelegenheiten, er über seine Werbungs-Geschichten, ich über die Klopstockischen. Ich las ihm auch die Stelle aus Klopstocks Briefe, worinn er den Vorschuß Geldes von mir verlanget. Herr von Kleist schien darüber ganz für mich eingenommen, und hatte die Gütigkeit zu sagen, daß ich nicht einmal nöthig hätte, mich durch dergleichen Dokumente zu rechtfertigen. Herr Klopstock wäre ein junger unerfahrener verführter Mensch gewesen. Er absolvirte mich wegen der geforderten Restitution vollständig und meinte, wenngleich meine Donation mit den Duplonen geschehen wäre, so sollte Klopstock so viel Reputation gehabt haben, und nachdem er bei der Association mit Rahn in solche vermeintlich reiche Umstände gekommen, sie restituirt haben."

Das hiesige Staatsarchiv bewahrt über diese Vorkommnisse folgende im Unterschreiber-Manual von 20. Dezember 1752 niedergelegte Notiz:

„Es haben M. Gnäd. Herren aus ein und andern erhebl.

Beweg-Ursachen dem Herrn von Kleist, Haubtmann unter des Prinzen Heinrichs Regiment in Königl. Preußischen Diensten in ehrerbietigst angesuchten Bewilligung, drey Mann hiesiger Lands-Angehöriger freywillig anwerben zu mögen, zuwillfahren Bedenken getragen und für unthunlich angesehen, zugleich aber auch überhaupt die Umstände der Zeiten und Sachen dahin abgeändert und also beschaffen zu seyn befunden, daß es nicht gut und dem Land beschwerlich seyn wurde, wann hinköuftig in hiesiger Botmäßigkeit andere Werbungen als für die standesmäßig capitulirte Dienste gestattet werden thäten, wie sie dann alle andere Werbungen würklich abgekennet und denen Herren Verordneten zu'n Werbungsgeschäften befelchlich aufgetragen haben, auf dise geflissene Handhab sich jederzeit sorgfältigst angelegen sein zu lassen, und wann frömbde Werber in hiesige Lande kommen wurden, selbige sogleich zu constituieren, die hochoberkeitliche hierin fählige Willensmeinung ihnen nachrichtlich anzuzeigen und sie widerum mit Freundlichkeit weg zu weisen zum Fahl sie sich aber allbereith in etwas übersehen und verfehlt haiten, darum je nach Beschaffenheit des Fehlers andern zum Exempel abzustraffen."

Durch die letzten Vorgänge trat auch im Verhältnisse Kleists zu Hirzel eine vorübergehende Erkältung ein, ja er wollte dessen Namen sogar aus dem „Frühling" streichen, besann sich aber eines Bessern und auch die frühere Korrespondenz dauerte zwischen beiden bis zu dem frühen Tod des Dichters fort. Hirzel hat später in Lavaters Physiognomik dem Freund ein überschwengliches Denkmal seiner Pietät gesetzt. Wahrhaft lieb geworden war diesem Salomon Geßner mit seinem unverwüstlichen Humor. Auch hatte er mit diesem und andern Freunden noch eine Zusammenkunft in Bülach. Unserm Salomon Geßner ist auch die schönste Idylle von Kleist, „Irin" gewidmet. — Uebrigens hatte sich sein Zorn bald gelegt. Im April, als er Schaffhausen verließ, schrieb er an Geßner, es sei ihm, da er jetzt in einigen Tagen die Schweiz verlassen müsse, als wenn der Tod und alles Unglück auf ihn warteten. Am 6. April 1752 schied Ewald von Kleist aus der Schweiz. „Als strenggläubiger Bodmerianer" — sagt der treffliche Biograph und Herausgeber Kleists, August Sauer, — „war er ausgezogen, stark zweifelnd an des Meisters Unfehlbarkeit kehrte er zurück. Von

da an gehörte er zu keiner literarischen Partei mehr, sondern war nun reif, der Freund Lessings zu werden.“ Wir aber vergessen dem Dichter seine brieflichen Ausfälle gegen die Schweiz gern, wenn wir uns daran erinnern, welch' einen menschlich rührenden und schönen Ausgang sein Leben genommen. Nach sechs Jahren stand er im rasenden Getümmel der Schlacht von Kunersdorf am 12. August 1759. Eine Kartätsche zerschmetterte ihm das Bein. Kosaken zogen ihn aus und warfen ihn an einen Sumpf. So lag er bis zum Einbruch der Nacht. Die Schlacht war für Friedrich den Großen verloren. Gegen 15,000 Tote und Verwundete deckten das Schlachtfeld. Russische Husaren reichten dem Todwunden einen Mantel und etwas Stroh. Da lag der Dichter des „Frühlings“ die Nacht durch unter furchtbaren Schmerzen. Gegen Morgen mußten die Husaren abziehen und Kleist wurde abermals des Notdürftigsten, das ihm die mitleidigen Soldaten gegeben, beraubt. Erst am andern Morgen wurde er von russischen Offizieren vom Schlachtfeld weggebracht nach Frankfurt an der Oder, wo er nach 11 Tagen seinen Wunden erlag. Schiller hat — wie kürzlich schön nachgewiesen wurde — die Erzählung vom Begräbnis des Max Piccolomini den Schilderungen der Bestattung E. v. Kleists nachgedichtet.[1]

Der junge Wieland arbeitete indessen streng eingezogen in dem Bodmer'schen Hause und seine Produktivität stieg schon jetzt ins Bedenkliche. Alle seine Dichtungen der ersten Zeit tragen den Charakter einer naturwidrigen verschrobenen religiösen Schwärmerei. In Tübingen schrieb er eine Anzahl Lehrgedichte, moralische Briefe, die moralischen Erzählungen und den Antiovid (alle aus dem Jahre 1752). Zu den in Alexandrinern geschriebenen moralischen Briefen veranlaßten ihn die damals vielgelesenen épitres diverses des deutschen Baron von Bar;[2] die in reimlosen Jamben gehaltenen moralischen Erzählungen wurden durch Episoden, die Thomson in seine Jahreszeiten eingeflochten hat, hervorgerufen; der Antiovid, dessen Zweck der Titel schon ankündigt, ist nicht allein gegen den leichtfertigen Römer, sondern eben so sehr gegen Crebillon u. a. gerichtet. Wieland malt sich in all diesen Jugendgedichten idyllische

[1] Boxberger, im Archiv für Litteraturgeschichte IX, 563.

[2] G. L. de Bar, Epîtres diverses sur des sujets différents. 3 volumes.

Unschuldswelten, beklagt das verlorene Paradies und hebt den Kontrast hervor, in welchem die Wirklichkeit mit dem wahren Ideal des Lebens steht. In Zürich verfaßte er nach einem englischen Muster „Die Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" in Hexametern, und unter Bodmers Anleitung entstand bald darauf die Patriarchade „Der geprüfte Abraham." Beide Dichter pflegten, wie Wieland erzählt, an einem Tische zu sitzen und einander um die Wette zu begeistern und es kam nicht selten vor, daß sich die beiden an dem nämlichen Tische Briefe schrieben, die von überquellenden Gefühlsphrasen förmlich strotzen. Manchmal trieb Bodmer ein unwürdiges Spiel mit seinem Schüler. Er gab ihm seine neuesten Epopöen unter dem Namen eines fremden Autors, der ihm (Bodmer) dieselben zur Beurteilung sende, in die Hände, und sog begierig die Lobsprüche ein, die Wieland, der die Sache gemerkt haben mochte, in verschwenderischer Fülle spendete. Wieland beginnt als begeisterter Schüler Bodmers mit über Klopstock hinausgehender Tugend und Gottseligkeit ausgestattet. Er hilft Bodmers Fehden gegen die Gottschedianer ausfechten, preist Bodmers poetisches Genie, denunciert im Sinne Bodmers die Anakreontiker und ihren Anhang als Verführer der Tugend. Alles geht ihm leicht von der Hand, aber er gerät leicht in oberflächliche Plauderei hinein.

Das scheidende Jahr 1753 brachte dem jungen Dichter schweres Herzeleid. Seine Braut war unterdessen Frau von La Roche geworden. Mehr als je suchte er seinen Schmerz durch anhaltende Arbeit zu betäuben und um zugleich seinem Gönner nicht länger beschwerlich fallen zu müssen, sann er auf Wege, sich die völlige Unabhängigkeit und einen dauernden Wirkungskreis in Zürich zu erwerben. Er kündigte in einem gedruckten Zirkular, das erst neulich wieder bekannt geworden ist, den Plan einer Privatschule an. Er sei gesonnen, 4—5 junge Leute anzunehmen, die nicht über 16 Jahre alt sein dürfen und die Elemente in Latein und Französisch hinter sich hätten. Sein erstes Bemühen sei darauf gerichtet, die Naturanlagen, die Temperaments- und Gemütsbeschaffenheit seiner Zöglinge genau zu erforschen, dann dieselben richtig denken und urteilen zu lehren und ihnen das Wichtigste beizubringen, was die Vernunft über Gott, den Menschen und die Welt in den Gesichtskreis der Sterblichen gelegt habe. Er werde

sie in Logik, Metaphysik, Ethik, Politik unterweisen und bei jeder Wahrheit zeigen, daß diese einen praktischen und moralischen Nutzen habe. Ferner werde er seine Elèven von der Notwendigkeit und unendlichen Nutzbarkeit der christlichen Religion und ihrer Harmonie mit der Vernunft zu überzeugen trachten. Außer den gewöhnlichen Lehrstunden, in die er auch die Fächer der Geometrie, Algebra, Geschichte und Aesthetik einschließe, wolle er auf Spaziergängen und in der Konversation ihnen die wichtigsten Entdeckungen, die seit Copernicus und Galiläi gemacht worden, beizubringen suchen. Er verspricht seinen Zöglingen Zärtlichkeit und brüderliche Freundschaft. Auf drei Jahre lang müssen sich diese zu täglich fünf gemeinsamen Lektionsstunden verpflichten. Die Auswahl der Schüler werde die sorgfältigste sein und es komme nun darauf an, ob sich etliche Väter in der Eidgenossenschaft finden, denen dieser Plan einleuchte. In diesem Fall werde er an demjenigen Orte seine Wohnung aufschlagen, wo wenigstens drei derselben beisammen seien.

Bald hatten sich die zu der neuen Privatschule erforderlichen Leute gefunden und im Juni 1754 bezog Wieland das Haus des Hans Georg Grebel, Amtmanns im Konstanzer Hause (d. h. des Bezügers der Gefälle im Zürcher Gebiet für den Bischof von Konstanz), um hier seinen Unterricht bei dem Sohne des Hauses (Rudolf Grebel) und einigen andern jungen Zürcher Patriziern zu beginnen. Welches Aufsehen Wielands Unterricht in Zürich erregte, kann der Erzählung Lavaters entnommen werden. Selbst in den Schulen sprachen die Zürcher Knaben von dem Manne, der so viele Sprachen verstünde, und mit bloßem Blick ein Zimmer ausmessen könne. Freilich nehme er nur vornehme Schüler an und ausgesuchte Köpfe; aber er lehre in einem Tage mehr als andere in Wochen.[1]

Am 24. Juni 1754 verließ Wieland das Bodmer'sche Haus. Der Schmerz einer verratenen Liebe stieß den unreifen Jüngling gewaltsam in die Gefühlsüberschwenglichkeit und jene finster zelotische Lebensanschauung, welche seinen meisten dichterischen Versuchen aus der Zürcher Zeit eigen ist. Alle pietistischen Eindrücke der Jugendzeit regten sich zum letzten Mal in ihm und er suchte sich ihrer

---

[1] G. Geßner, Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung. 3 Bände. Winterthur 1802 und 1803, I, 63.

auf immer zu entledigen. Bodmer macht in seinen Briefen nicht viel Aufhebens von dem Abgang des Dichters. Gewissermaßen blieb ja dieser immer noch in der Familie, da er zunächst seine Wohnung bei dem Schwager seines Gönners Dr. Geßner, an der obern Zäune nahm, während er den Unterricht im Konstanzerhause bei Amtmann Grebel selbst erteilte. „Wieland — berichtet Bodmer Zellweger nach einiger Zeit — macht sich mit seiner Information mehr als nöthig zu thun. An andere Geburten seines Geistes ist eine Zeit lang nicht mehr zu denken. Gegenwärtige Geschäfte sind ihm neu und er hat in seinem Leben noch niemals andere Arbeiten gehabt als solche, die er ohne partikulare Verbindung gern übernommen hat. Indessen hat er jetzo die Lebensart, die er sich allemal gewünscht und oft versichert hat, das sei seine Bestimmung. Er ist mit vieler Bewegung aus meinem Hause ausgezogen und hat allein in einem langen Brief hinterlassen, was er mir zum Abschied zu sagen gehabt hat. Jetzt hat er sein Logis bei meinem Schwager dem Doktor Geßner hinter den obern Zäunen und die Lehrzimmer an der Kirchgaß in dem Konstanzer-Amthaus, zwei Häuser unter Chorherrn Breitingers Haus. Er informirt einen Knaben des Junker Amtmanns Grebel, einen Waser, Herrn Zunftmeister Wasers Sohn und zween Otten, eines reichen Kaufmanns Söhne. Jeder zahlt ihm jährlich 125 fl. Er hat überdies einem jungen Lochmann, Herrn Oberst Lochmanns Neveu, wöchentlich 2—3 Stunden versprochen. — Er hat eine Bekanntschaft mit 3 oder 4 Frauen gemacht, von welchen er viel Rühmens machet. Ich kenne sie persönlich nicht, aber ich weiß doch, daß es wackere Frauen sind. Sein Auszug von mir hat mich ein wenig à seul gesetzet.“

An der Hand der Mitteilungen, welche Wieland in Weimar seinem Freunde Böttiger machte, sowie aus den von seinem spätern Schwiegersohn H. Geßner herausgegebenen Briefen lernen wir den Kreis seiner Zürcher Freundinnen oder wie er selbst halb scherzend, halb spottend sagte, sein zürcherisches Serail kennen. Vorauszuschicken ist noch, daß Wieland um die Jahreswende 1755 sein Logis bei Bodmers Schwager aufgab und um den einen seiner Zöglinge unter besserer Aufsicht zu haben, ganz in das Haus des Amtmanns Grebel übersiedelte.

„Man hielt mich in Zürich — äußert er dem genannten Freunde gegenüber [1] — für einen Genius höherer Art, der nicht zur Sinnlichkeit herabsteigen könne. Ich lebte damals bloß in platonisirenden Morgenträumen. Ich wohnte bei einer Devoten im Hause, die mich durch ihre frömmelnde Sprödigkeit oft in vergötternde Ekstasen, oft in Verzweiflung setzte. Ihr zu Gefallen dichtete ich die Empfindungen des Christen."

Die Deutung dieser Persönlichkeit fällt nicht schwer. Die Devote ist die Frau Amtmann Grebel, die 1713 geborne Verene Meyer von Knonau, eine Schwester des bekannten Fabeldichters Johann Ludwig Meyer von Knonau.[2] Bodmer in der nachfolgenden Briefstelle vom 30. Jänner 1755 schildert sie ebenfalls als eine andächtige.

„Herr Wieland hat den Tisch und das Haus meiner Schwester, der Doktor Geßnerin aufgegeben. Er will sich jetzt zu dem Junker Amtmann Grebel begeben, wo er sonst schon sein Lehrzimmer gehabt hat. Der Sohn dieses Junkers ist einer von Herrn Wielands Elèven. Die Frau hat gesunden Verstand, andächtig, liebreich. Sie halten Wieland für einen halben Engel, der ihnen vom Himmel gesandt worden. Wieland arbeitet nicht viel mehr als Billets für seine Damen."

Die Frau Amtmann Grebel, geb. Verena Meyer von Knonau, ist die Selima in Wielands moralischen Erzählungen. Selim, ein Blinder, wird durch Selima, seine Geliebte geheilt: durch sie erblickt er zum ersten Mal die Welt. Möglich, daß Wieland dem Urbild einen ähnlichen Einfluß auf seine moralische Bildung zuschreibt.

Seine Trauer um die verlorene Jugendgeliebte war nicht so tief gehend, als daß er diesen Schlag, wie er einst geschworen hatte, partout nicht überleben konnte. Sein flatterhaftes Herz öffnete sich bald einer neuen Liebe. Diese fand er bei der von ihm schwärmerisch verehrten Frau Gerichtsschreiber Grebel geb. Lochmann, seit kurzer Zeit Witwe, durch ihren verstorbenen Mann die Cousine des Amtmanns Grebel. Sie hatte — ihr Bruder Oberst Lochmann war im siebenjährigen Kriege gefallen — eine traurige Ehe hinter

[1] Vergl. Raumers historisches Taschenbuch 1839, X. Bd., S. 397 ff.

[2] Vergl. Ludw. Meyer von Knonau, Lebenserinnerungen, 1769—1841. Frauenfeld 1883; S. 25 f.

sich, während welcher sie bloß die Pflegerin eines kränkelnden Gatten gewesen. Sie hatte Wielands Briefe von Verstorbenen gelesen, die so sehr zu ihrer Stimmung einklangen, daß sie sehnlich den Verfasser kennen zu lernen wünschte. Diesen traf sie in dem Hause ihres Verwandten des Konstanzer Amtmanns. Schnell kam es zu einem Einverständnis. „Es wurde verabredet, erzählt Wieland,[1] daß ein junger Lochmann ihr Neffe und präsumtiver Erbe, dessen Erziehung sie leitete, ein Privatissimum bei mir hören sollte über die Philosophie. Der Herr Vetter brachte nur immer ein zugesiegeltes Buch von seiner Tante, und ich schickte ihr eines durch eben diesen Botschafter. Aber in diesen Büchern lagen immer gegenseitige zärtliche Briefe. Indeß blieb es auch bei der innigsten, vertrautesten Verschmelzung unserer sympathetischen Gefühle doch nur bei einem Händekuß. Einmal, als wir im zärtlichsten stillen Genuß unserer himmlischen Empfindungen waren, löste derselbe Gedanke auf einmal unserer Beiden Lippen: «Ach, warum können Sie mir nicht 20 Jahre geben!» sagten wir Beide zu Einer Zeit, denn diese Ungleichheit des Alters war das unübersteiglichste Hinderniß. Hätte ich sie wirklich geheirathet, so wären ich und sie mit Verachtung und Spott beladen worden; wir hätten in Zürich nicht leben können. Man hätte mich für einen elenden Glücksritter gehalten. Nachdem diese platonische Liebe einige Jahre gedauert hatte, bewarb sich einer der ersten Zürcher Herren (ein Sechsundfünfziger), es ist der Statthalter Hirzel, um ihre Hand. Sie machte mich zum Vertrauten dieses Antrags. Es mußte ihr schmeicheln, eine Frau Statthalterin (die nächste nach der Bürgermeisterin) zu werden und ihr ansehnliches Vermögen mit einem eben so ansehnlichen zu verdoppeln. Dies überblickte ich sehr wohl und rieth selbst herzlich zu dieser neuen Verbindung. Meine blatternarbige, unansehnliche Gestalt vertrieb mir auch alle Narcissusgedanken. So endigte diese Liebe."

Auch Bodmer wußte um dieses Verhältnis. Im Juni 1754 schreibt er an Zellweger:

„Jetzt wird Herr Wieland mein Haus in wenig Tagen verlassen. Meine alte Magd, die sich in Wieland verliebt hat, ist wieder in der Stadt und verrichtet ihre Geschäfte. Wie es um

[1] A. a. O. S. 402 ff.

ihren Kopf steht, habe ich keine Nachricht. (Wieland erzählt selbst in dem bekannten Brief an Leonhard Meister vom 28. Dez. 1787, wie die Magd Bodmers um seinetwillen verrückt geworden, ohne daß er je ein Wort zu der armen Person gesprochen habe. Das Lesen seiner Gedichte hätte ihre Imagination so hoch gespannt, bis sie überschnappte. «Sie war schon rasend, als sie mir einst durch ihren nächtlichen Ueberfall so bange machte, daß ich Bodmern, der schon zu Bette lag, um Hülfe rief. Landluft, Aderlassen und ein derber schweizerischer Dorfschulmeister, den sie heiratete, brachten sie wieder zurechte.») Lessings Schriften sind hier. Er ist nicht unser Freund und ein hohler Kopf, wiewohl er starke Funken von Witz zeiget."

Und im August stellt er dem Freund in Trogen seinen Besuch in Aussicht und setzt hinzu: „Auch Wieland wird nicht zurückbleiben, wenn er gleich gewöhnlich die weibliche Gesellschaft, wo er sich satt schwatzet, und von schönen redenden Augen bewundert wird, der unseren vorzieht. Wiewol die Dame, mit der er in solcher Sympathie des Gemüthes stehet, reich ist, eine Wittwe ist, nur 20 Jahre mehr hat als er, so glaube ich doch, daß mehr Eitelkeit, mehr Liebe zu tändeln, mehr Vergnügen an Lob von schönen Lippen dahinter stecke. Das große Uebel wird sein, daß er so die Stunden verplämpert, die er auf würdigere Arbeiten hätte verwenden können. Ueber den bevorstehenden Winter wird sich dieser sonderbare Mensch, der sich selbst jetzt mehr gelassen als da er noch bei mir war, noch vielfältig entdecken." Und am 6. Mai an eben denselben: „Zu Wielanden ist alle Hoffnung verloren. Er kann sich nicht aus dem lächelnden Angesichte seiner Damen entfernen."

Die Frau Gerichtsschreiber Grebel ist das Urbild der Eulalia, Arete, Diotima, Aspasia der Wieland'schen Schriften.

Die Sympathien knüpfen an den Kreis seiner hiesigen Freundinnen an und zeigen seinen finstern Zelotismus in der krassesten Gestalt. Er predigt darin die engherzigste Moral und völlige Verläugnung der sinnlichen Welt, und tadelt Dichter wie Gleim, daß dieser seine poetischen Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in hohen und herzentzückenden Tönen zu singen, im Lobe der Liebe verschwende; er bedauert Petrarca, daß er von seiner Laura mit

einem Entzücken spreche, in welche uns keine menschliche Vortrefflichkeit versetzen sollte, sowie Pindar, daß er seinen erhabenen Geist zur Verherrlichung der heidnischen Götter mißbraucht habe. Hier spricht Wieland jenes unbesonnene Wort, auf das er später mit Reue zurückblickte, aus, daß ein Jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten weltlichen Lied unendlichmal vorziehen solle. Lessing und seine Berliner Freunde hatten die innere Unwahrheit der Wieland'schen Seelenstimmung bald herausgefunden. „Die Wieland'sche Muse — bemerkte Nicolai — ist ein junges Mädchen, das, wie die Bodmer'sche, die Betschwester spielen will und der alten Witwe zu Gefallen sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt . . . und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte."

Eine Prophezeiung, die nach wenig Jahren buchstäblich sich erfüllte.

In der schwungvollen Sprache der Psalmen schrieb er ferner 1755 die Empfindungen eines Christen, die Lessing als Ausschweifungen der Einbildungskraft, bei denen das Herz kalt und leer bleibe, verurteilte. Selbst der fromme Gellert gestand, daß sich sein Herz weigere, Wielands Sprache zu reden, wenn es mit Gott redet. Diese christlich frömmelnden Dichtungen sind mit Recht längst verschollen. Allgemein war man darüber einig, daß diese Richtung nur eine angekünstelte, und darum krankhaft überreizte sei. „Die christliche Religion — heißt es in Lessings Litteratur-Briefen — ist bei Wieland immer das dritte Wort; man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine."

Ebenso fallen in seine Zürcher Zeit Wielands Versuche, sein Talent für den philosophischen Dialog und dialogisierten Roman auszubilden. Nach einer Episode in Xenophons Cyropädie begann er die Geschichte von Araspes und Panthea in der Form eines Gesprächs zu bearbeiten. Endlich ist in Zürich sein Heldengedicht Cyrus entstanden, in welchem er unter dem Bilde des ersten Perserkönigs Cyrus das Ideal eines Helden und Regenten, wie es Wieland und mit ihm alle Welt in Friedrich dem Großen sah, feierte. Fünf Gesänge wurden vollendet und 1759 gedruckt; sie

enthalten die ersten Thaten des Cyrus, die Ueberwindung des Babylonerreichs, blieben aber Bruchstücke.

Die dritte Zürcher Freundin Wielands, die er unter dem Namen Cyane verherrlicht hat, ist Elisabeth Meyer von Knonau, geb. 1735, die älteste Tochter des Fabeldichters, welche sich 1760 mit dem Maler Daniel Düringer vermählte. Einer ihrer Brüder, Hans Kaspar, der Urgroßvater unseres Zürcher Historikers Gerold Meyer v. Knonau, genoß mit seinem Vetter Rudolf Grebel Wielands Unterricht, vermutlich seit der Zeit, da dieser einen seiner Eleven hatte entlassen müssen. Darauf geht eine Briefstelle Bodmers vom 6. März 1755.[1]

Cyane-Elisabeth wohnte damals auf ihrem väterlichen Landsitz Weiningen, wo sich Wieland oft längere Zeit aufhielt und mit dem Junker Gerichtsherr, dem Vater der Freundin, auf die Hasenjagd ging. Wieland tröstete auch die Mutter seiner Cyane auf dem Todbette durch einen Brief, den er der Sterbenden sandte.

Auf Cyane-Elisabeth Meyer geht u. a. die Schilderung des Landfräuleins in den Sympathien: „in welchen Gefilden irrest Du jetzt, von der Morgenröthe umgeben, o Cyane; welche Schatten, welche selbstgewachsene Laube bedeckt Dich? Welche Blume zieht Dein immer heiteres Auge auf ihre sittsame einfärbige Schönheit, als ob sie sich sehnte, an Deinem Busen aufzublühen? Oder hörst Du still lauschend der wirbelnden Lerche zu? Wie zufrieden lächelt Dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeschminkte Seele glänzt. Wie froh wandelst Du in diesen einsamen Gebüschen! Unentweiht von den Sitten der verdorbenen Welt kennest Du kaum die Namen der Verstellung und der schlauen Künste städtischer Buhlerinnen ꝛc."

Sophie La Roche schreibt später zu Knonau, dem Stammsitz der Meyer'schen Familie in ihr Reisetagebuch: „Knonau hatte für mich noch ein Verdienst, die Erinnerung aus Wielands Zeiten; indem ich unter den vielen schönen Briefen, welche er aus der Schweiz hatte, einige von einer Meyer v. Knonau gelesen, welche einen vortrefflich gebildeten muntern Geist und ein gefühlvolles Herz anzeigten."

[1] [Vergl. G. Meyer von Knonau, Aus einer Zürcherischen Familienchronik II, 29 ff. (Neujahrsblatt des Waisenhauses 1876), und Meyer von Knonau und Scherer in Zeitschr. f. deutsches Altertum 20, 355 ff.]

Wieland charakterisiert seine drei oder vier Freundinnen zusammen in einem Brief an Zimmermann 11. Januar 1757.[1] Alle seien sie über 40 Jahre (bei Cyane trifft dies nicht zu), keine davon ist jemals eine Beauté gewesen; die eine davon (Frau Amtmann Grebel) hat Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intimen Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu lassen. Die Zweite (das muß die Frau Gerichtsschreiber Grebel-Lochmann sein), die Eulalia und die Ungenannte in den Sympathien, die Königin meines Herzens, setzt Wieland hinzu, hat eine recht englische Unschuld und Güte des Herzens, alles was man unter dem Wort Schönheit der Seele versteht; mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihre vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllt. Die Dritte, die Cyane in den Sympathien ist auch eine würkliche Person, nach dem Leben geschildert, sie wohnt aber nicht hier (das geht also auf Elisabeth Meyer von Knonau in Weiningen). Noch eine meiner liebsten Freundinnen ist ein satyrischer Kopf, eine halbe Philosophin, ein Denker, ein naseweises, spitzfindiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann. Wieland feiert dieselbe als Melissa und Sacharissa, es ist eine Frl. Schultheß, die nachmals die Schwiegertochter des großen Albrecht von Haller geworden. Sophie La Roche (Tagebuch einer Reise durch die Schweiz) bestätigt diese Annahme: sie sieht 1784 in Bern Frau von Haller geb. Schultheß aus Zürich, welche Wieland als Melissa besungen hätte. Auf vierzehn Tage, erzählt Wieland später, habe er auch eine Jungfer Füßli geliebt, aber bald gefunden, daß das artige Lärvchen kein Gehirn hätte.

„Wissen Sie nun — schließt er — bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That gewissermaßen der Großtürk unter ihnen, gebe ihnen wenig gute Worte und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genies, mich bon gré mal gré zu lieben. Das ist sehr groß gesprochen, nicht wahr?

P. S. Ich kann kein rechtes Kompliment machen und bin ein ziemlich tölpischer Kerl."

Man weiß, welch' große Aenderung in Wieland in der Folgezeit vorgegangen ist, wie plötzlich in ihm die ursprüngliche Natur er-

[1] Ausgewählte Briefe I, 236.

wachte und von platonischer Schwärmerei zum Verführerisch-Sinnlichen umschlug. Man pflegt diese Wendung vom Ueberirdischen zum Weltlichen dem Aufenthalt Wielands in Bern im Kreise der geistvollen Julie Bondeli oder noch mehr seiner spätern Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion auf Warthausen bei Biberach zuzuschreiben. Diese veränderte Richtung in Wielands Schriftstellerei beginnt aber in der That schon in Zürich gegen Ende 1756 mit Araspes und Panthea und man wird nicht irre gehen, wenn man namentlich in dem Verhältnis Wielands zu Frau Grebel-Lochmann den äußern Anlaß dazu sieht. Ebenso war für seine geistige Entwicklung bestimmend sein eifriger brieflicher Verkehr mit dem nachmals berühmt gewordenen J. G. Zimmermann, Stadtarzt in Brugg, der als Philosoph und Naturforscher Wieland auf immer realere Bahnen brachte. Statt des Plato, der Kirchenväter und Asketiker wurden nun moderne englische und französische Schriftsteller, Xenophon und Lucian seine Lieblingsautoren. Zimmermann spottete weidlich der platonischen Ideale des Freundes und wies ihn auf die Beobachtung der Welt und der Menschen hin. Einen fernern Uebergang aus seiner überspannt religiösen Richtung bildet Wielands Trauerspiel Johanna Gray. Der Plan und die Zeichnung der Charaktere sind mangelhaft; Lessing deckte in den Litteratur-Briefen auf, daß Wielands Dichtung größtenteils einem gleichnamigen englischen Stück entlehnt sei und wies zugleich die fehlerhafte Anlage, die willkürliche Benutzung der Geschichte nach; bemerkte aber immerhin, es sei erfreulich, daß Herr Wieland seine ätherischen Sphären verlassen habe und wieder unter Menschen wandle. Doch klebe ihm noch allerhand an, was nach den Flügeln der Morgenröthe aussehe. Seine Personen seien fast lauter liebe fromme Leute; die Johanna Gray ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffolk eine liebe, fromme Mutter, der Herzog ein lieber, frommer Vater; Lord Guilford ein lieber, frommer Gemahl, die Sidney eine liebe, fromme — er wisse selbst nicht was. Wenn Wieland erst eine Zeit lang auf der Erde werde gewandelt sein, so werde er die Menschen besser beobachten lernen und dann treffliche Sachen schreiben.

Damals befand sich eben die berühmte Ackermann'sche Schauspielertruppe, die der Krieg aus Deutschland verscheuchte, in der

Schweiz und zwar eben in Winterthur. Dort wurde die Johanna Gray von Wieland am 20. Juli 1758 in Gegenwart des Verfassers zum ersten Mal aufgeführt. Frau Ackermann, die Darstellerin der Titelrolle, riß zu allgemeiner Bewunderung hin und der Autor war über die Maßen von ihrem Spiel entzückt. Auch in Schaffhausen führte die nämliche Gesellschaft das Stück auf.[1]

Eine beachtenswerte pädagogische Schrift aus Wielands letzter Zeit in Zürich ist sein „Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ (1758, nicht zu verwechseln mit seinem frühern Plan einer Privatschule).[2] Wieland tritt als Vorläufer jener in unserer Zeit allzusehr betonten Ansicht auf, welche sich gegen die ausschließliche humanistische Bildung erklärt, indem er dieser den Vorwurf macht, daß sie das Gedächtnis überlade, die Jugend nur wortgelehrt mache, darüber aber vergesse, dieser die Freiheit des Geistes und Selbständigkeit des Charakters beizubringen. Wieland regt den Gedanken der Gründung eines schweizerisch-politischen Seminars an, worin die Jünglinge namentlich im Reden und Schreiben geübt werden sollten. Lessing bekämpfte diese Schrift.[3] — Auch sonst finden sich jetzt noch Spuren von Wielands pädagogischer Thätigkeit in Zürich, die mit dazu beigetragen haben mag, daß er später als Prinzenerzieher an den Weimarischen Hof gezogen wurde; so existiert in Privatbesitz ein Heft, welches den von Wieland erteilten Religionsunterricht enthält.

Ungefähr nach Jahresfrist ging die Aufgabe, welche Wieland beim Eintritt ins Grebel'sche Haus übernommen hatte, zu Ende und es handelte sich um Gründung einer neuen Existenz. „Ich habe in Gedanken, Zürich künftigen Frühling oder Sommer zu verlassen — schreibt er Ende 1758 an Zimmermann[4] — und

---

[1] [Vergl. Wolfgang Dietrich Sulzers Brief an Wieland. August 1758; bei Geilfus, Winterthurer Programm 1866.]

[2] Die letztere nicht in der Hempelausgabe. Dieser „Plan einer Privatschule“ steht in dem Werk: Die neuesten Sammlungen vermischter Schriften. III. Bd., 1754, S. 135 ff. (Zürich, J. K. Ziegler) und ist neu abgedruckt von L. Hirzel in Schnorrs Archiv 11, 378 ff.

[3] [Dieser Zeit gehört ferner an: Geschichte der Gelehrtheit von C. M. Wieland seinen Schülern diktiert. Hg. von Ludwig Hirzel. Frauenfeld 1891. Vergl. das Vorwort dazu.]

[4] Ausgewählte Briefe I, 322.

mich einige Zeit bei meinen Eltern in Biberach aufzuhalten. Was dann aus mir werden soll, weiß der Himmel. Ich bin frei von Engagements. Ich würde wünschen, in der Schweiz leben und sterben zu können, wenn ich unmögliche Dinge wünschen möchte. Ich verlasse Zürich mit Schmerzen, aber die Umstände erlauben mir nicht länger, da zu sein." Durch Zimmermanns Vermittlung gelangte aber die Einladung an ihn, eine neue Hauslehrerstelle bei dem Landvogt Sinner in Bern zu übernehmen. Er griff zu und traf am 13. Juni 1759 in seinem neuen Wirkungskreis Bern ein[1] und hier, im Umgang mit der schon genannten Julie Bondeli, der Freundin Jean Jaques Rousseaus, sagte er sich völlig von seiner frömmelnden Richtung los, freilich nur, um vorderhand gegen ein Extrem ein anderes einzutauschen.

Von jetzt an spielt er für eine Zeit den leichtfertigen Roué in der deutschen Litteratur und will sich für all den Zwang, den er Jahre lang getragen, schadlos halten. Mit der Berner Freundin gedachte sich Wieland fürs Leben zu verbinden, als er schon im Mai des nächsten siebzehnhundertsechzigsten Jahres Bern verließ, um als inzwischen gewählter Ratsherr der freien Stadt Biberach nach fast achtjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückzukehren. Aber auch Julie Bondeli wurde nicht die Seine, der flatterhafte Poet fühlte sich zu der jüngern Schwester seiner ersten Braut Sophie von La Roche hingezogen, erhielt aber den wohlverdienten Korb und endete seinen unbeständigen Liebesfrühling durch eine hausbackene, aber glückliche Ehe mit der Augsburger Kaufmannstochter Dorothea Hillenbrandt.

Bodmer aber erlebte an seinem neuen Klopstock — wie er

---

[1] Nach Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen I, 240, gab Wieland in Bern auch zwei Sprößlingen der Familie Thormann Lehrstunden in der Philosophie und „empfand dabei ein inniges Vergnügen, ihnen ihre Abstammung von Thor und Man recht eindringlich zu machen."

Schon im September 1759 gab Wieland im Einverständnis mit seinen Berner Freunden, dem Prof. Stapfer, Ratsherrn Fellenberg, Tscharner und Bonstetten die Hauslehrerstelle auf, da es ihm nicht zusagte, „alle Tage vier Stunden die Elemente der Grammatik zu traktieren." Dafür hielt er jungen Leuten Vorlesungen über Philosophie. Damals dachte er sogar daran, sich bleibend auf Berner Gebiet niederzulassen und in dem Städtchen Zofingen eine Buchhandlung und Buchdruckerei zu gründen.

Wieland einst genannt — eine Täuschung, die der frühern nicht viel nachstand. „Wielands Muse ist eine Metze geworden" — rief er aus, als ihm die ersten so ganz veränderten Dichtungen seines Schülers in die Hand kamen. „Der Morgenstern Luzifer ist nicht tiefer gefallen."

Schon in den letzten Zürcher Jahren hatte die allmählige Entfremdung zwischen Bodmer und Wieland stattgefunden und als Zimmermann einmal im Scherze diesen einen Bodmerianer nannte, und sich über dessen Selbständigkeit zweifelnd ausdrückte, legte Wieland sein Verhältnis zu Bodmer ehrlich klar: „Wir wollen künftig nicht mehr von Herrn Bodmer sprechen. Er hat Verdienste, Tugenden, er ist mein Wohlthäter gewesen. Diese Rücksichten müssen alles Andere überwiegen. Wir wollen dem guten Greise vergeben, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter sein will und seinen Absichten, seinem Charakter, seinem wirklichen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich befinde mich hinsichtlich seiner in einer sehr delikaten Lage, und wenn mir die gemessenste Klugheit nicht zu Hülfe kommt, so sehe ich wohl, daß die Redlichkeit und Güte meines Herzens mir bei ihm nichts helfen werden. Er ist ein gar sonderbarer Mann! Ich werde mich nach und nach so zeigen, wie ich bin; der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer wird zu dem werden, was aus allen Phantomen wird."

Lange nach Bodmers Tod erzählt Wieland von dem diktatorischen Stolze desselben und wie dieser fortgefahren, ihn ab und zu in ästhethischen Dingen aufs Glatteis zu führen.[1] So habe er ihm einmal eine eben angekommene Ode von Rammler vorgelegt, gegen den Bodmer wie gegen Lessing, den er ja gelegentlich einen hohlen Kopf nennt, sehr eingenommen war. Bodmer sagte, diese Ode sei der neueste Bombasterguß von Gottsched. Wieland las und mit jeder Strophe wuchs sein Erstaunen, daß Gottsched so etwas gedichtet habe, während Bodmer hämisch auf Wielands Urteil lauerte. Dieser bekannte, die Ode sei trefflich und habe sie Gottsched gedichtet, so müsse er neu geboren sein. Endlich mußte Bodmer die Wahrheit gestehen und Wieland entfernte sich ärgerlich.

In Bodmers Briefen finden sich keine Spuren, daß ihn der

---

[1] Vergl. Raumers Taschenbuch X, 415.

Abgang Wielands aus Zürich sonderlich beschäftigt hätte. Er ließ ihn ziehen und betrauerte in ihm einen zweiten Abtrünnigen. Selbst als Wielands unvergängliches Gedicht Oberon erschien, konnte Bodmer das Spotten nicht lassen. Er schrieb ein Gedicht Wieland-Oberon, in welchem er jenen also reden läßt:[1]

„Kaum daß ein sanftes Gauchhaar durch meine Wangen hervorstach,
Da ich aus einer Schüssel mit Bodmer aß und des Weins trank,
Der ihm in seinem Berg und nicht zu Langon gewachsen,
Sah ich Gesichte Gottes, wie sie Ezechiel sahe;
Zwischen der Sonn' und dem Mond auf eines ätherischen Geistes
Purpurflügeln emporgetragen, vernahm ich Posaunen,
Stimmen göttlicher Donner und rasselnde Kriegeswagen.
Sehet, es breitet' Einer, des hohen Eloa Vertrauter
Ueber mich aus die begeisternden Schwingen und gab mir die Harfe,
Die mit mächtigen Tönen das Herz der Menschen erschüttert.

— — — — — — — — — —

Doch das waren Gesichter, die fliehend um meine Stirne
Kamen, und fliehend verschwanden, sie waren der Schwindel des Jünglings.
Aber jetzt, da ein Wald von Bart mir die Wangen bedecket,
Da ich aus meiner Schüssel eß' und Mersebier trinke,
Sattelt den Hippogrifen mir nun die leichte Romanze,
Lieblicher spielt um meinen irdischen Busen der Wahnsinn;
Eine holdere Mus' umschlingt mit dem magischen Bande
Meine Stirn und nun sing' ich den christlichen Ritter, der höflich
Um die Handvoll Haare den Kalif in Babylon bittet,
Aus dem Barte gerauft und um vier Zähne noch bittet u. s. f."

Ein paar Male schrieben sich die Beiden noch gegenseitig, ohne daß Bodmer den frühern herzlichen Ton wiederfand. Wieland dagegen verehrte in Bodmer lebenslang seinen Wohlthäter. Im Dezember 1779 schreibt er an Hirzel: „Sie sehen doch wohl noch zuweilen den vortrefflichen Greis, dessen Erdenleben in einer so schönen Abenddämmerung unvermerkt verdämmert. Bringen Sie ihm doch meinen herzlichsten Gruß mit einem heiligen Kuß auf seine alte väterliche Hand. Sagen Sie ihm, daß ich Vater von sieben Kindern sei, mitten unter welchen ich kaum gewahr werde, wie nahe ich schon dem Mittelpunkte des Lebens bin, und auf die

[1] Bodmers Apollinarien, S. 67.

ich die dankvolle Liebe fortpflanze, womit mein Herz, so lange es schlägt, für meinen Vater Bodmer erfüllt bleiben wird."[1]

Wieland hat später in seinem berühmtesten Roman, in den Abderiten, gewisse kleinstädtische Vorkommnisse, wie er solche nicht bloß in seinem Nest Biberach, sondern auch in Zürich kennen gelernt, als dichterische Motive verwendet. Unter andern Stadtstreichen erzählt er bekanntlich von den Abderiten, wie sie einst einen athenischen Bildhauer hätten kommen lassen, damit er für den neuen Brunnen auf dem Marktplatze eine Gruppe von Statuen verfertigte. Seepferde und Delphine, welche aus ihren Nasen Wasser hervorspritzen sollten, zogen den Wagen des Meergotts. Wie nun alles fertig gewesen, habe es sich gezeigt, daß kein Wasser da war, kaum genug, die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten, und als man das Werk spielen ließ, habe es nicht anders ausgesehen, als ob alle diese Seepferde und Delphine den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen die Abderiten die ganze Gruppe in einen Tempel bringen, und so oft man sie einem Fremden vorwies, habe der Küster sehr lebhaft im Namen der Stadt Abdera bedauert, daß ein herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse. — Hiebei schwebte dem Dichter vielleicht eine hiesige Begebenheit vor. Während seiner Anwesenheit in Zürich habe man auf dem Münsterhof einen schönen Brunnen, auf welchem ein Triton gestanden, errichtet. Als aber das Kunstwerk aufgestellt war, habe sich gezeigt, daß das nötige Wasser fehlte. Der Brunnen sei deshalb bald außer Gebrauch gekommen und sein trockenes Bassin habe der Jugend zum Spielplatz gedient. Erst in unserm Jahrhundert soll derselbe beseitigt worden sein, die Statuen habe man im Stadthause untergebracht, bis sich ein auswärtiger Kunstliebhaber für dieselben gefunden. — Die nämliche Brunnengeschichte wird übrigens auch von Nürnberg erzählt.[2]

Und als Wieland 1796 nach Zürich auf Besuch kam, hörte er täglich so viel Abderitenstreiche des hiesigen Rates, daß es ihm

[1] Ausgewählte Briefe III, 307. — Einen Besuch bei Wieland in Weimar 1789 erzählt Ludwig Meyer v. Knonau in seinen Lebenserinnerungen 1769—1841. Frauenfeld 1883. S. 49.

[2] Böttiger, Litterar. Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838, I, 240: „Wieland las mir den Anfang der Revolution zu Syrakus unter dem Dion vor (Aristipp?). Ueberall dachte er dabei an Bern und Zürich."

dabei weh ums Herz wurde, „weil so viel elende zusammengeschrumpfte, liliputische Menschen in dieser herrlichen Natur zusammenbrüten", — und er seinem Unmut in Gesprächen freien Lauf ließ. Da kam eines schönen Morgens ein Ratsherr (Hirzel) ganz ängstlich zu ihm und bat ihn, behutsamer in seinen Reden zu sein, weil die Zürcher gar wunderliche Menschen seien und früher wohl einem den Kopf vor die Füße gelegt hätten. So sehr Wieland darüber lachen mußte, so sehr verdroß es ihn innerlich und erklärte denselben Abend in einer großen Gesellschaft, daß es doch wohl möglich wäre, daß er noch einen dritten Teil der Abderiten schreiben werde. Zur Ausführung dieses Planes kam es nun freilich nicht.

„Ein einziges Mal thauete Jugendfreundschaft sein Herz ganz auf, als ihn der 84jährige Schultheß, der Uebersetzer des Arrian, mit welchem er einst bei Bodmer oft zusammen gewesen, vom Lande, wo er Prediger ist, zu besuchen kam. Als er ihn eine Strecke weit beim Abschied begleitet hatte, fielen sie beide einander beim letzten Lebewohl in die Arme und mischten ihre Thränen. Am liebsten war er außerdem mit Hottinger, einem edlen Mann, der aber sehr unglücklich in seinem Hause durch eine zänkische und herrschsüchtige Frau ist."[1]

In seinem hohen Alter pflegte er gerne Anekdoten aus seinem Zürcher Aufenthalt zu erzählen, so die, daß er hier zu Lande einst beinahe lebendig gebrüht worden sei. Er sei in den Bädern zu Baden gesessen, in ein interessantes Buch vertieft und habe den Hahnen, der das heiße Wasser lieferte, geöffnet und dann eifrig weiter gelesen. Zum Glück kam ein Badeknecht, der nicht den Finger in das siedende Bad zu halten vermochte. Wieland erzählt, wie er mit genauer Not gerettet worden. Dieses Bad habe ihm sein ganzes Nervensystem zerstört. „Hätte ich diesen Streich nicht gemacht, ich müßte 120 Jahre alt werden, so eine feste Konstitution ist in mir." Auf die respektable achtzig hat er es immerhin gebracht.[2]

[1] Böttiger I, 194.

[2] Böttiger, Litterar. Zustände und Zeitgenossen I, 158 erzählt: „Wieland fühlt sich immer verjüngt, wenn er von seinen Jugendwanderungen in der Schweiz, besonders im Appenzellerlande, spricht. Einmal befand er sich mitten unter solchen eingefleischten Appenzellern. Da gab ihm einer das Rätsel auf: wer war der Vater der Kinder Zebedäi? Wieland zerbrach sich vergeblich den Kopf über die Auflösung und bereitete dem Frager einen seligen Geistestriumph."

Wie einst Klopstock ist auch Wieland in verwandtschaftliche Beziehungen zu unserer Stadt getreten.

Von seinen Zürcher Freunden war ihm einer der liebsten unser Idyllendichter Salomon Geßner gewesen. Es war eine schöne Fügung, daß ein Sohn desselben, Heinrich Geßner, Wielands Schwiegersohn werden sollte. Wieland schreibt über diese Verbindung seiner Tochter Charlotte mit dem jungen Zürcher an Frau Judith Geßner im Frühling 1795:[1] „Ich habe Augenblicke, wo mir nichts in der Welt natürlicher vorkommt als die Verbindung, die durch Ihren Sohn und meine Tochter zwischen uns gestiftet werden soll; und doch gibt es hinwieder Augenblicke, wo mir die ganze Sache wie ein lieblicher Dichtertraum vorkommt. O mein Salomon Geßner (dieser war schon 1788 gestorben), Freund meiner Jugend, Du, mit dem ich so manchen goldenen Tag, so viele selige Stunden verlebte! Wenig dachten wir damahls daran, daß Du einst einen Sohn, ich eine Tochter haben würde, in welchen unsre Freundschaft wieder neu aufblühen sollte.“[2] Heinrich Geßner, Buchdrucker und Buchhändler, hatte auf seinen Reisen zu Anfang der Neunzigerjahre in Wielands Hause zu Weimar eingekehrt und dort Charlotte kennen gelernt.[3] Diese begab sich im folgenden Jahr 1793 mit der Familie Baggesen über Zürich nach Bern, wo sie zur Erlernung der französischen Sprache fast ein Jahr lang bei einer Tochter des großen Haller, bei der Frau Landvogt Haller von Schenkenberg und auf Schloß Chatelard am Genfersee beim Baron Bondeli zubrachte. Auf der Heimreise blieb Charlotte Wieland einige Monate in Zürich, und hier sah sie Heinrich Geßner wieder. Der überspannte Jens Baggesen spielte in Weimar den Freiersmann für den Zürcher Freund, den er sogleich, nachdem dieser das Jawort erhalten, zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Paris überredete, wo die Revolution in ihren letzten Zuckungen lag. Im Juni 1795 traf Heinrich Geßner in Weimar ein. Am 18. segnete Herder zu Belvedere das Paar ein

[1] Wielands Ausgewählte Briefe IV, 40 ff.

[2] Vergl. auch Böttiger, Litterar. Zustände und Zeitgenossen I, 156.

[3] Ausführlich schreibt über die Verlobung Wieland an seinen Schwiegersohn Reinhold am 20. März 1795. Rob. Keil, Wieland und Reinhold. Leipzig 1885, S. 204 ff.

und Geßner führte seine junge Frau nach Zürich in sein väterliches Haus „zum Schwanen.“ Dahin war von nun an Wielands ganzes Denken gerichtet. Wie er überhaupt der brävste und treueste Hausvater war, hing er vor allen an den Kindern in Zürich. Dem Verlag seines Schwiegersohnes wandte er seine geistige und materielle Unterstützung zu: nicht nur ließ er die neue gelehrte Monatsschrift, „das attische Museum“, in Zürich erscheinen, sondern er vermittelte dem jungen Geßner zahlreiche Bücherbestellungen für den Weimarer Hof, ferner neue Verlagsartikel (Johannes von Müllers Werke), so trug er ihm u. a. auch Schlegels Shakespeare-Uebersetzung an.[1] Ein ganzes Jahr lang macht er Reiseprojekte dorthin; was von hier kommt, ist ihm wert, sogar einmal ein vortrefflicher grüner Käse vulgo Schabzieger genannt, der in Weimar großes Gaudium verursachte. Im Mai 1796 erfolgte Wielands Abreise nach Zürich. Die Herzogin Mutter stellte ihm einen bequemen Reisewagen zur Verfügung. Seine gute Frau und zwei jüngere Kinder begleiteten ihn. Ueberall auf der Reise brachte man dem gefeierten Dichter des „Oberon“ Zeichen der Verehrung entgegen. In Zürich mietete Wieland das Frey’sche Landgut in der Enge auf einige Monate. Die hier genossenen Wonnetage wurden nur durch die unruhigen kriegerischen Zeitläufte der Revolution gestört. Von den einstigen Freundinnen traf er noch Frau Statthalter Hirzel, vor 40 Jahren als Frau Witwe Grebel-Lochmann eine der Flammen Wielands. Sie stand in ihren fünfundachtzigsten Jahre und erschien ihm noch als eine stattliche Matrone. Das Wiedersehen aber war eiskalt und er ging nicht wieder hin, erkundigte sich aber 1801 noch nach der „alten Freundin.“[2] „Alle Morgen, wenn ich aufstehe und an’s Fenster trete — schreibt Wieland nach seiner Rückkehr in Weimar[3] — sehe ich mich nach dem schönen Nußbaum um, an dessen prächtigem Wuchs ich so oft meine Lust sah, und wundere mich, wo die zierlichen Statuen hingekommen sind und was für ein leidiger Zauberer den Hütli-

[1] Schnorrs Archiv III, 152 ff. Böttiger stellte die Anfrage, erhielt aber abschlägigen Bescheid.

[2] Böttiger, Litterar. Zustände und Zeitgenossen I, 193. Weiteres über den Zürcher Aufenthalt a. a. O. I, 225.

[3] Ausgewählte Briefe IV, 116. Vergl. auch den Brief an Böttiger a. a. O. I, 153 ff. u. 159 ff.

berg, das Sihlhölzchen und die ganze weite, große, die Brust so behaglich ausdehnende Aussicht, die ich immer vor mir hatte, aus meinen Augen weggezaubert hat, um mich in eine leidige Klause zu versetzen, wo ein dreyßig Fuß hoher Pferdstall mit einem Waschhaus auf der einen und einem s. v. Schweinskoben auf der andern Seite meine ganze Aussicht und Natur ausmacht." [1] — Der Landaufenthalt in Zürich war ihm so reizend vorgekommen, daß er von da an nicht mehr in der Stadt wohnen mochte, sondern nach wenig Monaten das Gut Osmannstädt bei Weimar ankaufte, [2]

„— in stillem Müßiggang
Und ungestörten Schlaf ein liebliches Vergessen
Der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen."

Oft wünschte er seine alten und neuen Zürcher Freunde in sein Tusculum (unter den letztern Hottinger, mit dem er die Zeitschrift „Neues attisches Museum" herausgab, und Pestalozzi), um hier eine kleine Republik von guten und glücklichen Menschen zu bilden.

---

[1] Wieland hatte sich — nach Böttigers Erzählung, a. a. O. I, 194 — außerordentlich darauf gefreut, wieder in das Haus zu kommen, wo er bei Vater Bodmer zwei Jahre gewohnt hatte; die Stube, der Tisch war ihm noch gegenwärtig, wo er mit Bodmer zugleich geschrieben und gelesen hatte. Da erfuhr er aber, daß der Junker Meyer von Knonau, ein Sohn des Fabeldichters, dies Haus gekauft und alles umgekehrt hatte, und verlor alle Lust, dies „Grab seiner Jugendphantasien" wieder zu besuchen.

[2] Wieland an seinen Schwiegersohn Reinhold (Gatte von Wielands Tochter Sophie), Weimar 27. März 1797:

„Bei meinem dreimonatlichen Aufenthalt auf der Villa der Mme. Frey in Zürich, wo mir das Landleben, die gute freie Luft und die viele Bewegung so ausnehmend wohl bekam, wurde das Verlangen (nach einem kleinen Horazischen Sabinum) so lebendig und die Weisheit selbst schien ihm so nachdrücklich das Wort zu reden, daß ich von dieser Zeit an beschloß, Ernst aus der Sache zu machen" rc. (R. Keil, Wieland und Reinhold, S. 233.)

An Sophie Reinhold hatte er im November 1796 geschrieben, daß er mit seinem Aufenthalt in Zürich sehr glücklich gewesen sei, indessen sei ihnen die Freude und der Genuß nicht aus Oberons Becher, sondern nur aus den Nußschalen, woraus Shakespeares Fairies trinken, zugeflossen. „Die Witterung war so unbeständig, daß wir nie vier schöne Tage hinter einander hatten, und ich daher nie dazu kommen konnte, ein paar projektierte Exkursionen in das Innere der Schweiz, z. B. eine Reise auf den Vierwaldstättersee und nach Luzern zu machen." Dazu der Kriegslärm. A. a. O., 226.

Wieland bezeigte namentlich während den Stürmen der Revolution großes Interesse für die politischen Schicksale unseres Landes.[1] 1798 erließ die helvetische Regierung ein Gesetz, wonach Fremde, die sich um die Republik Verdienste erworben, zu helvetischen Bürgern ernannt werden konnten.[2] Drei deutschen Männern wurde diese Ehre zu teil, darunter auf den Antrag des Solothurners Urs Josef Lüthi nach dem Dekret vom 11. Mai 1801 auch dem

[1] Vergl. Grenzboten 1870, II, 260. Brief Wielands von 1802 an seinen Sohn Ludwig in Bern.

[2] Vergl. L. Hirzel in Schnorrs Archiv III, 131 ff. u. VI, 92 ff. Dieses helvetische Bürgerrecht wurde 1800 dem Professor der Mathematik an der Berner Akademie Joh. Georg Tralles aus Hamburg geschenkt und 1801 dem Dr. J. G. Ebel, dem Verfasser des Buches über die Gebirgsvölker der Schweiz. Lüthi hielt am 14. März im gesetzgebenden Rat der helvet. Republik eine Rede, in der u. a. folgendes vorkommt:

„Kennen Sie nicht einen Greisen, der in Bodmers patriarchalischer Hütte an den Ufern der Limmat die Morgenröthe von Deutschlands Litteratur aufgehen sah, der in Helvetiens Gefilden die Classiker von Rom und Griechenland verstehen lernte und sich würdig machte, selbst ein Classiker zu werden? &c. Dieser Greis, der Ruhm des abgeschiedenen Jahrhunderts, auf Deutschlands Parnaß der Triumvire einer, schon lange die Geisel der Archonten und Zunftmeister und des lustigen Gesindels kleiner Duodezkantönchen und naselanger Hauptstädtchen und all der Treibereien und Plackereien, Herz- und Geistlosigkeiten abderitischen Andenkens und eben dadurch lange schon der überzeugende Prediger helvetischer National- und Regierungseinheit u. s. w. An den würdigen Sohn seines Freundes, der den ersten Schiffer und den ersten Menschen besang, der seinen Staub der Erde wiedergab, vermählte er das köstlichste Kleinod seines Herzens, die geliebteste seiner Töchter. In unsern freundschaftlichen Cirkeln lernten wir schon eine geraume Zeit einen seiner hoffnungsvollen Söhne kennen, achten und lieben, als einen Jüngling, der mit ächten Republikanern gienge bis in den Tod." (Die ganze Rede ist in Usteris neuem schweizer. Republikaner vom 8. April 1801 [18. Germinal, IX] abgedruckt.) Lüthis Antrag wurde noch verschoben wegen allgemeiner Unsicherheit über den Fortbestand der Helvetik. Wieland empfindlich darüber, daß die Motion nicht sogleich angenommen worden war, riet seinem Schwiegersohn Geßner am 20. April 1801, man solle es bei der Vertagung der Motion bewenden lassen, dagegen würde er die Erteilung des helvet. Bürgerrechts an seinen Sohn Ludwig dankbar annehmen. Immerhin wurde durch Dekret vom 11. Mai 1801 der Antrag zum Beschluß erhoben und publiziert, aber Wieland kam nicht in Besitz des Dekretes, obschon von Seite des Vollziehungsrats wiederholt, noch 1803, reklamiert wurde, wohl deswegen, weil man Bedenken trug, an ihn ein Dokument gelangen zu lassen, das jeden Moment gegenstandlos ja lächerlich werden konnte.

Hofrat Chr. M. Wieland, der die Ehre zwar mit Dank ablehnte, aber gewünscht hätte, daß sie seinem Sohn Ludwig widerfahren wäre.

Seine treffliche Tochter in Zürich erlebte noch wechselvolle Schicksale. Heinrich Geßner war kein praktischer Geschäftsmann, er verließ 1798 unkluger Weise die väterliche Firma Orell, Geßner Füßli und Komp., welcher zwar seine energische Mutter Judith, geb. Heidegger, noch Jahre lang angehörte, etablierte sich selbständig und schloß sich den Männern der Helvetik an. Er wurde helvetischer Nationalbuchdrucker und wanderte mit seiner Offizin nach Aarau, wo er an Heinrich Zschokke einen Freund und Gönner fand, nach Luzern und 1799 nach Bern. Hier langte im nächsten Jahre auch der unruhige älteste Sohn Wielands, Ludwig, an, welcher einen Posten bei der helvetischen Regierung inne hatte. Zu Geßner, Zschokke und L. Wieland gesellte sich endlich noch Heinrich von Kleist, dessen Verleger Geßner wurde. Bald aber brach der Ruin über die helvetische Nationalbuchdruckerei herein, und nur mit Hülfe des Schwagers, des spätern Appenzeller Landammanns J. C. Zellweger, konnte der drohende Konkurs durch einen Vergleich mit den Gläubigern vermieden werden. Heinrich Geßner mußte nach Zürich zurückkehren, während Frau Charlotte mit den Kindern bis 1804 in Burgdorf lebte, wo der älteste Sohn Pestalozzis Institut besuchte. In Zürich nahm Geßner, von dem Familien-Kuratorium scharf überwacht, die Buchhandlung wieder auf, von Vater Wieland unablässig auch materiell unterstützt. 1809 fand ein neues Akkommodement statt. Heinrich Geßner aber erkrankte und siechte Jahre lang dahin, bis ihn am 19. Dezember 1813 der Tod erlöste. Elf Monate hatte er seinen Schwiegervater Wieland überlebt. Heinrich Geßners letzte Zeit war mit der Sammlung der Wieland'schen Briefe ausgefüllt.

Die „Zürcher Zeitung" vom 28. Dezember 1813 meldete seinen Tod mit folgenden Worten:

„Am 19. dies starb zu Zürich 45 Jahre alt der Buchhändler Heinrich Geßner, Sohn und Eydam zweyer unsterblicher Dichter deutscher Zunge (Geßners und Wielands) nach jahrelangen körperlichen Leiden, die er bis an seinen letzten Hauch wie ein christlicher Weiser bestand. Sein langes Krankenlager benutzte er zu unermüdeter Anbauung seines von früher Jugend hauptsächlich durch klassische Literatur

gebildeten Geistes. Zu seinen eigenen gelehrten Arbeiten gehören vornehmlich die deutsche Uebersetzung von Sismondi's Geschichte der Italienischen Freystaaten, ein Werk voll ächten republikanischen Sinnes, der dem seinigen ganz besonders zusagte; und hiernächst die beynahe vollendete Redaktion des Wielandischen Briefwechsels, deren Abdruck im Lauf des nächstkünftigen Jahres beginnen wird."

Seine mutige Witwe leitete das Geßner'sche Geschäft weiter und trieb als Nebenverdienst einen kleinen Handel mit Appenzeller Spitzen. Am 26. Dezember 1816 ist sie gestorben.

V.

Goethe in Zürich.

„Daß der alte Bodmer, der einen großen Teil des zurückgelegten achtzehnten Jahrhunderts durch gedichtet hat, ohne Dichter zu sein, über eine Erscheinung wie Wielands Oberon wie der Schuhu über eine Fackel sich entsetzt, will ich wohl glauben. Der arme Alte, der sich bei seinem ewigen Geschreibe nicht einmal durch den Beifall des Publici hat anerkannt gesehen, was doch weit Geringern als ihm passirt ist, muß freilich bei allen solchen Produktionen einen unüberwindlichen Ekel empfinden."

Derjenige, welcher diese Worte schreibt, ist der dreißigjährige Goethe, der Empfänger derselben Lavater. — Es ist gut ein halbes Jahrhundert, das wir seit dem ersten unserer Aufsätze durchlaufen haben. Die Zeit ist unterdessen eine andere geworden und unser Bodmer, der einst einen Mittelpunkt des ganzen deutschen litterarischen Getriebes gebildet, steht nun veraltet und um seiner poetischen Schrullen willen verhöhnt, einsam abseits. Lessing, Herder, Goethe haben seitdem neue Bahnen erschlossen und es macht einen schmerzlich rührenden Eindruck zu sehen, wie der Alte, der mitten in jener herrlichen Zeit unserer klassischen Epoche lebt, für alles Schöne und Große, was rings um ihn vorgeht, mit Blindheit geschlagen ist. So schwindet denn auch für diese letzte unserer Betrachtungen Bodmer aus unserm Blick und an seine Stelle tritt der geistvollste, aber zugleich exaltierteste seiner Schüler.

Johann Caspar Lavater ist einer der merkwürdigsten Schwärmer des vorigen Jahrhunderts. Er muß in unmittelbarster

Verbindung mit Sturm und Drang, namentlich mit Herder betrachtet werden. Von der Natur zu einem bedeutenden Menschen angelegt und mit wahrhaft bestrickender persönlicher Liebenswürdigkeit begabt, hat dieser Mann einst Alle, die in seinen mächtigen Bann traten, eine Zeit lang zu beispielloser Bewunderung hingerissen. Sein Bestes gab er in seinem unmittelbaren persönlichen Verkehr, so daß alle seine zahlreichen Schriften nur ein schwacher Rest seiner Wirksamkeit sind. Niemand hat feuriger als er das hohe Ziel verfolgt, das in toten Buchstabenglauben oder in seichte Aufklärerei verflachte Christentum wieder zu einer wahren Lehre des Geistes, der Kraft und der Liebe zu erheben! Wie freudig war in dieser Zeit der Verkehr mit Goethe, mit Herder, die alle in ihm den wahrhaft apostolischen Charakter, die strahlenheitere Seele erkannten! Aber mit andern edlen Zeitgenossen, mit Jung-Stilling, Claudius geriet auch er auf die Abwege trübster Mystik und Schwärmerei. Er wartete auf neue Offenbarungen, wollte Wunder schauen; er wollte wissen, ob sein Glaube den Albis zu versetzen vermögend sei, ob nach dem Tode der Apostel und namentlich seit der Reformation keine historisch-sichern Beispiele von den Wirkungen des Gebetes, den Wundern des Evangeliums gleich, vorhanden seien; und sein Biograph Hegner[1] erzählt, wie er, nachdem ihm ein deutscher Prinz versichert, daß der Apostel Johannes noch auf Erden wandle, seitdem jeden Unbekannten forschend angesehen, ob er in ihm den Jünger des Herrn entdecke.[2] Daher seine Hingebung an Wunderthäter, an Krankenheilung durch Gebet und Teufelsbeschwörung, an Geisterseherei, Magnetiseure und Schwindler, unter denen der schlimmsten einer sein Landsmann Christof Kaufmann von Winterthur gewesen.[3] Goethe war von der ersten Bekanntschaft an über

[1] Ulr. Hegner, Beiträge zur nähern Kenntnis und wahren Darstellung J. K. Lavaters. Leipzig 1836.

[2] Vergl. auch Hagenbach, Jakob Sarasin in den Basler Beiträgen IV, 48.

[3] Als Lavater 1787 in Bremen über die Verbreitung geistlicher Gaben gepredigt hatte, erschien ein Flugblatt über ihn, das folgende Strophen enthält:

„Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seines Geistes Gaben.
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut böse Seelen laben.

das Lavater'sche Wesen nicht im Unklaren, aber auch er ließ sich von der übermächtigen Persönlichkeit hinreißen. Lavaters Hauptwerk, die physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe (4 Versuche, Winterthur, 1775—78), welche einst die gebildete Welt in Atem erhielten, die heute aber wegen ihrer Uebertreibungen und Spielereien nur zu oft ein Gegenstand des Spottes geworden, beruhten offenbar auf scharfer Beobachtungsgabe und heute sucht die Wissenschaft das auf Gesetze zurückzuführen, was Lavater vor hundert Jahren genial ahnte. Der Grundgedanke des Buches ist der, die Beschaffenheit der Seele müsse sich bei jedem Menschen im Gesichtsausdruck wiederspiegeln. Von dieser Ansicht ausgehend, täuschte aber ihr Urheber unter dem Anschein exakter Untersuchungen sich und andere. Entweder entwickelt er aus den Porträten, um deren Zusendung er alle Welt haranguierte, den Charakter ihm ohnedies bekannter Persönlichkeiten, oder er kennt die Leute nicht und da macht er vorsichtige Redensarten, oder es begegnen ihm Ungeheuerlichkeiten der seltsamsten Art. Er sann über einen Stirnmesser nach, der den Charakter der Stirne bestimmen sollte. Er ermahnte die Fürsten, sich am liebsten parallel gezeichneten Gesichtern zu vertrauen und sich mit starken Nasenwurzeln zu umgeben.

Goethes Porträt, das Lavater wünschte, scheint die erste Veranlassung zu der persönlichen Berührung der beiden so ungleich Gearteten gegeben zu haben. Die erste Annäherung geschah im Frühjahr 1774. Es entspinnt sich ein Briefwechsel und Goethe acceptiert sofort den Lavater'schen Stil. Dieser hatte sich in kurzen abgerissenen Sätzen einen höchst natürlich scheinenden Jargon gebildet, der den Kraftmenschen charakterisieren sollte. Lavater forderte Goethe wie alle Welt auf, ihm ein Christusbild, so wie dieser sich den Heiland vorstelle, zu übersenden. Im Juni des nämlichen Jahres 1774 unternahm Lavater seine zweite große Reise durch Deutschland und traf am 23. in dem Haus auf dem Hirschgraben

---

Wunder, Zunder
Zum Magismus, Prophetismus,
Zauberkuren
Zeigen seines Fingers Spuren.
(Weimar. Jahrbuch IV, 176 f.)

zu Frankfurt ein. Er schildert das erste persönliche Begegnen mit dem Dichter selbst: „Bist's? — Ich bin's. Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens, sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung." „Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach", heißt es in Lavaters Aufzeichnungen.[1] „In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche — die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe." — Lavater blieb acht Tage im Goethe'schen Hause in innigem Zusammensein mit der Frau Rat, die schwärmerisch an ihm hing und mit Fräulein von Klettenberg. Bei Goethes Eltern, namentlich bei der Mutter, hinterließ Lavater einen nachhaltigen Eindruck und die zwölf Briefe von Frau Rat an ihn gehören zu ihren wärmsten und anmutigsten Herzensergüssen: „Tausend Dank nochmals — schreibt sie ihm nach — lieber bester Sohn, vor Euren Aufenthalt bei uns. Abschied konnte ich nicht nehmen, mein Herz war zu voll. — Niemals, niemals verliere ich Euer Bild aus meiner Seele. Lebt wohl. Gott der Allmächtige segne Euch, behüte Euch auf allen Euren Wegen, bringe Euch gesund und wohl an Ort und Stelle. O vergesset uns nicht, bester, bester Lavater — ich muß aufhören und muß weinen — mein Haus ist mir so einsam, wie ausgestorben — noch einmal lebt wohl!" Selbst der trockene Herr Rat wird im brieflichen Verkehr mit Lavater warm. Der junge Goethe schloß sich ihm an zu jener bekannten Rhein- und Lahnreise nach Ems. „Ein schönes Sommerwetter — heißt es in Dichtung und Wahrheit — begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebst; theilnehmend, geistreich, witzig mochte er das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorgeschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er Einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges: Bisch guet! (unser warnendes „bis so guet" in dem Sinne: „laß das gefälligst bleiben") zur Sitte aufzufordern." In Ems sah Goethe Lavater sofort von Gesellschaft aller Art umringt und kehrte nach Frankfurt zurück. Kaum war er heimgekommen, taucht Basedow

[1] Georg Geßner, Lebensbeschreibung Joh. Kaspar Lavaters, 3 Bde. Winterthur 1802 u. 1803. II, 127.

dort auf und überredet Goethe, die Reise nach Ems zu Lavater zurück noch einmal zu machen. Basedow, der Schulreformator zog damals als Subskribentensammler auf sein großes Elementarwerk herum, ein cynischer, brutaler Kraftkerl, dessen pädagogisches, Rousseau nachgeahmtes Naturevangelium Lavater überall begeistert anpries, während Goethe über dessen schlechten Tabak und unlöschbaren Bierdurst loszog. Man muß jenes vierzehnte Buch von Dichtung und Wahrheit selbst nachlesen. Goethe tanzt unten im Kursaal, Basedow diktiert bis spät in die Nacht hinein oben nach seiner gewohnten Weise. Manchmal wirft er sich aufs Lager und schlummert, indes sein Schreiber, die Feder in der Hand, ruhig sitzen bleiben muß und sogleich bereit ist, weiter zu fahren, wenn der Halberwachte seinen konfusen Gedanken wieder freien Lauf gibt. Dies alles in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft Goethe einen Tanz aussetzt, springt er zu Basedow hinauf, der über jedes Problem zu disputieren geneigt ist, und wenn der andere wieder fortstürmt, noch ehe die Thür geschlossen ist, den Faden seiner Abhandlung ruhig diktierend wieder aufnimmt.

Der um die Goetheforschung hochverdiente Leipziger Buchhändler Salomon Hirzel aus Zürich hat Lavaters Tagebuch über diese Emsreise mitgeteilt, dem wir folgende charakteristische Stellen über die Rückfahrt entnehmen: „Montag den 18. Juli 1774. In einem wohl besetzten Schiff auf der Lahn, wo Basedow raucht und Grammatik dozirt, Goethe Reimendungen für die Gesellschaft schreibt, Café getrunken und beim Sieden des Rindfleisches deliberirt wird, ob wir gut Wetter kriegen, schreib ich dies in einen rothen Dragonermantel eingehüllt. Jetzt eine Schließ -- ha, wie schießt im gedrängten Strom das Schiff durch die Wellen, ha wie stürmt es hindurch! nun sprützt der Regen auf's Blatt mir . . . Die letzte Schließe. Es kocht und braust. Rindfleisch und Wellenschaum — überstanden — überstanden — die letzte. Herrlich altes Schloß Lahnegg, herab auf die Lahn blickend. Goethe diktirte: Hoch auf dem alten Thurme steht." — Es ist das schöne Lied Geistesgruß:

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt —

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!"

„Ich stieg aus. Basedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel und aß mit, Speck und Bohnen. Alle ihm nach, Gewirr und Leben und Freude." — In Koblenz an der Wirtstafel ereignete sich die bekannte Scene, die Goethe in dem Gedicht „Diné zu Coblenz" so lustig schildert. In Köln trennte sich die Gesellschaft.

Schon im Sommer des Jahres 1775 sahen sich Goethe und Lavater wieder und zwar hier in Zürich auf der ersten Schweizerreise, die der Dichter wenige Monate vor seinem Eintritt in Weimar unternahm. Seine Gefährten waren die beiden jungen Grafen von Stolberg und der spätere preußische Minister Graf von Haugwitz. Die vier Genies, die sich in excentrischen Tollheiten zu überbieten suchten, trafen am 8. Juni 1775 ein und nahmen bei Rittmeister Ott zum Schwert Herberge.[1] Goethes erster Gang war nach dem Haus zum Waldreis (an der Steingasse), Lavaters väterlicher Wohnung gerichtet. In Dichtung und Wahrheit liest man hierüber folgende Stelle:

„Der Anblick des Züricher sees, von dem Thore des Schwertes genossen, ist mir noch gegenwärtig. Ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavater. Der Empfang war heiter und herzlich und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht

[1] Vergl. L. Hirzel, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1888: Goethes Beziehungen zu Zürich, und J. Herzfelder, Goethe in der Schweiz. Leipzig 1891. In einem Schweizer Gedicht der Zeit heißt es:
„Wie wunderbar die Herrn Genien sind!
Herr Goethe kam nach Zürich,
Spricht ein bei seinem Lavater,
Findt Buch und Tisch beim „Waldreis" wohl bestellt" u. s. w.
Loeper, Goethes Briefe an Sophie La Roche, 109.

denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlich zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise." Bei Lavater traf Goethe auch einen Frankfurter Jugendfreund, Passavant, den bekannten Prediger, ebenso den jungen Kayser, der hier als Musiklehrer thätig war und durch seine Kompositionen Goethe'scher Lieder sich einen Namen machte.

Philipp Christof Kayser, ein Frankfurter (geb. 1755), der etwa von 1770 an in dem Goethe'schen Freundeskreis verkehrt hatte, war von dem Dichter an Lavater empfohlen und 1775 als Musiklehrer nach Zürich gekommen. Mit Klinger, Lenz, Stolberg, Schubart befreundet, schrieb er Gedichte für Schubarts „Chronik", Wielands „Museum" und Vossens „Musenalmanach." Bekannter geworden ist er durch die Kompositionen zu Goethes „Jery und Bätely", „Scherz, List und Rache" ꝛc. Goethe betraute ihn auch mit der Musik zu „Egmont" und veranlaßte ihn später während seines Aufenthaltes in Italien, nach Rom zu kommen, wo Kayser von Oktober 1787 bis Frühjahr 1788 blieb. Wiederholt war er auch in Weimar gewesen. 1789 kehrte er nach Zürich zurück; hier bethätigte er sich namentlich als eifriger Freimaurer, lebte aber sonst in anspruchsloser Zurückgezogenheit, aus der er nur selten heraustrat, so bei der Totenfeier Lavaters. Seine Wohnung hatte er zuletzt in der „Tanne" in Oberstraß, wo er zurückgezogen seiner reichen Bibliothek wartete. Kayser starb am 24. Dezember 1823 und ruht auf dem Friedhof in Oberstraß.[1] Die Beziehungen zu Goethe hatten bereits seit 1789 aufgehört, nachdem Reichardt sein musikalischer Nachfolger geworden war.

Auch Vater Bodmer, der zwar in der geistreich-stutzerhaften Schreibart des Werther — wie er sich ausdrückt — den Anfang der schlimmsten Ketzerei sah, wurde nicht vergessen.[2] „Er empfing uns — sagt Goethe — mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser

[1] Vergl. C. A. H. Burkhardt, Goethe und der Komponist, Ph. Chr. Kayser. Leipzig 1879.

[2] Bodmer hat kein einziges Goethe'sches Werk von Götz und Werther bis auf Iphigenie goutiert. Seine eigenen sog. Nationaldramen Brun, Schöno, Stüssi schienen ihm „historischer und dramatischer" als Götz.

Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.[1] An dieser Stelle von Dichtung und Wahrheit hat Goethe jenes anschauliche Bild des Bodmer'schen Hauses und der Fernsicht, die man von dort aus genießt, entworfen.

Am 15. Juni 1775 schreibt Bodmer an Schinz: „Herr Lavater hat Goethen und die Grafen Stolberg zu mir gebracht. Ich habe auch Goethen bei Lavater einen Besuch gemacht. Die Grafen haben ein Landhaus in der Enge gemiethet. Herr Lavater hat Goethen eine vortheilhafte Opinion von mir gemacht, die ich noch nicht verdorben habe. Er ist mit meiner Munterkeit am besten zufrieden. — Man sagt, Goethe wolle bei uns an einem Trauerspiel von Dr. Faustus arbeiten. Eine Farce läßt sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen. Die Stollbergen sind gute Menschen. Sie brachten mir die stärksten Grüße von Klopstock, den sie vor kurzer Zeit in Hamburg gesprochen." Und unterm nämlichen Datum schreibt Bodmer an Meister: „Goethe ist ein Mann von wenig Worten. Er ist mit meiner Munterkeit recht wohl zufrieden. Er hat mir die Freude machen wollen, daß ich ihn vor meinem Ende sähe und es ward ihm (da er schon in Eschers Hause war), noch bange, daß er zu spät gekommen wäre, sich von dem alten Manne sehen zu lassen. Ich machte ihm das Compliment, daß er mich 77 Jahre auf sich habe warten lassen." [2]

Während der ersten acht Tage, da Goethe in Zürich weilte, wurde auch ein Ausflug nach Wermetschwyl veranstaltet, um die Wirtschaft des philosophischen Bauern Jakob Guyer, Kleinjogg genannt, in Augenschein zu nehmen. Dr. J. C. Hirzel hatte dieselbe als das Ideal einer Hütte, als das verkörperte Geßner'sche Idyll in einem damals vielgelesenen Buche an das Licht gestellt.[3] Goethe schreibt darüber an Lavaters Pult den 12. Juni folgende Zeilen an Sophie La Roche: „Ich komme von Klijogg, wo ich mit Lavater, den Stolberg, Haugwitz und andern guten Jungens (offenbar Kayser

---

[1] Vergl. übrigens Goethe-Jahrbuch V, 189.

[2] Goethe-Jahrbuch V, 193; also eine Bestätigung der Stelle in Dichtung und Wahrheit.

[3] J. C. Hirzel, Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers. Zürich 1761.

und Passavant) war. Daß ich dort an Sie gedacht habe, hier ein Stück Brodt an seinem Tische geschnitten. «Man kann frisch zuschneiden, wenn man sieht, daß es vollauf ist», sagte er, freilich in seinem Ton und Sprache (für schneiden sagen sie hauen. Ein Stück Brodt abhauen). Ich gieng ohne Ideen von ihm hin, und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, Gott sei Dank, aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt." [1]

An Lavaters Pult soll Goethe damals auch den ersten Teil eines Predigtentwurfs gesehen und in dessen Abwesenheit die beiden andern Teile hinzugeschrieben haben, so daß Jener die Predigt am andern Tag ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel herunter habe halten können. Lavater pflegte seine Besuche nach Oberrieden zu schicken, der dortige Pfarrer hatte ihm in seiner Amtswohnung ein Zimmer eingeräumt, wo er ungestört an der Physiognomik zu arbeiten gewohnt war. Auch Goethe hat hier an der Wand seinen Namen eingekratzt und darunter einen Spruch geschrieben, der auf die gemeinsame Arbeit an der Physiognomik zielt:

„Bist Du hier,
Bin ich Dir
Immer gegenwärtig;
Machst Du hier,
Machst mit mir
Deine Werklein fertig."

Als Jakob Sarasin im Oktober 1779 den Zürcher See hinauffuhr, führte ihn Lavater zu Oberrieden in seine „Wochenstube", wo er seine Physiognomik empfangen und geboren habe. Alle Wände in diesem Stübchen und dem daran stoßenden Saal waren mit den Namen seiner Freunde überschrieben.[2]

In den Freundeskreis trat noch der Helfer Pfenninger, Salomon Geßner und die junge Frau Barbara Schultheß geb. Wolf, die Gattin des Kaufmanns David Schultheß im Schönenhof, von Goethe in seinen Briefen an Lavater Bäbe geheißen, des nachmaligen Antistes Geßner erste Schwiegermutter.

---

[1] Loeper, Briefe Goethes an Sophie La Roche, S. 108.

[2] Basler Beiträge IV, 34.

Ueber diese geistreiche Frau erschien kurz nach ihrem Tode eine kleine Gedächtnisschrift: „Denkmahl einer Edlen“ (Zürich 1818), von ihrem Schwiegersohn Georg Geßner, dem spätern Antistes herrührend. Aber erst in den letzten Jahren ist sie uns, namentlich im Goethejahrbuch von 1892, das zum ersten Mal 17 (von den vielen) an Goethe gerichteten Briefen mitteilt (durch Bernhard Suphan) nahe gebracht worden. Ihr Bild schmückt das L. Hirzel'sche Neujahrsblatt der Zürcher Stadtbibliothek auf das Jahr 1888. Friedrich Bertheau in seiner aufschlußreichen Schrift „Goethe und seine Beziehungen zur schweizerischen Baumwollindustrie“ (1888) suchte ihr Ebenbild in einer spätern Dichtung Goethes, in der Gestalt der Frau Susanne im dritten Buch der „Wanderjahre“ nachzuweisen. Man kann wohl annehmen, daß Goethe bei jenem dichterischen Gebilde der Frau Susanne an Barbara Schultheß dachte. Der andere Nachweis, daß es die Zustände und Eigentümlichkeiten der schweizerischen Industrie sind, die Goethe in den Wanderjahren in der so anschaulichen Beschreibung der Spinner- und Webertechnik wiedergibt, ist Bertheau überzeugend gelungen. Die betreffenden Partien der Wanderjahre (Schilderung der Industrien) beruhen übrigens — wie wir nun wissen — auf umfassenden Aufzeichnungen, die Heinrich Meyer aus Zürich für Goethe 1797, als dieser jene Kapitel schrieb, entworfen hat. Goethe hat das fremde Material nur künstlerisch gestaltet, oft wörtlich benutzt. Die lebendig bewegte Schilderung z. B., wie die Marktleute, von den Ihrigen erwartet, des Abends auf dem See heimwärts fahren, rührt ganz von Meyer her. Ueber Barbara Schultheß handelt sodann kurz die schon genannte Schrift von J. Herzfelder, „Goethe in der Schweiz“, hauptsächlich aber der eben erwähnte Aufsatz B. Suphans, des Goethearchiv-Direktors, im Goethejahrbuch 1892.

Goethe lernte also Barbara Schultheß im Juni 1775 im Kreise Lavaters kennen. Sie war damals 30 Jahre alt, Gattin des Kaufmanns David Schultheß (eine geb. Wolf) im Schönenhof, eine Frau mit klarem Verstand und tiefem Gemüt. Lavater nannte sie „die Immergleiche.“ Goethe vertraute ihr seine Herzensgeschichte (sein Verhältnis zu Lili) an. Seither blieb er im herzlichen Briefverkehr mit ihr; zwischen den beiden bestand das trauliche „Du“,

ja sie gehört bald zu dem engsten Kreise, der sich an Goethes dichterischen Bekenntnissen erfreute, sie besaß zeitweilig die einzigen Abschriften seiner noch ungedruckten Werke. Bäbe bekam z. B. die älteste Gestalt des Tasso 1781 zu sehen. Sie legte sich ein Verzeichnis der lyrischen Gedichte Goethes an, das nun im ersten Bande der Weimarischen Goethe-Ausgabe abgedruckt ist und für die Chronologie der Goethe'schen Lyrik von großer Wichtigkeit ist. Goethe wurde auf seiner zweiten Schweizerreise 1779 noch enger mit ihr befreundet. Den Tag des Wiedersehens hat Frau Barbara noch in späteren Jahren als einen Feiertag begangen, „den 19. Nov., der dich zu mir brachte", wie es in einem ihrer Briefe an Goethe heißt. Sie war damals Witwe, und als Goethe bei seiner Rückkehr nach Weimar Frau von Stein von der Schweizerin erzählte, galt es, Regungen der Eifersucht zu beschwichtigen. Während Goethe sich Lavater innerlich immer mehr abwandte, verließ er sich darauf, daß die Freundin in Zürich sich das Verständnis für seine Welt wahrte. Lebhaft wurde der briefliche Verkehr namentlich zur Zeit der italienischen Reise. Goethe schrieb ihr nach seinen Tagebuchvermerken in den Jahren 1786—1789 gegen 40 Briefe, die uns sämtlich verloren sind. Auf der Heimreise aus Italien hatte er im Juni 1788 mit ihr eine Zusammenkunft und zwar in Konstanz, ohne daß er Zürich und damit den Kreis des Propheten berührt hätte. Jene Konstanzer Tage lebten in Bäbes Erinnerung als ihr schönstes Glück fort, und Goethe mochte sich damals fragen, ob er einer gleich anspruchslosen Hingabe daheim bei der Frau begegnen werde, an die er jahrelang so viel Liebe gewandt hatte, bei Frau von Stein.

Nach Goethes Trennung von Charlotte von Stein hielt außer seiner Mutter nur noch die Freundin aus Zürich so treu zu ihm. Auf seiner dritten Schweizerreise im September 1797 sah er sie wieder und schrieb ihr von Stäfa aus wiederholt, scheint ihr u. a. auch den Plan eines Epos über „Wilhelm Tell" mitgeteilt zu haben. Von da an fehlen uns Belege eines weitern Verkehrs. Barbara Schultheß ist 1818 gestorben. Vor ihrem Tode hat sie leider alle Briefe von Goethes Hand verbrannt.[1]

[1] In den „Liederkränzen" von H. G. Nägeli, Zürich 1825 (S. 308) steht folgendes Gedicht, das sich auf Barbara Schultheß bezieht:

Wir kehren auf Goethes ersten Aufenthalt in Zürich zurück. Während die jungen Grafen in der Umgegend allerlei Unfug verübten, zog Goethe mit dem stillern Passavant am 15. Juni, an

---

Die vielgepriesene Zürcherin.

„Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn."
So pries der Dichter selig sich,
Als einst er dich gesehn.

Es schwebte stets „dein holdes Bild,
Dein süßes Bild ihm vor",
Wenn er sich flüchtig „still und wild
In Feld und Wald verlor."

Wie mir geschah, als ich dich sah,
O wohl ist's mir bewußt!
Weit Höh'res noch empfand ich da
Als Dichterjünglingslust.

Nicht eines Mädchens Liebreiz nur,
In Anmuth hold und schön,
Das Schönheitszauberin Natur
Zum Liebling sich ersehn. —

Der Frauenwürde hohen Werth,
Ein weiblich rein Gemüth,
Das Wahrheit liebt und Tugend ehrt,
Und für das Schöne glüht!

Den zarten, milden, offnen Sinn,
Der Allem sich erschließt,
Draus wahrer, bleibender Gewinn
Für Menschenheil entsprießt.

Ja Menschenwürde, voll und wahr,
Nicht bloß des Weibes Zier,
Das stellet in Vollendung dar,
Preiswürdige! in dir:

Die Rede, die das Herz erbaut,
So voll und doch so weich;
Der Blick, der voll Begeistrung schaut
Hinaus in Gottes Reich.

So sah und fühlt' ich innig dich
Und deines Geistes Wehn,
Und Gottesfriede kam auf mich,
Weiß wohl, wie mir geschehn.

einem glänzenden Morgen zu Schiffe seeaufwärts, um die Urschweiz zu besuchen. An diesem glücklichen Morgen entstand auf unserm See das herrliche Gedicht:

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt Ihr wieder?
Weg du Traum! so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist."

(Wir vernehmen aus diesen letzten Versen eine Anspielung auf des Dichters noch nicht überwundene Liebe zu Lili.)

„Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht." [1]

In Richterschwyl wurde dem würdigen Dr. Hotze ein Besuch abgestattet, dann gings über Einsiedeln, Schwyz, den Urnersee bis auf das Gotthardhospiz. Schon waren sie bereit, die Reise nach Italien fortzusetzen, da überfiel den Dichter aufs neue die Sehnsucht nach Lili, er kehrte sofort um und traf Ende Juni wieder

[1] Goethes Tagebücher beginnen mit dem 15. Juni 1775: „Donnerstags morgen aufm Zürchersee." Es sind übermütige Vierzeiler. So:

„Ohne Wein kan's uns auf Erden
Nimmer wie dreyhundert werden;
Ohne Wein und ohne Weiber
Hohl der Teufel unsre Leiber."

in Zürich ein, den Rückweg über Zug, den Albis und das Sihlthal nehmend. Seine Grafen fand er nicht mehr. Die wütigen Naturburschen hatten unterdessen die guten Zürcher durch ihren unüberwindlichen Hang zum Baden im offenen See skandalisiert, und als man sie gebeten hatte, dergleichen zu unterlassen und ihnen begreiflich machen gewollt, daß man zu Zürich nicht in uranfänglichen Naturzuständen, sondern im Land strenger Sitte lebe, zogen sie sich von den allzu taghaften Seeufern zurück nach dem Sihlwald, um sich entfernt von allen Wohnungen den Wellen des Stroms entgegenzuwerfen, freilich nicht ohne Geschrei und aufgeregtes wildes Lustjauchzen. Hier wurden sie einst von den Bauern überfallen, mußten aus dem Gebüsch herab einen Hagel von Steinwürfen erdulden und fanden es für geraten, das kühle Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.[1] Selbst für Lavater hatte das gräfliche Gebahren unangenehme Folgen; es wurde ihm vorgeworfen, daß er ein solch' unchristliches, ja heidnisches Treiben um sich dulde. Die Grafen hatten sich infolge solcher Auftritte still verzogen.[2] Mitte Juli verließ auch Goethe mit dem hier eingetroffenen Dichter Klinger Zürich, um über Straßburg und Darmstadt nach Frankfurt zurückzukehren. „Mir ist's wohl — schreibt er an Frau Laroche —, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh' mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort." Infolge dieses ersten Aufenthalts bei Lavater in Zürich trat Goethe mit

[1] Bodmer an Schinz 19. Juni 1775: „Prof. Breitinger hat die Herren von Stollberg sollen schwimmen lernen, sie habens aber nicht gelernt. Seit ihrer Wiederkunft von Einsideln hab ich sie nicht gesehn. Sie sind Klopstocks Geschworne. Unser Chorherr hat ihnen von ihm Wahrheiten gesagt und von seiner Messiade, die sie nicht verdauen können. Wodans Haine, mit Menschenblut beschmiert, sind ihnen bekannter als die Paläste auf dem Olympus und die Musen in dem Blumenthal Volclusa."

[2] Bodmer an Schinz 29. Juni 1775: „Goethe hat mich nach seiner Wiederkunft vom Gotthardberg wieder besucht. Es ist mir recht lieb, daß er den „Prometheus" (von H. L. Wagner) nicht gesündigt hat. Ich bin immer in seinen Gunsten, wiewohl ich ihm nicht heuchle, jedoch der persönlichen Saiten nie berühre. Er spricht kein Wort von seinen Schriften; auch nichts von Wieland. Von Klopstock mit Hochachtung, auch von Homer und der Natürlichkeit seiner Personen. Von Herder nichts."

Bodmer an Schinz 11. Juli 1775: „Jemand, der Goethen nach seiner Abreise in Baden gesehen hat, erzählt, daß er mit mir überaus wohl und mit keinem Zürcher besser zufrieden sei."

voller Hingebung zur Förderung der Physiognomik ein. Lavater schickte ihm das ganze Manuskript und die Bilder mit der unbedingten Vollmacht, zu ändern, zu streichen, beizufügen. Das von Goethe Revidierte ging dann unmittelbar an den Buchhändler in Leipzig ab. Es gibt keine frischere, geistsprühendere Korrespondenz, als die einen Zeitraum von zehn Jahren umfassende zwischen Goethe und Lavater. Während Goethe bei jeder Gelegenheit den „dezidierten Nichtchristen“ heraushängt, erklärt er immer wieder, daß das religiöse Bewußtsein ihm als eine tiefe Wahrheit gilt. „Mir wird Gott gnädig sein“, heißt's an einer Stelle. „Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.“ — Oder: „Der Friede Gottes, der sich täglich mehr an mir offenbaret, walte auch über dich und die deinigen, und daß dein Glaube unüberwindlich werde. Sieh' hier wieder, daß er mich überwindet.“ Mit Schonung nimmt Goethe die neuen Schriften Lavaters auf und läßt es manchmal auch an scharfen Hieben nicht fehlen.

Goethe war unterdessen Weimarischer Minister geworden. Sattsam bekannt ist das stürmisch bewegte, kraftgeniale Treiben der ersten Jahre. Der jugendliche Fürst und sein Freund liebten es, nicht selten ihre Würde wegzuwerfen, die sie jeden Augenblick wieder aufnehmen konnten. Die tollsten Gerüchte wurden über die Ausschreitungen der beiden in Umlauf gesetzt.[1] „Goethe lebt und regiert, und wütet und gibt Regenwetter und Sonnenschein und macht uns Alle glücklich, er mache, was er wolle“, sagt Wieland. Diese ersten Weimarer Jahre waren für unsern Dichter die entscheidende sittliche Läuterung, die Klärung und Vertiefung seiner Lebens- und Weltanschauung. An Lavater ist jene schöne Allegorie Seefahrt, die den jungen Goethe selbst so unübertrefflich charakterisiert, gerichtet:

---

[1] Selbst nach Zürich drang der Klatsch. Bodmer schreibt im August 1777 an Schinz: „Wir haben von Wagner, der vor einem paar Jahren hier gewesen, gehört, daß Goethe des Herzogs von Weimar Premierminister ist und zuweilen mit ihm durch die Gassen des Nachts läuft. Sie sollen einer ehrbaren Frau die Kleider über den Kopf gebunden haben.“ Und am 18. Februar 1778 an Sulzer: „Tais-toi, Jean-Jaques! Die Welt ist Goethens und der Kraftnarren! Sie haben 3 Alter der Poesie gesehn, das Gottschedische, das Nicolaische und das Goethen'sche.“

„— er steht männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Welle;
Wind und Welle nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.“

Aber bald verflog der Rausch vor dem Ernste des Lebens und den Anforderungen der Pflicht. Bald kamen die Jahre, in denen er sich und den Herzog zur Besinnung, zur Einkehr in sich selbst rief. Das Jahr 1779 bezeichnet diesen Wendepunkt.

Goethe wünschte den damals 22jährigen Karl August auf einige Zeit dem Hofleben zu entfremden und führte ihn auf jene abenteuerliche Schweizer Winterreise (vom September 1779 bis Mitte Januar 1780), deren Denkmal uns in den Briefen aus der Schweiz (zweite Sammlung, ursprünglich an Goethes edle Freundin, die Frau von Stein, gerichtet), erhalten ist, Briefe, welche für das höchste Muster großartiger Naturdarstellung gelten. Dabei schwebte Goethe noch eine Absicht vor, den Herzog Lavater'schem Einfluß zu überlassen, von dem er das Beste für dessen Charakterbildung hoffte.[1] Der Verlauf der Reise ist bekannt. In Basel betraten die Freunde den Schweizerboden und reisten durch das Münsterthal nach dem Berner Oberland, in den Jura, ins Wallis, über die Furka nach dem Gotthard, über Luzern nach Zürich, wo sie im November eintrafen und im Schwert einkehrten. Lavater bildete auch diesmal wieder den Mittelpunkt, den Inbegriff alles Guten und Goethe setzte ihm in zwei Briefen an die Frau von Stein ein dauerndes Denkmal:

„Die Bekanntschaft von Lavatern ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, und eine Weide am Himmelsbord, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man auf's Neue von seinem Wesen überrascht.

---

[1] Bodmer am 26. Oktober 1779 an Schinz: „Künftige Woche werden wir Weimar und Goethe bei uns haben. Ich denke Goethen allein mit der altschwäbischen Poesie zu unterhalten.“

Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.“ [1]

Und: „Wir sind in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er würkt, Genuß im Würken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern mögt ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig, wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache kommen in Bewegung. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsre Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. Könnt' ich Euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich aneinander klammern und nicht von einander lassen. Indeß bin ich auch schon wieder bereit, daß uns der Sirocko von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Lässigkeit und Prätension entgegendampfe.“ [2]

Anfangs Dezember verließen die Herrschaften Zürich und begaben sich nach Schaffhausen, wo Lavater sie überraschte und mit ihnen an den Rheinfall ging, und Goethe schrieb der Frau von Stein, es sei mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaube bei jedem neuen Anschauen, man habe ihn noch nie so gesehen. Lavater sei die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten.[3]

Wie heilsam die durch Goethe eingeleitete Bekanntschaft des Herzogs mit Lavater war, geht aus dem vieljährigen Briefwechsel hervor, welchen Karl August und Luise von Weimar mit Lavater führten. Schon nach zwei Jahren kann die Herzogin ihm melden: „Wie vieles hat sich seit ein paar Jahren geändert, wie viel ist

[1] Goethes Briefe an Frau von Stein (2. Aufl.) I, 225.

[2] A. a. O. I, 226.

[3] A. a. O. I, 228.

mir nach und nach aufgeschlossen worden, wie langsam hat sich mein Schicksal entwickelt und doch wie gut!" Die Herzogin war später die Pathin von Lavaters jüngstem Kind, der nach ihr genannten Lieblingstochter des Vaters, Luise. Derselben Fürstin ist auch der zweite Teil der Physiognomik gewidmet.

Dem Herzog blieb die Schweizerreise in freudigster Erinnerung, und als sein Freund, der Major von Knebel sich später anschickte, nach der Schweiz zu reisen, schrieb er ihm sorgfältig die Marschroute vor. „In Zürich — lautet die herzogliche Anweisung — steigst Du im Schwerte an der Limmat ab. Der Wirth heißt Herr Ott, welchen Du auf's schönste von mir grüßen wirst. An Lavater bekommst Du einen Brief und grüße erst Bodmer, Pfenninger, den Maler und Dichter Geßner und Heidegger, den Sohn des berühmten Schultheißen. Letzteren besuche nicht, denn es ist ein böses Subjekt. In Zürich bleibe wenigstens 8 Tage. Mache eine Reise am Züricher See hinunter und übernachte in Richterschwyl, dahin will ich Dir einen Brief an einen Dr. Hotze, einen vortrefflichen Arzt, mitgeben, welcher Dir wohl thun wird. In Zürich wirst Du sehr gut bewirthet werden." Im Juli 1780 verweilte Knebel denn auch einige Zeit in unserer Stadt und brachte als Neuestes den zweiten Entwurf von Goethes Iphigenie mit. Lavater war über dieses Werk so entzückt, daß er eine eigenhändige Abschrift nahm. Auch Bodmer lernte durch Lavater die Iphigenie kennen. In einem noch ungedruckten Briefe Bodmers an Christof Müller in Berlin vom 5. März 1782 lesen wir folgenden greisenhaften Passus:

„Man hat hier ein Trauerspiel von Goethe im Manuskript, das Euripideisch sein soll, Iphigenie in Tauris. Iphigenie tritt in der ersten Skene auf, und erzählt sich selbst ihre Geschichte in einem Soliloquio. Die Personen reden in Sentenzen zur Zeit und zur Unzeit; und sie kleiden die geläufigsten Lebensregeln in Sprüche. Wenn Orestes Iphigenie sagt, daß er ihr Bruder sei, so macht sie Betrachtungen über die verflochtenen Wege des Schicksals. «Orestes leget die schönsten Stralen der Sonne vor Jovis Thron zum Dank, denn er ist arm und stumm. Die Erinnien blasen die Asche von Orestes Seele und sie leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen von seines Hauses Schreckensbrand in ihm still verglimmen.»

Die Alten gaben uns kurze mythologische Dichtungen, die Neuern dagegen sind geistreich in metaphysischen und allegorischen Beschreibungen physischer Phenomena." Und Dienstag vor Ostern 1782 an ebendenselben: „Ich bin unglücklich, daß ich Herdern unter Seneka stelle, daß ich Goethens Iphigenie für schlechter als das schlechteste unter Seneka's Trauerspielen halte, denn ich habe sie in Manuskript gelesen. Er thut wohl, daß er sie dem Publiko vorenthält. Welcher Stolz nur für einen Theil der Nation schreiben zu wollen, den man sich, sagt man, gebildet hat." Worauf der gute Müller gleich mit der Antwort bereit ist: „Goethe ist kein Tragiker. Stella nimmt sich nicht aus und hat, die Unsittlichkeit abgerechnet, wesentliche Fehler. Götz ist als Schauspiel eine Mißgeburt, sein Clavigo ist zur Hälfte gestohlen. Der interessante Anfang ist wörtlich aus Beaumarchais' Memoires übersetzt und das Ende ist ein konfuses Geschleppe. Ihm sind die Alten unbekannt."

Das gute Einvernehmen Goethes mit Lavater dauerte noch einige Jahre fort. Zudringliche Bekehrungsversuche von Seite des letztern wies jener milde aber bestimmt ab. Ein Brief Goethes an Lavater vom 28. November 1783 schließt mit den Worten: „Lebe wohl und liebe mich, Du alter, erfahrner, verständiger, menschenfreundlicher Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für einen Raub hält, auch einmal zu quacksalbern." Nach und nach aber wurden die Briefe spärlicher, dann blieben sie ganz aus. Goethe hatte sich in die Naturwissenschaften vertieft und war eben bereit, nach Italien aufzubrechen, als Lavater im Sommer 1786 in Weimar eintraf. Seine Freunde hatte er bereits durch Sonderbarkeiten aller Art überrascht, so durch sein Buch Pontius Pilatus, durch seine Teilnahme für den Teufelsbanner Gaßner, durch das immer sehnsüchtigere Schmachten, seinen Christus mit leiblichen Augen auf Erden zu schauen. Goethe war zum voraus verstimmt, den alten Freund empfangen zu müssen, an die Frau von Stein schreibt er unterm 12. Juli 1786: „Es scheint, ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten, es kommen Briefe an ihn schon bei uns an. Wie gerne wäre ich seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen, denn aus Verbindungen, die nicht bis in's Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden. Was

hab ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu thun, seiner übrigen Qualitäten unbeschadet." Und am 21. Juli: „Der Prophet ist angekommen. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden (Lavater blieb nur über Nacht und reiste sodann mit dem Fürsten von Dessau weiter) mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten vor mir gezeigt und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt." Mit Zurückhaltung meldet Lavater an Spalding: „Ich fand Goethe älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer." [1] Von da an herrschte zwischen beiden tiefes Schweigen. Als Lavater 1793 auf seiner Reise nach Kopenhagen Jena berührte und Schillers Bekanntschaft machte, blieb Goethe abweisend. „Für die sonderbare Nachricht, schreibt er an Schiller, daß der Prophet in Jena sei, danke ich aufs Beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden." In den Schiller-Goethe'schen Xenien stehen, wie man weiß, einige sehr bösartige über Lavater, so das bekannte: „Der Prophet":

„Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus
Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen
der Stoff."

Ebenso wird Lavater im zweiten Teil des Faust als „Kranich" verspottet.

Während seiner dritten Anwesenheit in Zürich im September und Oktober 1797 machte Goethe nicht den geringsten Versuch einer Wiederannäherung zu Lavater. Hegner berichtet darüber: [2] „Als Goethe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Besuche bei Antistes Heß, Chorherren Rahn und Hottinger, Frau Schultheß, Dr. Lavater, dem Bruder Johann Kaspars, Professor Fäsi, Zeitungsschreiber Bürkli u. a. Lavatern selbst aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte sogar auf dem

[1] G. Geßner, Lebensbeschreibung Joh. Kaspar Lavaters III, 45.
[2] Beiträge zur nähern Kenntnis J. K. Lavaters, S. 247 (Anmerkung).

Petersplatz, wo dieser wohnte, hin und her, ohne in sein Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthof aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb er gleich unbeweglich. Lavater erzählte mir später dieses selbst mit Bedauern, doch ohne laute Klage", und an Dr. Hotze schrieb Lavater: „Goethe sah ich nur von ferne. Er will in keinem Verhältniß mehr mit mir stehen. Indeß — Saulus ist Paulus geworden. Goethe kann wohl noch ein Christ werden, so sehr er über dieses Wort lachen würde. Sein «Hermann und Dorothea» ist vortrefflich und ein Versöhnungsopfer für die Xenien." Die Frau Rat hingegen bewahrte ihm das alte liebevolle Andenken. — In den Gesprächen mit Eckermann findet sich folgende Stelle über Lavater: „Er war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und Andere. Es kam zwischen mir und ihm deßhalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich gesehen, ohne von ihm gesehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich sah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weßwegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt."

Doch als der alte Goethe sich in seine Jugendzeit versenkte und Dichtung und Wahrheit zu diktieren begann, da hatte sich in seiner milden hohen Seele längst der Groll gelegt und er schildert den ehemaligen Freund mit überraschend lebens- und liebevollen Zügen. „Manche Epoche meines Lebens — heißt es da — ward ich veranlaßt, über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Nach unsern aus einander strebenden Richtungen mußten wir uns allmälig ganz und gar fremd werden und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen. — Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft

auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen. Sein Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht verwehren."

Selbst die Freunde wurden irre an Lavaters Schriften. So schreibt Goethes Schwager, Schlosser, an Sarasin: „Schon längst habe ich gewünscht, daß der l. Zürcherprophet gar nichts mehr oder so wenig wie möglich drucken lasse. Er würde ein ebenso großer Mann bleiben, seine Freunde würden ihn wo möglich nur um so viel mehr lieben und er für sich würde ruhigere Tage haben." [1]

Nicht wenig beigetragen hat zu dem völligen Bruch der Freundschaft Lavaters Prophet, der berüchtigte Winterthurer Abenteurer Kaufmann. Da der Letztere dem Gedächtnis seiner Landsleute fast ganz entfallen ist, mag hier [2] einiges über den sonderbaren Heiligen mitgeteilt werden.

Christof Kaufmann, Sohn des Statthalters und Säckelmeisters Chr. Adr. Kaufmann, wurde 1753 in Winterthur geboren. Er genoß in seiner Jugend teilweise den Unterricht des mit dem Bodmer'schen Kreise befreundeten Diakons Heinrich Waser, des Uebersetzers von Swift und Lucian,[3] und begab sich nach Bern, um das Apothekerfach zu studieren. Hier will er namentlich mit Haller verkehrt haben. In Tübingen, Freiburg, Straßburg pfuschte er in Arzneikunde und Naturwissenschaften. Schon frühe regten sich in dem eitlen Burschen Weltverbesserungspläne, z. B. die Stiftung eines geheimen Ordens von der hörnernen Dose, Basedow'sche Reformideen; er suchte hauptsächlich die Weiblein zu bestricken und sich in die Gemeinschaft mit den damaligen jungen Genies der Litteratur hineinzuschwindeln. Lavater, Jakob Sarasin und Iselin in Basel, J. G. Schlosser, Goethes Schwager, sollten ihn poussieren.

---

[1] Hagenbach, J. Sarasin und seine Freunde. Basler Beiträge IV, 51.

[2] Nach Düntzer, Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit. Leipzig 1882.

[3] [Eine boshafte Zeichnung, die sich auf Kaufmanns Abschied aus Winterthur bezieht, findet sich in der Sammlung des dortigen Kunstvereins: „Humoristische Goldkörner aus Winterthur von Joh. Rudolf Schellenberg, Maler und Ulrich Hegner, Rektor." 141 Blätter, quer 8°.]

Lavater, der in ihm das Ideal eines Kraftmenschen sah, weihte ihn in seine Verbindungen mit Herder, Goethe, den Stolbergen ꝛc. ein. Seinen ersten Zug nach Deutschland unternahm der hohle Abenteurer im Jahr 1776, angeblich in der Absicht, das Basedow'sche Philanthropin in Dessau zu inspizieren, zu welchem Zweck er glücklich 1200 Thaler zusammengepumpt hatte. Ein Zeitgenosse berichtet, daß der Kraftapostel, aus dessen Blick stürmisches Feuer und unternehmende, alles bewältigende Kraft sprachen, mit mähnenartig flatterndem Haar und langem Bart, die Brust nackt, in grüner Friesjacke oder rotem Rock, einen Freiheitshut auf dem Kopfe und einen tüchtigen Knotenstock in der Hand auftrat, und daß der biedere Schweizer, der zeitweilig den Charakter eines „Hofrats" und „Doktors" sich aneignete, selbst an fürstlichen Höfen in solchem Aufzug erschien. Er wußte sich zunächst an dem Hof des edlen Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu insinuieren; diesen wollte er die Regierungskunst lehren und ihn — Kaufmann war nebenbei auch Vegetarianer — vom Fleischessen kurieren und zu den Kartoffeln bekehren. In Mannheim suchte er den als Dichter berühmt gewordenen Maler Müller auf, der ihm den Beinamen „Gottes Spürhund", den Kaufmann gern acceptierte, verlieh und ihn auch dichterisch verewigte. Ueber Darmstadt reiste er Ende September nach Weimar, wohin Goethes eben aufgehender Stern bereits die bekannten Genies Lenz und Klinger gelockt hatte. Der letztere las unserm Kaufmann sein eben fertig gewordenes Drama „Der Wirrwarr" vor, für welches ihm Kaufmann den Titel „Sturm und Drang" vorschlug. Die Bezeichnung Sturm- und Drangperiode in der deutschen Litteraturgeschichte ist also gutes Winterthurer Gewächs. Den bekannten Bruch zwischen Klinger und Goethe scheint namentlich der biedere Schweizer herbeiintriguiert zu haben. Bei Wieland wurde ohne Erfolg angeklopft. Besser glückte es auf kurze Zeit mit Goethe, der einige „herrliche Nächte" mit Kaufmann verlebte. Und die Frau Herders, der in eben jenen Tagen in Weimar eintraf, schrieb voll Enthusiasmus an Vater Gleim, daß „Kaufmann aus der Schweiz, einer der edelsten Menschen, ein Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschen, dessen Wesen man entweihe, wenn man nur von ihm schwatze und ihm nicht nachfolge, ihre erste Glückseligkeit in Weimar ausmache."

Am 9. Oktober verließ er den Musenhof. In Dessau staunte man den Kraftapostel nach dem Urteil eines Zeitgenossen an „wie ein wildes Thier und hielt ihn für einen Lappländer, der gekommen sei, die jungen Leute das Schlittschuhlaufen zu lehren.“ Bei Hofe war er sofort heimisch. Basedow, dem Vorsteher des Philanthropins, suchte er durch Lärmen und Poltern zu imponieren, entwarf eine neue rein äußerliche Konstitution des Instituts, die lediglich die Anstellungsverträge der Lehrer betraf, und brachte es sofort dahin, daß Basedow zurücktrat. Nachdem er sich aus den beschränkten Mitteln der jungen Anstalt 400 Reichsthaler zur Belohnung seines Wirkens hatte auszahlen lassen und dem Philanthropin seinen Schimmel als Andenken gestiftet, zog er vorderhand ab.

Auf der Heimreise wurde wieder in Weimar eingekehrt, bei Goethe, bei Herder, am herzoglichen Hofe. Goethe, der ihm Grüße an seine Mutter in Frankfurt mitgab, zweifelte damals noch nicht, daß in dem sonderbaren Menschen ein tüchtiger Kern stecke. Ueberall sich als Freund der Fürsten und der größten Geister seiner Zeit aufspielend, reiste er über Berlin, wo er in intime Beziehungen zu dem Grafen Kurt von Haugwitz, dem spätern preußischen Minister, trat, und über Königsberg, wo er bei Hamann und Kant vorsprach, nach Rußland. In Petersburg hoffte er auf die Zarin wirken zu können, aber sie hielt sich von dem Gaukler fern. Im Sommer 1777 tauchte er in Hamburg auf und fand freundliche Aufnahme in dem benachbarten Wandsbeck bei Matthias Claudius und Johann Heinrich Voß. Frau Ernestine Voß erzählt hierüber: „In dieser Zeit (Juli 1777) traf der Schweizer Kaufmann ein, von dem Lavater in seiner «Physiognomik» so großes Wesen gemacht und ihm den ersten Platz nach Christus gegeben hat. Es war ein schöner, sehr kräftiger Mann, der Alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte und doch alle einzunehmen wußte. Aus seinen Reden sollte man den Schluß ziehen, daß er trotz seinem jugendlichen Aussehen schon mit einem Menschenalter vor uns in Berührung gestanden und bestimmt sei, noch lange nach dem jetzigen Geschlecht fortzuwirken. Er behauptete, fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien und trank nur Milch und Wasser. Er hatte einen jungen Mann bei sich, der in seiner Gegenwart nicht reden durfte und den ganzen Tag schreiben

mußte, weil sich bei Kaufmann die Gedanken so drängten, daß er nur diktiren konnte. Eine Menge Briefe hatte der Bote jeden Tag nach Hamburg zu bringen und zu holen. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, stürbe, und wirklich machte er einige Kuren, die in Verwunderung setzten. Von seinen Heldenthaten in Persien (!) erzählte er gern; daß er auch in Weimar Beifall gefunden, konnte ein ihm vom Herzog geschenkter Wagen beweisen."

Fleißig wurden die verschiedensten kleinen Höfe Deutschlands abgeweidet. Um sich auf jede Weise merkwürdig zu machen, ließ er da und dort eine ungeheuerliche Anekdote aus seinem Leben zurück, so die, daß er in seiner Jugend zum Scharfrichter bestimmt gewesen, auch eine dreijährige Lehrzeit in diesem Metier ausgehalten, wodurch er sehr blutgierig geworden; darauf sei er drei Jahre bei einem Bauern hinter dem Pflug hergegangen. Vermutlich infolge eines schlimmen Liebeshandels, den der schlau berechnende Betrüger mit der Frau seines hohen Gönners Haugwitz angebunden, fand er es für ratsam, sich in die Schweiz zurück zu begeben, nachdem er in Dessau entlarvt worden war. Auch den Weimaranern waren unterdessen die Augen aufgegangen und außer dem Grafen Haugwitz, dem er einen Jahresgehalt abgeschwindelt hatte, glaubten nur noch Enthusiasten wie Herder an ihn.

Im Oktober 1777 war der Kraftkoloß, der angab, direkt aus Astrachan zu kommen, in Zürich zurück. Hier war kurz zuvor der schmählich gestrandete Dichter Reinhold Lenz angekommen, welcher bald darauf in Winterthur bei Kaufmann irrsinnig wurde. Er schob diesen dann ins Steinthal zu Pfarrer Oberlin ab. Im folgenden Jahre machte der Apostel eine prunkvolle genialische Hochzeit mit Lisette Ziegler, der Tochter des Obervogts auf Schloß Hegi. Claudius sandte ein Hochzeitscarmen, das in den Werken des Wandsbecker Boten sich findet:

Als C.(hristoph) mit dem L. Hochzeit machte.

Das Liseli sieht so freundlich aus,
Will heute Hochzeit machen;
Ein Engel Gottes soll ihr Haus
Und ihren Hof bewachen!

Soll ihren edlen Mann und sie
Ihr Lebelang bewachen,
Und s' gute fromme Liseli
Und ihn recht glücklich machen.

Und soll Euch liebe Kinderlein
Die Hüll' und Fülle geben:
Von Herzen zart und fromm und rein,
Und hold und schön daneben!

Und Freund L.(avater) soll Euch dort
Am Berge kopuliren;
Und ich will hier an meinem Ort
Trompet' und Pauke rühren.

In Hegi beschäftigte sich Kaufmann mit Landwirtschaft und Kurpfuscherei. Er stellte nunmehr den Patriarchen dar, der aus der undankbaren Welt geflohen sei, am Busen der Natur und der Gottheit von seinen Thaten auszuruhen. „Wie mir's so wohl ist — schreibt er an Hamann, den «Magus des Nordens» — wenn ich so eine stille ruhige Stunde mit meinem treuen Weib durchgefühlt, was der Herr an mir gethan und wie er uns segnet mit neuem Frieden, mit himmlischem Frieden und wir denn das Patriarchadenleben so nahe, so groß und heilig fühlen — ach! da drängt sich das Herz in die Weite und die Ferne! — — Adio! Ich muß in Garten, Gras abhauen und meiner Kuh Amalia (ein Hochzeitsgeschenk der Freunde) s' Futter bringen, in der Zeit meine Frau die Kuh melkt." Schon sieben Monate nach der Vermählung war ein wackerer junger Sohn da; infolge eines Schreckens — beschwichtigte Kaufmann Theilnehmende — sei er zu früh auf die Welt gekommen. Lavater war Pathe. Aber sogar dieser begann an seinem Schüler irre zu werden und schrieb 1779 an Herder, Kaufmann brüte sich entweder zum Propheten oder zum Narren aus, und nach kurzer Zeit kam er zur letztern Einsicht. Im Hause seines Schwiegervaters richtete Kaufmann nach gewohnter Weise Verwirrung an und kaufte sich hierauf am Untersee in Glarisegg bei Steckborn an mit dem Geld des Grafen Haugwitz, der sogar auf einige Zeit in seine Nähe zog. Goethe war auf seiner zweiten Schweizerreise anfangs Dezember 1779 mit dem Herzog Karl

August an Glarisegg vorbeigereist und hatte (die nicht glaubliche Tradition behauptet: an die Hausthüre Kaufmanns) die bittern Verse geschrieben:

„Ich hab' als Gottesspürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben." [1]

Und später auf die Verbindung zwischen Haugwitz und Kaufmann anspielend äußerte er Lavater gegenüber: „Des armen schlesischen Schafs erbarme sich Gott und des Lumpenpropheten der Teufel!"

Noch ärger wurde „Gottesspürhund" von dem einstigen Freunde, dem Maler Müller, verhöhnt in „Fausts Leben" und vor allem in dem satirischen Roman „Plimplamplasko" von Jakob Sarasin und Klinger. In der Sommerfrische zu Pratteln 1780 ist unter Lavaters Mitwirkung das bedeutsame Werk, eine Farce auf die hohle Geniefratze, entstanden.

Mit prunkhaftem Schwindel hatte Kaufmann die Einrichtung seines Schlosses insceniert, aber bald stürzte die Herrlichkeit zusammen und er rettete sich mit den Trümmern seines Vermögens, durchdrungen von der Sünderliebe Jesu, in den Schoß der Brüdergemeinde. In Schaffhausen wurde das Bekehrungswerk an ihm vorgenommen und von nun an gehört Kaufmann zu den Frommen. 1781 verließ er die Schweiz und wandte sich nach Schlesien. Um in die Herrenhutergemeinde aufgenommen zu werden, mußte er sich zur Erlernung eines Berufes entschließen. In Breslau studierte er Medizin und entfaltete dann in den schlesischen Brüderkolonien Neusalz, Berthelsdorf und Herrenhut seine Thätigkeit als Arzt und Seelenfischer. 1795 ist er in Herrenhut gestorben.[2]

Lavaters Ansehen hat wohl die stärkste Erschütterung durch

---

[1] Vergl. aber namentlich Goethe an Lavater, bei Hegner, Beiträge 127: „Hüte dich vor dem Lumpen ꝛc." (Hirzel hat in der Ausgabe der Briefe Goethes an Lavater die betreffende Stelle des Briefes vom 5. Juni 1780, die Hegner mitteilt, unterdrückt.) Riemer versicherte, der Schweizer Chr. Kaufmann sei unter Goethes Satyros gemeint (Wilmanns in Schnorrs Archiv 8, S. 225).

[2] Vergl. meine Nachträge zu H. Düntzers „Christoph Kaufmann." Archiv f. Litt.-Gesch. XV, 161—193.

seine intimen Beziehungen zu Kaufmann erlitten. Auch die übrigen Freunde wurden kalt. Herder, Wieland u. a. gingen ihm stets vorsichtiger aus dem Weg.

Schließlich ist noch auf eine litterarische Beziehung Goethes zu Zürich hinzuweisen, nämlich auf einige Satiren, welche der Zürcher Philologe J. J. Hottinger (1750—1819), der in der deutschen Litteraturgeschichte durch seine Verbindung mit Wieland zur Herausgabe des „Neuen attischen Museums", durch seine Biographie Salomon Geßners und durch einige Schauspiele: „Karl von Burgund", „Ulrich von Regensberg" bekannt geworden, gegen Goethe gerichtet hat. Die erste dieser Satiren geht auf den „Werther", „Briefe von Selkof an Welmar, Zürich 1777." Das Ganze ist so harmlos, daß man im Zweifel darüber sein könnte, ob es dem Verfasser nicht bloß um ein Seitenstück zu Werther zu thun gewesen. Der junge Selkof macht in Werther'scher Naturschwärmerei und liebt ein Mädchen Amalia. Hier eine Probe:

„Diesen Morgen waren wir auf dem Bruderalbis. — Das gestrige Gewitter hatte die Hitze völlig abgekühlt. Es lag ein dichter Nebel im Thal, auf dem See, und auf dem Land. Unsere Mädgen hatten ihr leichtes Sommergewand. Amalia trug ein Deshabillé von gelbseidnem Stoff, mit blauen Bändern garniert, und einen kleinen Schäferhut, mit einem Strauß von Schlüsselblumen und Glocken, die ich unterwegs auf einer Wiese gepflückt hatte. So lange wir zu steigen hatten, gieng es gut. Aber als wir an Ort und Stelle waren, fiengen unsere Mädgen zu schlottern an, und sprachen von Feuer. Flugs wurden dürre Tannenreiser und Wachholderstauden zusammengetragen, und ich schlug Feuer und versucht' es, weil wir keinen Schwefel hatten, über dem Zunder Papier in Flammen zu hauchen. Amalia half mir dabei. — O zürnen Sie nicht, lieber Welmar! — Ihren letzten Brief, den ich sonst, um alles in der Welt, nicht aus meinen Händen gegeben hätte, den haben wir, weil sonst kein Papier vorhanden war, mit einander über dem Zunder verhaucht. Ich sah weder den Zunder, noch das Papier, und blies immer neben hin. Amalia merkt' es und lächelte. Sie wollen doch, sprach sie, hoffentlich nicht meine Finger in Flammen hauchen. — Ich schämte mich, und war froh, daß es sonst Niemand gesehen hatte. Wir hauchten, bis das Papier

alle war. — Umsonst — das Mädgen, bey — es hauchte mir die Flammen all in mein Herz. — Und kein Feuer? — O wehe! So sagten die Mädgen alle, und ließen die Hände sinken. Wir hatten wirklich alle Hoffnung dazu aufgegeben, als wir durch den Wald erstlich das siebenfache Echo vom Geklatsch einer Peitsche, bald hernach das Geruf und Geschimpf eines Jungen, der seine Kühe aus dem jungen Gehölz auf's Feld hinaus jagte, und endlich seinen muntern Psalmensang vernahmen, den er, nach Bauernweise, in jeder Cadence durch fünf bis sechs Noten auf und ab dehnte. Ein Mädgen aus unserer Gesellschaft, welches sehr viel Schalkslaune hat, ahmte den Fall von jedem Vers so possirlich nach, daß wir alle, gern oder ungern, lachen mußten, und Amalia selbst lachte mit, wenn sie gleich sehr unwillig darüber war, den einfältigen, herzlichen Sang des Hirtenjungen verspotten zu hören. Ich gieng den Tönen durch den Wald nach, fand den Jungen bald bei einem Kohlfeuer, und nahm für etliche Schillinge einen Brand, mit dem ich so schnell zurückgelaufen kam, als ichs vermogte. Als mich die Mädgen den Brand schwingen sahen, jauchzten sie, und hüpften, wie junge Lämmer. Augenblicklich hatten wir Flammen, und setzten uns im Kreis herum. — Ein Feuer haben wir, sprach mein Reisegefährte, nun müssen wir auch noch einen Sang haben. Amalia stimmte hierauf, aus Goethens Erwin und Elmire, das himmlische Liedgen, Einst kam ein' junge Schäferin rc. an, und sang mich fast zu einem Stein. Wir waren alle entzückt. — Die folgenden Verse:

Ach, aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen rc. —

sang sie mit aller der Einfalt und Naivetät, mit welcher sie Goethe empfunden oder geschrieben haben mogte. — Ich konnte mich nicht länger halten. O, um Gottes Willen, zertreten Sie's nicht, sprach ich, und sah sie mit nassen Augen an. Sie blickte mich an und sang fort. Ich entdeckte Verwirrung in ihrem Auge und in ihrem Gesang. Kein Wunder, dacht' ich, denn ich fühlte es bei mir selbst, daß ich aussah, als wenn ich das Fieber hätte. — Von den andern bemerkte es niemand, denn sie achteten allein auf den

Gesang. Als sie ausgesungen hatte, klatschten wir etliche Minuten lang, und bezeugten unser Entzücken durch ein allgemeines Freuden-geruf. Amalia sah bescheiden zur Erde, und stopfte mit den Fingern beide Ohren. Hierauf küßten sie die Mädgen eins ums andre, und keines von allen war neidisch. O Welmar! welch eine himmlische Seele muß das nicht seyn, welche andre Mädgen bewundern müssen, ohne sie beneiden zu können! — Der Nebel war nun auf, und See, und Stadt, und Land lagen vor uns. Welch eine himmlische Aussicht! rief eins ums andre, und welch eine himmlische Aussicht, rief auch ich, ungeachtet ich Amalien kein Aug entzog, außer wenn ich beobachtet zu werden besorgte. Die einen sahen zur Stadt hinab, die andern zur Rapperschweiler Brücke hinauf, und andre zählten die Schiffe auf dem See, oder die Flecken, Dörfer, Hügel und Wälder auf dem Land. Dort ist die Au, sprach Amalia und wies mit dem Finger darnach. — Ein heiliges Land, ihr Kinder! Denn Klopstock und Geßner haben da mit einander geschwärmt, als man uns noch auf dem Arm herumtrug. — Wo sagt' ich, legte mich an Amaliens Arm, und guckte über ihren Finger, ungeachtet ich die Au in meinem Leben schon oft gesehen hatte, und mit ihrer Lage völlig bekannt war. Aber ich glaube nicht, daß ich diesmal etwas mehr als Amaliens Finger und Arm sah." u. s. f.

Um seiner Liebe zu entfliehen, begibt sich Selkof auf's Land. Hier trifft er gute Gesellschaft, den General, einen Kapitän, „welcher unter den Preußen als Husar, Dragoner und Infanterist gedient hat, — ein Mann von stählernem Sinn und ächtem Schweizerherzen; Freyheit und Vaterland liebt er über Alles und würde sich eher die Haut über die Ohren abziehen lassen, als er eine unedle That begienge. Er ist Alles, was er ist von Natur; aber sein Urtheil ist gesund, und seine Laune unerschöpflich." Mit dem General vergnügt sich Selkof auf der Jagd, hält's aber nicht lange aus ohne Amalia. Wie er sie beim Pfänderspiel küssen soll, taumelt und schwindelt er wie der „Wandsbecker Bote am Neujahrsmorgen." Amalia aber verlobt sich mit dem dicken Rotgerber; Selkof aber besiegt seine Leidenschaft, „ohne durch schrecklichen Selbstmord die ehrsame Nachbarschaft in Schrecken und sämmtliche Ehrenverwandten in tiefe Betrübniß zu setzen." Aus einer handschriftlichen

Notiz zu schließen, die dem Exemplar der hiesigen Stadtbibliothek beigegeben ist, hat Hottinger in seinem Roman zum Teil eigene Herzensgeschichten niedergelegt, teils auch Zürcher Porträte gezeichnet. So wäre der Kapitän das Abbild von unserm Salomon Landolt, Selkof ist der Autor selbst, Welmar der Pfarrer Meyer in Kappel, Amalia Susanne Orelli, Tochter des Chorherrn Felix Orelli, Rotgerber Pfarrer Fries in Baden (nachher in Wyl bei Rafz).

Plumper ist Hottingers Harlekinade „Menschen, Tiere und Goethe“, eine Farce 1775, ein Seitenstück zu Heinrich Leopold Wagners „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten.“ Hottinger schlägt sich hier in dem bekannten Wertherstreit auf Nicolais Seite und kanzelt den Prometheus-Goethe schulbubenhaft, oft sehr roh ab.

Die beste litterarische Satire Hottingers trägt den Titel „Brelocken“ 1777.[1] Dieselbe wendet sich gegen Christof Kaufmann, gegen Lavater (den Hottinger auch sonst bekämpfte), Goethe und die Goetheaner, Lenz, Schlosser, Stolberg ꝛc. Dagegen wird der edle Greis Bodmer mit höchster Verehrung gefeiert, Wieland als das größte poetische Genie gepriesen. Goethe scheint über die Autorschaft der drei genannten Satiren im Unklaren geblieben zu sein. Wenigstens verkehrte er 1797 persönlich mit Hottinger und nahm sich auch nachher desselben freundlichst an, als Hottinger 1799 infolge der unsichern Lage seines Vaterlandes Goethe gegenüber den Wunsch äußerte, in Deutschland eine Anstellung zu bekommen. Durch Goethes energische Verwendung blieb Hottinger seiner Vaterstadt erhalten.

Während seines dritten Aufenthaltes in Zürich 1797 weilte Goethe zumeist bei seinem Freunde J. Heinrich Meyer in Stäfa, dem bekannten Zürcher Kunstforscher, den er in Rom kennen gelernt und nach Weimar gezogen hatte, wo Meyer als Direktor der Kunstschule der geschätzte Hausfreund des Dichters wurde und dort wenige Monate nach Goethe gestorben ist. Am 19. September 1797 war Goethe in Zürich angelangt,[2] brachte den folgenden Morgen, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, auf dem Lindenhofe zu und hörte das Armesünder-Glöcklein läuten; am 21. fuhren er und

---

[1] [Brelocken aus Allerley der Groß- und Kleinmänner. 8°. Leipzig 1778. (Stadtbibliothek Zürich.)]

[2] [Vergl. jetzt: Goethes Tagebücher, Weimar 1888. 2, 155 ff.]

Meyer den See hinauf, machten Halt auf dem Schipfgute und wurden von Herrn Escher aufs Beste bewirtet. In dem fein ausgeführten Porträt der Mathilde Escher, welches C. Ferdinand Meyer im Zürcher Taschenbuch 1883 gezeichnet hat, kann man einige hierauf bezügliche Goethe-Geschichtchen aus der Schipf nachlesen. Goethe blieb einen Monat in Stäfa, besuchte von da aus die Ufenau, empfing Bekannte aus Zürich, unternahm mit Meyer seine dritte Reise nach dem Gotthard, die fast ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken galt. Dort im Reußthal entrichtete er seiner eben verstorbenen Freundin Christiane Neumann jenes unvergängliche Thränenopfer in der herrlichen Elegie „Euphrosyne.“ Nach Stäfa zurückgekehrt, beschäftigte er sich u. a. mit der Geschichte Wilhelm Tells nach der Tschudi'schen Chronik; er gedachte damals diesen Stoff episch zu behandeln.

Vom 22. bis 26. Oktober wohnte Goethe in Zürich, immer mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Studien beschäftigt. Die letzte Spur von dem Großen bei uns ist ein schöner Brief an Schiller vom 25. Oktober 1797. Am folgenden Tag fuhr er über Schaffhausen nach Deutschland zurück. In Schaffhausen traf er an der Wirtstafel zufällig mit dem Landvogt Salomon Landolt zusammen, den er schon auf der zweiten Schweizerreise kennen gelernt und dessen tüchtige Wunderlichkeit und Hang zu Exzentritäten noch nach 20 Jahren, nach dem Erscheinen der Landolt'schen Biographie durch David Heß, Goethes Interesse aufs wärmste erregte.

Wenn wir rückschauend einen Blick werfen auf die an uns vorübergezogenen Dichtergestalten, welche über die Schwelle unserer Stadt getreten sind, mögen wir gerne mit dem Goethe'schen Worte schließen:

„— — es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“

5.

Toast an der Goethe-Feier in Stäfa.

14. Oktober 1888.

In Stäfa erfüllt sich heute in schönster Weise das Wort des Dichters, den es vor neunzig Jahren beherbergt hat:

„— — es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Zwei großen Männern gilt die heutige Gedächtnisfeier. Im Leben waren sie sich durch unverbrüchliche Treue verbunden und selbst der Tod hat sie nach Zeit und Raum einander nahe gebettet. Ein halbes Jahr nach Goethes Hinschiede ist auch Heinrich Meyer heimgegangen. Der Dichter ruht in fürstlichen Ehren in der herzoglichen Gruft; sein Freund unweit davon an der östlichen Mauer des Friedhofes. Auf dem Denkstein Heinrich Meyers und seiner Gattin stehen die Worte: „Den Wohlthätern das dankbare Weimar." Es ist der Dank für eine Stiftung von etwa 40,000 Thalern, die das Meyer'sche Ehepaar zur Pflege kranker Hausarmen hinterließ.

Wenige Schritte führen an die Gräber Genellis, Prellers, Eckermanns, Hummels, der Goethe'schen Kinder und Enkel, der Herder'schen Hinterlassenen, an die Ruhestätte eines andern Wohlthäters der Weimarischen Jugend, des durch seine Erziehungsanstalt sowie sein Verhältnis zu Goethe bekannt gewordenen Johannes Falk, der sich die hübsche Inschrift gesetzt:

„Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden.
Kinder, die aus deutschen Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für ihn beten."

Ein Gang durch den weihevollen Friedhof wird jedem Besucher in unverlöschlicher Erinnerung bleiben.

Auch sonst tritt uns Heinrich Meyers Andenken in Weimar vielfach nahe: im Sitzungssaale des Rathauses hängt sein Bild, ebenso in der Bibliothek. Das Giebelfries des römischen Hauses in dem wundervollen Park ist nach seinen Zeichnungen angefertigt. Kunstgegenstände von seiner Hand zieren das Goethehaus, das Museum und das großherzogliche Schloß.

Im Jahre 1786 hatte ein günstiges Schicksal unsern Meyer dem damals in Rom weilenden um zehn Jahre älteren Goethe zugeführt; von 1791 an lebten die beiden bis 1832 fast ununterbrochen in engster Gemeinschaft. Bis zu seiner Vermählung mit Fräulein von Koppenfels war Meyer, der Direktor der Weimarer Zeichenschule, Goethes Haus- und Tischgenosse und später ist er sein eifrigster Mitarbeiter an kunstgeschichtlichen Werken geworden. Mit Unrecht hat man in neuerer Zeit so oft die Achsel gezuckt über den biedern „Kunstmeyer." Der Mann, von dem Goethe sagt: „In Meyer liegt eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden", oder: „seine Kunstgeschichte ist ein ewiges Werk", oder: „er hat mir zuerst die Augen geöffnet; er besitzt eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte", der Mann endlich, der auch Schillers Freundschaft besaß, braucht sich von Niemandem schief anschauen zu lassen, und eben jetzt hat ein verdienstvoller Gelehrter aus der fast unübersehbaren Reihe von Arbeiten eine Auswahl der kleinen Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer neu an's Licht gezogen.[1]

„In Meyers Nähe — sagt Eckermann — wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, daß er ein in sich abgeschlossenes,

[1] Kleine Schriften zur Kunst. Von Heinrich Meyer. Herausgegeben von Paul Weizsäcker. CLXIX, 258 S. (Nr. 25 der Deutschen Litteraturdenkmale des XVIII. und XIX. Jahrhunderts). Stuttgart 1886.

zufriedenes Wesen ist“, und nach vierzigjährigem Zusammenleben mit ihm gestand Goethe, unter allen, die sich thätig an seiner Seite erhalten, sei Meyer der Vorzüglichste. „Wenn er stirbt — setzte der Dichter hinzu — so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifle.“ Oft saßen sich die beiden Alten — wie der Kanzler Müller erzählt — stundenlang vergnügt gegenüber, ohne daß einer mehr als abgebrochene Worte vorbrachte, von dem bloßen Zusammensein erquickt. Eine solche Intimität geht denn doch über die bloße kunstgeschichtliche Provinz, auf die Hermann Grimm das Verhältnis beschränkt wissen will, hinaus.

Heinrich Meyer war 1795 als Fortsetzer der Winckelmann'schen Bestrebungen, dessen Werke er auch teilweise herausgab, auf zwei Jahre nach Italien gereist in der Absicht, die dortigen Kunstschätze alter und neuer Zeit zu verzeichnen, zu beschreiben, zu kopieren. Als er Mitte September 1797 heimkehrte, reiste ihm Goethe mit seinem Schreiber Geist bis Stäfa entgegen und wohnte genau einen Monat vom 21. September bis 21. Oktober in der Krone zu Stäfa, wo Meyer mit seiner Mutter, Dorothea Billeter aus Stäfa, die Jugendjahre unter der erziehenden Obhut des Senators Billeter verlebt hatte, nachdem sein Vater, der in Zürich ein Spezereigeschäft betrieben, die Familie verlassen hatte. Nach der Heimat seiner Mutter ist Heinrich Meyer noch öfters zurückgekehrt, so 1814 mit seiner Gattin.

Was Goethe während seines Herbstaufenthaltes vor 90 Jahren in Stäfa getrieben, ist im Laufe der letzten Monate mehrfach Gegenstand litterarischer Darstellung geworden. Den Kranz hat sich in dieser Hinsicht Herr Bertheau mit seiner ganz trefflichen und so aufschlußreichen Schrift,[1] die auch in Deutschland die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat, erworben. Seine Beobachtung, die bisher allen Lesern Goethes entgangen, daß in einem Abschnitt der „Wanderjahre“ die Baumwollenindustrie am Zürcher See geschildert ist, soll ihm unvergessen bleiben. Und gestern hat uns Herr Direktor Wegmann einen neuen Beitrag zu Goethes Aufenthalt in Stäfa vorgelegt und dabei, damit auch dieser Epoche der weibliche Schmuck

[1] Bertheau Frd., Goethe und seine Beziehungen zur schweizerischen Baumwollindustrie . . . 4. Wetzikon 1888.

nicht fehle, — als obs an den alten Geliebten Goethes nicht genug wäre — den Namen einer Stäfener Müllerstochter genannt, die der Dichter damals in sein Herz schloß und von der er damals in dem Lied von „Junggesellen und Mühlbach" sang:

„Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden
Und kommt ihr liebes Angesicht
Zu baden."

Sollten Sie noch weiter neugierig sein, z. B. zu wissen, was Goethe genau am heutigen Tage, am 14. Oktober 1797, in Stäfa gethan, so geben seine eben erschienenen Tagebücher jenes Jahres den nötigen Aufschluß. Es war (wie heute) ein regnerischer Morgen, den er im Bette zubrachte, seinem Schreiber einen schönen Brief an Schiller diktierend. Nachher fand gemeinschaftlich mit Meyer eine kleine Vorlesung aus der florentinischen Kunstgeschichte statt. Die Veröffentlichung der ausführlicheren Reiseakten bleibt dem 34. Band der Weimarer Goetheausgabe vorbehalten.

Meine Herren! Wir stehen heute vor der merkwürdigen Begebenheit, daß ein schweizerischer Baumwollenspinner in das Lager der Goetheforscher übergegangen ist, daß der schweizerische Spinner-, Weber- und Zwirnerverein dem großen Geistesfürsten Goethe — und gewiß nicht bloß deswegen, weil er ihr Gewerbe und ihr Gewebe verherrlichte — eine Gedenktafel gesetzt und diese Feier veranstaltet hat. Und nun jammere man noch über den Materialismus unserer Zeit! Die Fäden, die Sie, meine Herren, zwirnen und weben, spinnen sich auch hinüber ins geistige Gebiet und so soll es immerdar bleiben!

Ich bringe den verehrten Herren, die alle diese schönen Dinge veranstaltet haben, und an ihrer Spitze dem Herrn Bertheau meinen allerschönsten Dank dar und leere mein Glas mit Umgehung eines persönlichen Toastes auf die heute in so schöner Weise vor Augen geführte Verbindung von materieller und geistiger Arbeit! Sie lebe!

6.

Eduard Mörike.

(Aus der Allgem. deutschen Biographie abgedruckt.)

1885.

Ein einsamer, immer gleich freundlich blinkender Stern, dessen schlichte Schönheit nicht jedem Auge sofort sichtbar wird, zu dem aber eine kleine Schar mit stets erneuter Freude und unvergänglicher Bewunderung hinaufschaut, steht die Muse dieses wundersamen Mannes fernab vom Weltgedränge. Die alten Fragen, warum Mörike noch immer so wenig gekannt sei, weshalb seine Gedichte nicht mehr gelesen werden, wo die Verehrer des „Maler Nolten" bleiben und wo das Publikum für die Märchen — diese Fragen heute zu wiederholen wäre nutzlos. Gewiß hat Paul Heyse hierauf am treffendsten geantwortet, wenn er die Erklärung dieser leider unumstößlichen Thatsache darin erblickt, „daß es der künstlerischen Physiognomie Mörikes an einem leicht erkennbaren Profil gebricht, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerläßlich sind, wenn ein Künstler auf die Massen wirken soll." Nur in seltenen Fällen begründe das eigentlich Aesthetische, die zarte sinnliche Kraft des Dichters einen populären Erfolg. Vollends in erregten Epochen, in denen politische oder soziale Umwälzungen geräuschvoll sich vorbereiten — wie wäre da die Zeit und die hingebende Stimmung zu erwarten, die feinsten Aufgaben litterarischen Genusses zu lösen? Eine Dichternatur wie Mörike, aus so wunderbaren Elementen gemischt, vom Geist des Theokrit und des deutschen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rokoko und dem tiefen Naturgefühl Goethes, von so kecker Phantastik und der schlichtesten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beseelt: die Rätsel einer

solchen Erscheinung fasse die Menge so leicht nicht. Mörike trägt zu sehr den Stempel des Besonderen, Eigenartigen, das den Geschmack der Menge beirrt. Bei ihm begegnen wir — wie ein verwandter Geist bemerkt -- einem absoluten Mangel der Phrase, der Sentimentalität und der Leidenschaft, was von vorneherein die Jugend von dem Dichter zumeist fernhält; seine Vortragsweise hat etwas, das der antiken Dichtung abgelauscht ist und deren Verständnis demjenigen, der sogenannter klassischer Bildung entbehrt, nicht geläufig sein mag. Man hat ihn nicht mit Unrecht den deutschen Catull genannt. Dann ergeht er sich mit Vorliebe im Reiche des Phantastischen, Wunderbaren, Geister- und Märchenhaften. Das Hinhorchen nach dem Geheimnisvollen und Ahnungsreichen, das Selbstbelauschen der eigenen Seele ist ihm vorzugsweise eigen. Nach dem, was man die obersten Gattungen der Poesie zu nennen pflegt, hat er nie gegriffen; still beschränkt auf das Gebiet des Liedes, des Märchens und der Idylle schwebte sein Genius, entrückt über Zeit und Wirklichkeit, durch diese Welt; ein halbes Jahrhundert Geschichte rauschte an ihm vorbei, ohne einen anklingenden Ton an seiner Harfe zu berühren. „Wir möchten Mörike — so schrieb sein Freund David Fr. Strauß 1847 — stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge wünschen. Die rauhe, rohe Wirklichkeit, die Geschichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald stachlichter Schale, ist unserem zartgefügten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat.“ Ein Grund endlich, warum Mörike einen so unverhältnismäßig spärlichen Leserkreis hat, mag in dem Maßhalten seiner Produktivität liegen, in dem frühen Verstummen seiner Saiten (hierin seinem Landsmann Uhland ähnlich) und nicht wenig haben unsere gangbaren Litteraturbücher mit beschränkten und ungerechten Urteilen sich gegen den Dichter versündigt. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“, heißt es in jenem reizenden Gedicht „Auf eine Lampe“, welches den Eindruck, der von Mörikes ganzem Wesen ausgeht, so einzig wiedergibt.

Der Oeffentlichkeit ist Mörike stets scheu aus dem Wege gegangen; sein Leben ist jenes traumhafte Stillleben, das uns in seinen Dichtungen so entzückt; es beschränkt sich als das echte

Pfarrhausidyll auf einen ebenso kleinen Erdenfleck, als seine Muse ein mäßiges Stoffgebiet umfaßt.

Die ältesten bekannten Vorfahren der Familie Mörike sollen aus Havelberg in Preußen nach Württemberg eingewandert sein. Albrecht Ludwig Mörike ließ sich als Apotheker in Neuenstadt am Kocher nieder, wo er sich mit Christiane Wolters vermählte. Dieselbe stammt in sechster Linie von Martin Luther ab. In der Familie Mörike wird Luthers silberner Tischbecher als Erbstück aufbewahrt. (Ueber diese Descendenz handelt die Schrift von Eduard Mörikes Großonkel, Christian Ludwig Mörike, Pfarrer zu Burgstall: „Meine Abstammung von D. Luther und sein Tischbecher“, Stuttgart 1817 und 1883.) Des Dichters Großvater väterlicherseits war der Hofmedicus Gottlieb Mörike in Ludwigsburg, mütterlicherseits Christian Friedrich Beyer, Pfarrer zu Beuren, welcher mit Friederike Wekherlin, der Schwester des bekannten Publizisten Wilhelm Ludwig Wekherlin, vermählt war. Seine Eltern waren Dr. Karl Friedrich Mörike, Oberamtsarzt und Charlotte Dorothea Beyer († 26. April 1841). Mörike hat uns in seiner bescheidenen Selbstbiographie, welche er 1834 beim Antritt der Pfarrei Cleversulzbach der ersten Predigt einverleibte, die trefflichen Eltern aufs liebevollste geschildert. Der Vater war ein durch und durch origineller, zu philosophischer Spekulation aufgelegter Mann; die Mutter voll unendlicher Güte, Anmut und Freundlichkeit. Das bezaubernde Erzählungstalent Eduards ist nicht zum mindesten mütterliches Erbteil.

Geboren am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, der schwäbischen Dichterstadt, aus und in der Schiller, Schubart, Justinus Kerner, Strauß, Vischer hervorgegangen oder wenigstens mit ihrer Kindheit wurzeln, befand sich Eduard Mörike, ein Knabe von ungewöhnlicher Schönheit, in einem lebhaften Kreise mehrerer Geschwister, von denen namentlich ein älterer Bruder den größten Einfluß auf ihn gewann. „Was nur ein jugendlicher Sinn — heißt es in der angeführten autobiographischen Skizze — irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das alles wurde durch Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt;

er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand." Mörike besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Friedrich Notter, ein älterer Schulkamerad, erzählt einen anmutigen Zug aus dieser Zeit. Als der junge Mörike eines Tages auf der Schulbank vor sich hin träumte, trat der Lehrer vor ihn und fragte den erschrocken Aufschauenden: „Nun, von welchem Brückle guckst jetzt eben wieder hinunter?" Fürwahr, unbewußt ein feines Gleichnis vom jugendlichen Gemüt, welches noch auf alle die ungewordenen Liederbächlein hinaussinnt, die später in ein großes Meer von Wohllaut zusammenströmten! Erinnerungen aus einer seltsam mystischen Knabenzeit hat Mörike im „Maler Nolten" niedergelegt, wenn er diesen z. B. berichten läßt, wie er als Kind sich am liebsten in einen dunkeln Bretterverschlag auf dem Dachraum setzte und, während draußen der helle Tag schien, eine Kerze anzündete, vertrauten Gespielen Märchen erzählend. Die Kinder durften ab und zu durch zwei Astlöcher schauen, durch welche sie, wenn die Sonne niederging, hinausblickten auf die seligen Inseln. Hauptsächlich auf Wunsch eines Oheims kam man überein, daß sich Mörike dem geistlichen Stande widmen sollte. Schon in seinem elften Jahre lernte er den bitteren Ernst des Lebens kennen: der Vater wurde infolge übermäßiger Berufsanstrengung vom Schlage getroffen und siechte drei Jahre lang dahin, bis er am 22. September 1817 von seinen Leiden erlöst wurde.

Jetzt trat der edle Oheim, der nachmalige Konsistorialpräsident von Georgii, ein hochgebildeter Mann, vor die trauernde Witwe mit dem Anerbieten, die Sorge für die Ausbildung des Knaben übernehmen zu wollen und Eduard siedelte nach Stuttgart über. Unter seinen dortigen Lehrern gedenkt er namentlich mit dankbarer Anhänglichkeit des verdienten Pädagogen Karl Ludwig Roth, sodann des Prälaten von Flatt, bei welchem er den herzgewinnenden Konfirmationsunterricht erhielt. Nach bestandener letzter Schulprüfung, dem sogenannten dritten Landexamen, entschied sich des Jünglings Beruf zum Prediger und im Oktober 1818 wurde er mit einigen dreißig Zöglingen in die neu errichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen. „Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne

Thal, worin wir wohnten (Mörike hat es in einem seiner vollendetsten Gedichte gefeiert), das enge Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigenthümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des Geistes vor mir aufgethan, deren Widersprüche bereits auf mich zu wirken begannen, so daß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was vom Empfangenen mit meinem innersten Bedürfnisse zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an mich zog." (Selbstbiographie.) In Urach schloß Mörike den Herzensbund mit seinem treuesten Freunde Wilhelm Hartlaub (geb. am 29. Mai 1804, gest. in Stuttgart am 10. Juli 1885). Diesem Trefflichen sind die Gedichte in der ersten Auflage von 1838 gewidmet; ihn, den früheren Pfarrer von Wermuthshausen, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Concertsäle mancher Residenz in einem Winter", den begeisterten Verehrer und Kenner unserer klassischen Musik, hat der Dichter mehrfach poetisch verherrlicht. Andere Jugendfreunde aus der Uracher Zeit waren Ernst Bruckmann (geb. 1804, gest. als Pfarrer in Trossingen 1878) und Mährlen, später Professor am Stuttgarter Polytechnikum.

Im Jahre 1822 bezog Mörike die Universität und das Stift Tübingen. Seine geistigen Anlagen drohten ihn von seiner Bestimmung eher ab- als ihr entgegenzuführen. Daß er aber dem Studium der Theologie treu blieb, dankt er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nächst der Beschränkung der äußeren Umstände der Leitung seines Stuttgarter Oheims und eines Studiengenossen Rudolf Flad, des allzu früh (1830) verstorbenen Freundes. Er hörte Kollegien bei den Professoren von Bengel, Eschenmayer, Tafel, Steudel, Schmid und Haug. Vor allem ergab er sich dem Zauber der griechischen Dichtung, aber nicht pathologisch wie sein unglücklicher Landsmann und Liebling Hölderlin. Von dem Studentenleben hielt er sich gänzlich fern; mit gleichgestimmten Freunden,

dem poesievollen Ludwig Bauer, dem genialischen Wilhelm Waiblinger und „mit traurig schönen Geistern im Verkehr“ sonderte er sich immer mehr von der Außenwelt ab und die Gefahr lag nahe, sein Talent möchte in spielender Phantastik aufgehen. Man schuf eine eigene Mythologie, ein Fabelland, die Insel Orplid, die heilige, von den Göttern verlassene Stadt und bevölkerte sie mit den wunderbarsten Gestalten. Daraus sind die beiden Phantasmagorien von der Orplid'schen Märchenwelt hervorgegangen; die eine, „Der letzte König von Orplid“ von Mörike steht als Schattenspiel im „Maler Nolten“, die andere, „Der heimliche Maluff“, befindet sich in Ludwig Bauers Schriften. In einer geheimnisvollen Brunnenstube oder in dem am Tage künstlich verdunkelten Gartenhäuschen des Dekans Pressel auf dem Oesterberge war der Schauplatz, wo Mörike und Bauer ihre Mysterien feierten und wo Homer, Shakespeare, Goethe und Calderon — Mörike besaß ein bedeutendes mimisches Talent und es geht die Sage, der nachmalige Herr Vikar habe einst bei einer in Not gekommenen Schauspielertruppe aushülfsweise den Hofmarschall Kalb gespielt — gelesen wurden. Man muß die meisterliche Charakteristik der drei Stiftler in dem Aufsatz über Ludwig Bauer von David Fr. Strauß nachlesen. Damals begann auch Mörikes Freundschaft mit Strauß und Fr. Th. Vischer. Von den in Tübingen entstandenen Gedichten hat Mörike später etwa ein Dutzend in die Sammlung aufgenommen. Sie gehören durchwegs zu seinen schönsten Produkten. Auch ein Trauerspiel wurde vollendet, ging aber in Flammen auf, da der Dichter die Höhe seiner Idee nicht erreicht zu haben glaubte. Der enthusiastische Ludwig Bauer, welcher Tags darauf einige Reste las, versichert seiner Braut, daß diese Ueberbleibsel zu dem Herrlichsten gehörten, was die Poesie je erschaffen hätte.

Im Herbste 1826 verließ Mörike Tübingen und führte nun die nächsten acht Jahre das Leben des wandernden schwäbischen Vikars, zuerst in Oberboihingen bei Nürtingen, hernach zu Möhringen auf den Fildern und in Köngen, Nürtinger Dekanats. Die angegriffene Gesundheit drängte zu dem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienste zu entsagen. Ungefähr ein Jahr brachte Mörike teils bei Verwandten in Oberschwaben, teils in Stuttgart zu. Auch fand sich günstige Veranlassung zu einer kleinen Reise

nach Bayern. 1829 kehrte er mit gestärktem Mute zum Pfarramt zurück; er kam als Verweser nach Pflummern bei Riedlingen an der Donau, sodann nach Plattenhardt auf den Fildern, von dort nach Owen bei Kirchheim unterm Teck. Im Spätjahr 1831 erhielt er die Amtsverweserei Eltingen bei Leonberg, hernach das Vikariat zu Ochsenwang bei Kirchheim an der schwäbischen Alb. Zwei Jahre lang blieb er hier; allein das Klima war ihm auf die Dauer zu rauh und es wurden ihm rasch nacheinander Vikariate in Weilheim, in dem ihm schon bekannten Owen und in Oethlingen zugeteilt, bis er endlich 1834 vollkommenen Besitz von der Gemeinde Cleversulzbach bei Heilbronn nehmen sollte. Neun Jahre lang wohnte Mörike mit seiner Mutter und der ihm aufs innigste verbundenen Schwester Klara in eben dem Pfarrhause, wo einst die Mutter und Schwester Schillers gewaltet hatten. Mit Justinus Kerner wurde gute Nachbarschaft gehalten, ebenso mit Karl Mayer, Schwab, Uhland.

Wenn schon die frühesten Gedichte Mörikes mit Staunen erfüllen, war sein erstes litterarisches Auftreten vollends ein unerhörtes, insofern als das Erstlingswerk ihn sogleich auf dem Gipfel seines dichterischen Vermögens zeigt. Der achtundzwanzigjährige Vikar zu Eltingen bei Leonberg trat 1832 mit seinem Roman „Maler Nolten“ an die Oeffentlichkeit. Er hatte ihn teilweise in den Gärten von Hohenheim geschrieben. Das merkwürdige Buch war bald vergriffen. Der Verfasser aber, welcher die inneren Mängel und die Fehler der Komposition rasch erkannte, gab später unter keinen Umständen einen Wiederabdruck des alten Textes zu; er beschäftigte sich mit einer Umarbeitung, die sich vornehmlich auf den ersten Teil erstrecken sollte, fand aber erst im Alter die Stimmung wieder, sich dem Werke seiner Jugend nochmals hinzugeben. Berthold Auerbach erzählt in den Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach II, 149 am 29. April 1873 von einem Besuch bei dem kränkelnden Dichter: „Mörike arbeitet sich vergebens daran ab, seinen Roman «Maler Nolten» zu erneuen. Ich habe ihm schon vor mehreren Jahren gesagt, daß das unthunlich sei; eine Jugendstimmung und gar eine romantische muß man lassen wie sie ist und darf sie nicht aus einer spätern Stimmung corrigiren. Ich erzählte ihm damals: ich kannte in Prag eine Frau,

bei der ein Maler wohnte, der lange seine Zimmermiethe nicht bezahlte. Eines Tages sagte sie ihm: «Sie können Ihre Schuld abverdienen, ich habe droben ein Bild meines Mannes hängen, machen Sie mir das Bild meines Sohnes daraus!» Die Geschichte ging damals Mörike sehr ein. Er wollte doch von seinem Vorhaben nicht lassen." Und so ist es gekommen, daß der Dichter über seiner Arbeit gestorben ist und damit ist die gleichmäßige Vollendung eines Kleinodes unserer höheren Erzählungskunst versäumt worden.

Die erneute Gestalt in welcher der „Maler Nolten" 1877, zwei Jahre nach des Dichters Tod, in die Welt trat, gilt bloß vom ersten Band; an den zweiten sollte zwar nur die glättende Feile gelegt werden, aber da, wo sich die beiden Teile berühren, gähnt eine Lücke, welche die pietätvolle Hand Julius Klaibers leise zu überbrücken gesucht hat.

Sich von dem holden Zauber, der über dieser wunderbaren Dichtung liegt, einspinnen zu lassen, gewährt einen Reiz seltenster Art. Wir halten die Handlung (nach der Neugestaltung) mit einigen Strichen fest. Der Maler Theobald Nolten ist mit Agnes, der Tochter eines biederen Försters, verlobt, und -- aus Italien zurückgekehrt — eben in den glänzenden Kreis einer deutschen Residenz getreten, wo seinem Talente die schönsten Hoffnungen aufgehen. Agnes, eine zarte sensitive Natur, hatte kurz zuvor eine sonderbare Begegnung mit einer jungen Zigeunerin, die ihr den Verlust des Bräutigams prophezeite. Das bethörte Mädchen, welches sich stets mit dem Vorwurf quält, ihrem Verlobten nicht zu genügen, verliert darüber einen Augenblick das Gleichgewicht des Gemütes und erweist einem Verwandten eine zarte Neigung, die den Schein verletzter Treue auf sie wirft. Auch Theobald war als Kind mit der geheimnisvollen Zigeunerin Elsbeth in den Ruinen eines Schlosses zusammengetroffen: die Halbirrsinnige war von dem jungen Schwärmer mit dem unseligen Gedanken geschieden, daß er ihr auf ewig angehöre, sie glaubte ihn durch einen Schwur unauflöslich an sich gebunden zu haben. Nolten hat die Zigeunerin seit jenem Tag nie wieder gesehen, aber das Erlebnis ließ eine tiefe Wirkung in ihm zurück. Der Eindruck, den Agnes von jenem Verwandten empfangen, war ein flüchtig vorübergehender gewesen,

aber Nolten — durch fremde Einmischung davon unterrichtet — würdigt die entfernt wohnende Braut keines Wortes mehr, ohne daß die Aermste eine Ahnung davon hat. Noltens Freund nämlich, der Schauspieler Larkens, der von vorneherein den Stand der Sache nur wie die künstliche Verwickelung eines Intriguenstückes, dem ein glücklicher Ausgang nicht fehlen könne, betrachtet, ist auf der Stelle — in der treuen Absicht, den Freund glücklich zu machen, entschlossen, die Rolle des Vermittlers zu spielen. Mit der Kunst begabt, fremde Handschriften nachzuahmen, tritt er in die Lücke und nimmt den abgebrochenen Faden der zärtlichen Korrespondenz mit Agnes geschickt auf, um dem Mädchen die gewohnte Herzensnahrung zu reichen. Der seltsame Briefwechsel zieht sich in die Länge. Vor dem Ende bangt freilich dem Schauspieler, welcher jeden Augenblick gefaßt sein muß, daß ein Zufall das Wagestück entdecken kann. Nolten verkehrt nun öfter im Hause des Grafen Zarlin und empfindet bald die Wirkung, die Konstanze, des Grafen Schwester, eine junge Witwe von hohem Geist und edler Anmut, auf seine noch halbwunde Brust macht. Mit Besorgnis überwacht Larkens das aufkeimende Verhältnis zwischen Nolten und der schönen Gräfin Konstanze. Die Aufführung eines harmlosen Schattenspiels — der letzte König von Orplid — durch den Maler und Schauspieler im gräflichen Hause bringt eine Wendung in die Dinge. In diesem Stück will der Klatsch Anzüglichkeiten auf den Hof gefunden haben, was den beiden Freunden eine verdrießliche Untersuchung, endlich sogar Verhaftung zuzieht, welche Larkens, der schon früher in eine unerhebliche politische Geschichte verwickelt gewesen, in gewisser Beziehung nicht unerwünscht vorkommt; er glaubt hiermit Noltens gräflichen Roman ausgespielt. Schon malt er sich aus, wie er mit dem Freund nach der bevorstehenden Freilassung zu Agnes pilgern wird. Er täuscht sich aber, denn die Gräfin Konstanze hat kaum das Mißgeschick Noltens vernommen, so ist sie fester als je entschlossen dem Maler ihre Hand zu reichen. Mit Larkens Gefangennehmung waren unterdessen alle seine Papiere und unter diesen auch der Briefwechsel mit Agnes in unberufene Hand gefallen. Der Herzog Adolf mit der Untersuchung betraut und längst auf den lebhaften Verkehr Noltens mit Konstanze argwöhnisch, spielt dieser die Briefe Agnesens zu. Schmerzlich

glaubt die Gräfin an einen Treubruch Noltens und verreist plötzlich. Der Prozeß wird zwar durch einen Kabinetsbefehl aufgehoben, die beiden Freunde frei gelassen, aber Nolten ist unter den Seelenqualen im Gefängnis erkrankt, nachdem er vergebens auf ein tröstliches Zeichen von Konstanze gewartet hatte. Eine Sendung an die Gräfin war uneröffnet zurückgekommen. Diese aber hat nach der jähen Erschütterung, in welche sie jene Entdeckung anfänglich gestürzt, bereits das schöne Ebenmaß ihres Wesens zurückgewonnen. Jetzt, da dem Schauspieler Noltens Genesung weit genug vorgeschritten scheint, geht er endlich an die Lüftung des unseligen Geheimnisses: in aller Stille rüstet er zu einer längeren Reise, schreibt zum letzten Mal an Agnes, nimmt rasch Abschied vom Freund und verschwindet. Ein diesem zurückgelassenes Paket enthält die Briefe von Agnes und die Konzepte derjenigen des Schauspielers. „In der gewissen Ueberzeugung, — schreibt Larkens an Nolten — daß die Zeit kommen müsse, wo Dein heißestes Gebet sein werde, mit diesem Mädchen verbunden zu sein, ergriff ich ein gewagtes Mittel, Dir den Weg zu diesem Heiligthum offen zu halten. Vergib den Betrug! nur meine Hand war falsch, mein Herz auf keine Weise. Ich bin Dein guter Genius und indem ich von Dir scheide, sei Dir ein anderer, besserer empfohlen. Ich meine Agnes. Setze das Mädchen in seine alten Rechte wieder ein! Du hast Dich in Deinem Argwohn geirrt. Eile zu ihr, sie wird nichts Fremdes an Dir wittern. Es steht bei Dir, ob das gute Mädchen das Intermezzo erfahren soll oder nicht; bevor ein paar Jahre darüber hingingen, würde ich nicht dazu rathen. Dann aber wird euch sein, als hättet ihr einmal im Sommernachtstraum mitgespielt, und Puck, der täuschende Elfe, lacht noch ins Fäustchen über den wohlgelungenen Zauberspaß. Ich habe Grund zu glauben, daß die Gräfin meine Correspondenz in die Hand bekommen; die Mappe war mit unter den Gerichtspapieren. Was wirst Du thun? Der Rückweg zu Konstanze steht Dir vielleicht noch offen. Du sollst freie Wahl haben. Kannst Du Dich bedenken? Denk' an das schlichte Kind im Garten hinter des Vaters Haus! Neulich hat sie die Laube zurechtgeputzt. Jeden Tag, jede Stunde erwartet sie Dich — wirst Du kommen? Wag' es, sie zu betrügen, den hellen Sommertag dieser schuldlosen Seele in dumpfe

Nacht zu verkehren!" Nolten ist wie betäubt. Der Gedanke, der edlen Konstanze als ein Elender erscheinen zu müssen, ist ihm unerträglich; das schmerzlich süße Gefühl aber, seine treue Agnes so bald ihm nur beliebt sein Eigentum nennen zu können, durchbebt ihn mit holdem Staunen. Er schreibt an die Gräfin mit schlichter Geradheit, schildert sein Verhältnis zu Agnes bis zu dem ungeheuren Irrsal, wozu die unheimliche Erscheinung Anlaß gegeben, berichtet den Eingriff des Schauspielers in sein Schicksal und erfleht endlich ein Zeichen ihrer Verzeihung, um im Schmerz des Scheidens doch die Reinheit einer heiligen Erinnerung ungetrübt mit sich nehmen zu können. Der herrliche Sinn Konstanzens verleugnet sich keinen Augenblick; hochherzig entsagt sie dem Geliebten, aber ihr Glaube an ihn ist gerettet.

Hier namentlich stehen wir vor dem Punkt, wo die Umarbeitung so sehr zu Gunsten des ganzen Werkes eingegriffen hat. In der ursprünglichen Anlage des Romans hatte Larkens selbst die Briefe Agnesens der Gräfin in die Hände gespielt; wilder Haß erfüllt sie gegen den Verräter, sie veranlaßt die Gefangennehmung der beiden und verzehrt sich, als sie Licht über den Irrtum erhalten, in qualvoller Selbstverachtung. Larkens selbst wollte erst Hand an sein Leben legen, dann entfloh er. — Der Fortschritt in der zweiten Gestalt des Buches ist unverkennbar.

Erzählen wir zu Ende. Wir treffen den Maler auf der Reise, deren Ziel nicht ungewiß sein kann, es gilt dem Ort seiner wiedergefundenen Liebe. Man muß dieses Wiedersehen auf dem Kirchhof, wohin Agnes eben ein Stück Tuch auf die Bleiche getragen hat, selbst nachlesen. Eine ähnliche Scene findet sich in unserer gesamten Litteratur nicht leicht wieder. Die Beiden verleben nun Tage ungetrübten Glücks. Nur manchmal befällt Nolten die Sorge um Larkens, dessen Spur völlig verloren gegangen ist. Nolten hat inzwischen eine glänzende Anstellung als Hofmaler im Dienste eines Fürsten erhalten; das Paar muß von der Heimat Abschied nehmen; Agnes aber, aufs neue von einer düsteren Ahnung befallen, die mit der Prophezeihung der Zigeunerin zusammenhängt, beharrt darauf, zunächst mit dem Bräutigam und dessen Schwester an Ort und Stelle zu reisen, wo dann die Trauung stattfinden soll. Das Verhängnis steht als dunkle Wolke über ihrem Haupte.

Man langt eines Abends in einer Stadt an; dort findet Nolten in einer schlechten Wirtsstube unter Handwerkern den lange gesuchten Larkens, der, um ganz von der Welt zu verschwinden, sich in seiner selbstquälerischen Stimmung bei einem Tischler in die Arbeit gegeben hat. Der ehemalige Schauspieler, in dem unglückseligen Wahn befangen, der Maler sei gekommen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, flieht, ohne Nolten gesprochen zu haben und nimmt Gift. Längst mit sich selbst zerfallen, hatte er die That langsam vorbereitet, das plötzliche Erscheinen des Freundes hat die Ausführung beschleunigt. In seinem unsäglichen Schmerz findet Nolten eine teilnehmende Seele in der Person des edlen Präsidenten, welcher in dem Tischlergesellen den einst so gefeierten Schauspieler seit geraumer Zeit erkannt hatte. In dem Landhaus des Präsidenten machen die Reisenden auf einige Tage Rast und begraben den Toten. Zu unseliger Stunde aber verrät Nolten seiner Braut das Geheimnis, welches sein Gemüt belastet, das Spiel mit den unterschobenen Briefen. Agnes erliegt dem Eindruck. In derselben Nacht stellt sich die Erscheinung wieder ein; Agnes wird halbtot im Garten aufgefunden, neben ihr die wilde Elsbeth, die Zigeunerin, die ihr vermeintliches Recht an Nolten einzufordern gekommen ist. Ueber die Seele des armen Mädchens hat sich ein Schleier gelegt: die sonderbarste Personenverwechslung zwischen Nolten und Larkens ist in ihr vorgegangen, Nolten scheint ihr Larkens, ein Doppelgänger des Geliebten zu sein — sie ist wahnsinnig geworden. Der blinde Gärtnerssohn Henni, eine versöhnend milde Erscheinung mitten in der Katastrophe, bleibt ihr einziger Gespiele. Oft sieht man die zwei in der Hauskapelle vor der Orgel sitzen, die der Blinde spielt. Eine wundervolle Scene malt der Dichter gegen den Schluß des Romans, wie der Knabe gedankenvoll vor der offenen Tastatur sitzt; Agnes, leicht eingeschlafen auf dem Boden neben ihm, den Kopf an sein Knie gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schoße. Die Abendsonne bricht durch die bestäubten Fensterscheiben und übergießt die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Kruzifix an der Wand sieht mitleidsvoll auf sie herab. Noch einige qualvolle Tage vergehen, da wird die Leiche des Mädchens, das sich in einen Brunnen gestürzt hat, ins Schloß getragen. Die Nacht vor dem Begräbnis erwacht

Nolten über einer sonderbaren Musik, eilt hinaus und wird von den aufgeschreckten Schloßbewohnern tot gefunden. Ein heftiger Schrecken hatte die von Kummer und Verzweiflung erschöpfte Natur getötet. Nicht weit von der Unglücksstätte an der Landstraße stieß man auch auf den entseelten Körper der Zigeunerin, die vor Entkräftung liegen geblieben war.

Der „Maler Nolten“ ist zur Hälfte ein psychologischer, zur Hälfte ein Schicksalsroman. Mörike steht halb in der Romantik, halb hat er sich zu Goethe'scher Idealität erhoben. Von einem mystisch-romantischen Hintergrund hebt sich leuchtend die klare naturgemäße Handlung ab. Aber Noltens fatalistische Wahlverwandtschaft mit der dämonischen Zigeunerin, die wie das Fatum auftritt und in Wirklichkeit eine nahe Blutsverwandte Noltens ist — diese Wahlverwandtschaft schafft im Verborgenen, ohne jene Annäherung der wahlverwandten Personen, die in Goethes Roman so bewunderungswürdig dargestellt ist und darum ist — wie Vischer bemerkt — der Schluß des Ganzen unbefriedigend, endet mit einer schneidenden Dissonanz, wirkt, nach dem Ausdruck von Hermann Kurz, „weltgerichtlich.“ Hier liegt der wunde Fleck des Werkes. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß Mörike an geheimnisvoll wirkende Kräfte in der menschlichen Natur, an Ahnungen, sogar mystische Erscheinungen glaubte.

Die Konzeption des Romans ist eine wundervolle. Die Hauptfiguren treten in vollendeter Plastik aus dem Rahmen heraus. Nolten selbst zeigt freilich am wenigsten Individualität, er ist sachgemäß mehr der passive Mittelpunkt der Handlung. Dafür ist der Schauspieler Larkens, die bedeutendste männliche Figur, scharf umrissen: Hypochonder, übersättigt vom Genuß des Lebens, auf der anderen Seite aber mit Gefühlsinnigkeit und einem genialen Humor ausgestattet, hat er dadurch, daß er die Vorsehung spielen wollte, seine tragische Schuld auf sich genommen. Ein psychologisches Meisterstück, voll unbewußter, unendlich rührender Poesie ist Agnes. Der Dichter zeigt hier und in der Schöpfung der Konstanze seine Verwandtschaft mit Goethe, dem vorzüglichsten Darsteller des weiblichen Ideals, nicht minder auch in der epischen Ruhe des wahrhaft klassischen Stils; da begegnet uns nirgends das Hastige unserer modernen Romanschriftsteller, nirgends eine bloße Effektscene, von

Empfindsamkeit keine Rede. Wer den Dichter in Bildern sucht, hebe nur das eine heraus. Auf das herzliche Gekicher der Mädchen wird ein Gleichnis angewendet. „Die Elfen — heißt es — pflegen sich bei Nacht mit allerlei lieblichen Dingen, unter anderem auch mit einem Kegelspiel von purem Gold die Zeit zu verkürzen; wenn alle Neun fallen, nennen sie es ein goldenes Gelächter, weil der Klang dabei gar hell und lustig ist." Mörike weiß das Tragische wie das Komische — man denke an die Figur des Barbiers Wispel — mit derselben Meisterschaft zu beherrschen. Für einen Achtundzwanzigjährigen, der dazu von der Welt noch nichts gesehen, war dieser „Maler Nolten" ein beispielloses erstes Debut; aber die gewaltigen Schicksalsstoffe, an die sich der jugendliche Dichter hier gewagt, wollte er nicht wieder berühren; was er von jetzt an erzählt, ist zumeist ein heiteres Ereignis, ein Schwank, ein Idyll, ein Märchen. Schön äußert sich Ludwig Bauer (Schriften S. LIV) am 10. November 1832 dem Freunde gegenüber: „Nolten ist, ohne Ruhm zu melden, ein Meisterstück, ausgezeichnet durch Wahrheit und psychologische Tiefe, während sich ein leiser bänglicher Hauch von Poesie auch über die klarsten Züge des Gemäldes verbreitet. Denn unheilverkündend ist der ganze Horizont, der Noltens Leben umfängt; selbst die Farbe der Gegenden, der Flug der Vögel ist wie vor Ausbruch eines Gewitters. Es ist nicht möglich, etwas zu hoffen und allmählig geht das düstere Vorgefühl in ein Grauen über, wie es nur die Mitternacht oder Shakespeare in mir wecken konnte, ein Grauen, das überhaupt nur dann in uns entsteht, wenn wir auf ächt künstlerische oder rein menschliche Weise eben bis an den Saum eines Jenseits gehoben werden, ohne dabei das Diesseits zu verlieren. Und um so tiefer geht jener gespenstische Schauer, weil man sich mit ganzem Herzen in einen Knäuel fremder Geschicke hineingeflochten und sein Gemüth in den zartesten Saiten erschüttert fühlt. Um so wohlthuender wirkt aber auch die Ruhe, die der Erzähler zu erkennen gibt und der feine Tact, mit welchem alles motivirt wird, als wäre es mehr um ein historisches Interesse zu thun, und die gediegene Klarheit, zu welcher fast alle Gedanken durchgearbeitet sind. Ich habe es bisher für unmöglich gehalten, sich so ganz in einem Producte abzuprägen, wie Du dieses Werk zu einem Abbilde Deines Geistes gemacht hast" ꝛc. Ludwig Tieck

bekannte, daß er seit dem „Maler Nolten“ nun wieder an die Triebkraft der deutschen Poesie glaube.

Mit Wilhelm Zimmermann veröffentlichte Mörike 1836 das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten.“ Darin befinden sich zwei der schönsten Lieder Mörikes, das „Bacchusfest“ (später zur „Herbstfeier“ umgestaltet), „Erstes Liebeslied eines Mädchens“ und die Märchennovelle „Der Schatz.“ Hier läßt der Dichter seinem phantastischen Humor freien Lauf in einer bunten, fast übermütigen Verflechtung rein wirklicher Erzählung mit abenteuerlich Märchenhaftem. Hermann Kurz in seiner Erstlingsnovelle „Das Wirtshaus gegenüber“ (1836, Gesammelte Werke, Bd. VIII) pries das Ganze als einen Schatz der Poesie: „Diese Fee Briskarlatina, die Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln, die räthselhafte Edelfrau, der Wegweiser, der die hölzernen Hände zusammenklatscht, der kleine Feldmesser, der Europa auf der Homann'schen Landkarte bereist, das Waidefegerfest, das unbefangene liebliche Mädchen Josephe — das sind köstliche Gaben, welche die Poesie nur ihren Sonntagskindern schenkt.“

In den Mai 1837 fällt Mörikes persönliche Bekanntschaft mit dem ihm in vielen Stücken so nahe verwandten Hermann Kurz. Der kürzlich publizierte Briefwechsel der beiden Dichter bildet das teure Vermächtnis ihrer Freundschaft. Anlaß dazu bot dem jüngeren Kurz Mörikes unvollendeter Operntext „Die Regenbrüder“, der von Ignaz Lachner damals in Musik gesetzt wurde. Zur Ausführung der letzten Scenen aber mangelte dem Dichter die Stimmung; Mörike litt noch an den Nachwehen einer langwierigen Krankheit. Auf Ludwig Bauers Vermittlung hin hatte sich der in Stuttgart als Schriftsteller weilende Hermann Kurz bereit finden lassen, die fehlenden Scenen zu ergänzen, und von nun an entspinnt sich eine reiche, für das Schaffen der beiden Dichter äußerst wichtige Korrespondenz, die zwar hier und da, namentlich in dem bewegten Jahre 1848, einen Unterbruch erlitt. Allein trotz Mörikes Abneigung gegen alles, was an politische Debatte bloß streifte und trotz der eifrigen Teilnahme, mit welcher sich Kurz als Redakteur des „Beobachter“ geraume Zeit hindurch ganz dem Betrieb radikaler Tendenzen widmete, wurden die abgebrochenen freundschaftlichen Fäden immer wieder aufgenommen bis zum Tode von H. Kurz.

Den einen Wilhelm Hartlaub ausgenommen, dessen Briefwechsel mit Mörike sich der Oeffentlichkeit nicht wird entziehen können, hat sich der Dichter keinem anderen seiner späteren Freunde so herzlich gegeben, wie zeitweilig Hermann Kurz. Ihm erzählt er auch, wie er im Sommer 1837 das halbvergessene Grab von Schillers Mutter (gest. 29. April 1802) auf dem Cleversulzbacher Friedhofe mit einem steinernen Kreuze und einer Inschrift geschmückt hat. „Jetzt — schreibt er am 30. Juni — etwas zum Beweis, wie ordentlich zuweilen doch die Heiligenpflege sich mit der Poesie verbindet. Wie Sie wissen, liegt Schiller's Mutter auf hiesigem Kirchhof begraben. Als ich hierher kam, fand ich die Stätte durch nichts als einen mittelmäßigen Fruchtbaum bezeichnet. (Im Orte selber wußten nur zwei alte Leute Etwas von der «Frau Majorin» zu sagen, dies war im Löwenwirthshaus, das mit den Pfarrfamilien jederzeit, besonders auch mit dem Pfarrer Frank, dem Schwiegersohn von Schiller's Mutter, in gutem Vernehmen gestanden. Der Wirth war zugleich Bäcker und die Majorin, eine heitere, zutrauliche Frau, sagte manchmal, sie sei in Bäckerhäusern immer gerne, weil sie in einem solchen auferzogen worden.) Ich ließ vor der Hand einen regelrechten Hügel von guter Gartenerde aufwerfen und fest mit Rasen umkleiden und oben mit einigen Blumen bepflanzen. Indessen verdroß es mich immer, nicht irgendwie eine dauerhafte Inschrift anbringen zu können. Denn wie leicht könnte nach der unglaublichen Gleichgültigkeit, womit man die Sache bisher ignorirte, die Stelle ganz in Vergessenheit kommen! Nun geh' ich neulich in der Morgensonne auf den Platz und sehe ein etwa vier Schuh' hohes, sehr starkes steinernes Kreuz in einem Winkel lehnen, welches inzwischen bis über die Arme in die Erde gesunken und soeben ausgegraben worden war, weil es dort hinderte. Soweit ich die Inschrift entziffern konnte, war es über hundert Jahre alt und wahrscheinlich für die Frau eines Geistlichen errichtet. Es hatte seine ursprüngliche Bestimmung verloren und ich beging somit keinen Raub, wenn ich ihm eine neue anwies. Nachdem ich Anzeige von meinem unschuldigen Vorhaben gemacht, welches auch keinen Widerspruch erfuhr, ließ ich den altfränkischen Schild mit der Inschrift, sowie er über und unter den Achseln des Kreuzes herumging, sorgfältig weghauen, daß nur ein schlichtes, wohlgeformtes Kreuz von

ziemlicher Höhe dastand, das ich sofort in meinem Garten in eine Laube bringen ließ, um ihm die zwei Worte: «Schiller's Mutter», womit es versehen werden sollte, noch eigenhändig einzugraben. Ich habe hierin einige Uebung und sind die Lettern, tief und scharf, Fractur, auch so glücklich gerathen, daß jeder Steinmetz mit Vergnügen sich zu dieser Arbeit bekennen würde. Am Feiertag Johannis, den 24. Juni, nach der Morgenkirche wurde der Stein unter meinen Augen vom Maurer auf den Hügel gepflanzt, wo er sich nun sehr stattlich und sauber im Schatten des Baumes ausnimmt, der seinerseits auch viel dadurch gewinnt. Daß mir kein Mensch einen Großdank dafür gibt, thut ihm nichts und macht mir die Sache nur um so eigener und lieber." (Vergl. auch Gedichte S. 102.)

Es hat sich aufs schönste gefügt, daß die Mutter Mörikes nach vier Jahren neben diejenige Schillers zu ruhen kam. Bekanntlich ist den beiden Dichtermüttern am 9. Mai dieses Jahres (1885) ein gemeinsamer Denkstein gesetzt worden.

1838 erschienen die Gedichte Eduard Mörikes. Dieselben bezeichnen den Mittel- und Höhepunkt seines gesamten Schaffens. Das bescheidene Bändchen, großenteils Erzeugnisse der Studenten- und Vikariatsperiode enthaltend (neu aufgelegt 1845, 1856, 1867 und 1878), ist in der letzten Ausgabe fast um das Doppelte angewachsen, wobei nirgends ein Nachlassen der poetischen Kraft spürbar wird. Es ist oft ausgesprochen worden, daß Mörike als Lyriker Goethe am nächsten kommt. In Hinsicht auf Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, unmittelbaren Ausdruck des Gedankens, Grazie und Zierlichkeit der Form gewiß; in einem Punkt überbietet er den großen Meister: der schalkhafte Humor klingt in Goethes Liedern nicht so voll und so anmutig an, wie bei dem schwäbischen Dichter. Mörike hatte ein feines Ohr für alles, was Wohllaut heißt. Dadurch erzielte er die gesättigte sprachliche Musik seiner Lieder. Daß er ein unvergleichliches Verständnis für Musik selbst besaß, zeigt die herrliche Mozart-Novelle. Jahns „Mozart", Chrysanders „Händel" gehörten zu seinen Lieblingsbüchern. Der „Erlkönig" von Schubert erschien ihm bei großen Schönheiten als ein zu „grelles und den Charakter des Gedichtes gewissermaßen aufhebendes Prachtirstück." Mit Vorliebe verkehrte er mit musikalisch angelegten Naturen, so mit Hartlaub, Ludwig Bauer, sodann mit Hetsch und Friedrich

und Emil Kauffmann, den vorzüglichen Komponisten seiner Lieder. Von Tonsetzern, die nach Mörike'schen Gedichten griffen, sind außerdem zu nennen: Brahms, Schumann, Robert Franz, Pauline Viardot-Garcia, O. Scherzer, R. v. Hornstein, Hans Huber u. s. f.

Mörike wandelt anfänglich die Bahn der rein liedartigen Lyrik, später wendet er sich mit Vorliebe dem Gelegenheitsgedicht, dem heitern Stimmungsbilde zu. Mehr und mehr macht sich der Einfluß der Antike geltend. Für die idyllische Poesie zeigt er eine Begabung sondergleichen. Seine Welt ist die des Innern, sein Element Liebreiz und Schönheit. Hier glänzende Lichter, dort ahnungsvoller Dämmerschein. Deutsche Innigkeit hat er mit der heitern Form der Griechen verschmolzen. Der kompetenteste Beurteiler von Mörikes Eigenart, Fr. Th. Vischer, faßt seine Ansicht über den Lyriker Mörike in die Worte zusammen: „von der schwäbischen Gruppe der romantischen Schule hat er das Naive, von der norddeutschen das traumhaft Phantastische, von der classischen Verzweigung unserer letzten poetischen Blüthe das rein menschliche, griechisch schöne Gefühl Hölderlins, von Goethe die plastisch edle Seelenmalerei in der Schilderung tiefer Empfindungskämpfe". Den schlicht naiven Ton des Volksliedes schlug nur Goethe an, wie er. Lieder wie „Agnes", „Das verlassene Mägdlein", „Ein Stündlein wohl vor Tag", „Schön Rohtraut", „Zwei Liebchen", „Soldatenbraut", „Die schlimme Greth", „Der Gärtner", „Jung Volker", „Suschens Vogel" u. s. w. sind tief aus dem klarsten Born der Volksseele geschöpft. Goethesch gedacht sind „Das Jägerlied", „Er ists", „Um Mitternacht", „In der Frühe", „An eine Aeolsharfe", mit der hinreißenden musikalischen Malerei (nun von Brahms komponiert). Welch ein Behagen zieht sich durch die Idyllenpoesie unsers Dichters! Welche milde Heiterkeit liegt über dem wunderlieblichen „Thurmhahn" (ursprünglich in einer württembergischen Kirchenzeitung erschienen) ausgebreitet, oder über den Stücken — man braucht sie nur zu nennen — „Besuch in der Karthause", „Waldidylle", „Ländliche Kurzweil", „Hermippus", „Ach, nur einmal noch im Leben", wahren Wunderwerken der Poesie! Beinahe unerreicht steht Mörike da, wo es sich um Darstellung des Komisch-Schalkhaften handelt. Sein Humor ist bloß ein lächelnder, nie verletzender. Die Leser Mörikes werden gleich an den „Sichern

Mann" denken, jenes biedere Ungetüm mit dem gräulichen Borstenhaupt und den unendlichen Stiefeln. Suckelborsts Thun ist lauter Nichts und voll thörichter Grillen; ab und zu tritt er einen Meilenzeiger um, oder zur Winterszeit streckt er sich nach seiner ganzen Länge ins beschneite Blachfeld und ergötzt sich, wenn er aufgestanden, an seinem Konterfei mit bergerschütterndem Lachen. Da besucht ihn einst, wie er eben in seiner Höhle den Fraß verdaut, Lolegrin, der Spaßmacher der seligen Götter und entbietet ihm mit schelmischem Ernst, indem er sich auf dem Stiefelabsatz des Ruhenden niederläßt — Moritz von Schwind hat die köstliche Scene im Bild festgehalten — den Gruß der Himmlischen, welche den Sichern zum Lehrer der Menschheit bestimmt hätten. Denn damals, als Suckelborst noch ungeboren im Schoß der steinernen Kröte geschlafen, hätten die Götter ihn mit hohen Gesichten gesegnet und ihm gezeigt, wie alles in der Schöpfung geworden und noch werden solle. Dieses den schweigsamen Helden und Weisen der Unterwelt zu verkünden, sei der hehre Beruf des sichern Mannes; aber umsonst hätten die Unsterblichen bis jetzt seiner geharrt. Der Sichere steht wie vom Donner gerührt, endlich hebt er halblaut zu brummen, dann gottlos zu fluchen an. Aber er glaubt den Himmlischen nicht trotzen zu sollen und geht schwitzend an sein Werk. Erst muß er ein Buch haben, die wundersamen Gedanken, welche aus den rußigen Kammern seines Gehirns zum Vorschein kommen, aufzuschreiben. In der Mondnacht steigt er nach dem nächsten Dorfe hinunter, hebt ein Dutzend Scheunenthore aus den Angeln und bindet sie mit Stricken zusammen. Als elegante Einbanddecke dienen die stattlichen rotbemalten Thorflügel aus der Scheune des Schulzen. Nun kommt der Geist über ihn, er legt sich vor das offene Buch nieder und holt mit mächtiger Kohle aus zu Strichen, grad wie krumm und in unnachsagbaren Sprachen. Endlich erfolgt das Punktum, reichlich groß wie ein Kindskopf; dann erhebt er sich und stärkt sich mit bedeutender Mahlzeit. Er reist auf einsamen Pfaden nach der Unterwelt, winkt den erst tötlich erschrockenen Schatten heran, lehnt sein mächtiges Manuskript gegen einen Hügel, räuspert sich unter prasselndem Echo und beginnt alsdann seinen erhabenen Vortrag über Entstehung der Welten. Aber Satan, das schwarze gehörnte Scheusal, hat sich hinter den unverdrossenen Sprecher geschlichen,

schneidet Gesichter, schlägt Purzelbäume und reizt das Publikum zu beständigem Lachen; jener, in würdiger Ruhe verharrend, stellt sich, als ob er nichts bemerkte und doziert weiter. Endlich, als es der Teufel gar zu bunt treibt und seinen Schweif dem Redner in die Tasche schiebt, als ob ihn fröre, da greift der Sichere ruhig rückwärts und reißt dem Bösen den Schwanz bis zur Wurzel aus und, indem er den ehrfurchtsvollen Seelen sinnend das Objekt vorhält, verkündet er prophetisch: dreimal werde der sichere Mann dem Teufel den Schwanz ausraufen, neu zwar sprosse selbiger hervor, gerate aber immer kürzer, bis endlich dem Bösen Mut und Stärke vergehen und er von allen verachtet werde; dann komme ein großer Festtag für Erde und Hölle. So spricht Suckelborst, legt den Schweif als Zeichen in das Buch, schmettert den Deckel zu und zieht ab unter unermeßlichem Beifallklatschen und freudigem Aufruhr. Lolegrin aber, der das ganze Spektakel heimlich mit angesehen, in Gestalt der Cicade sich auf dem Zweig einer schwarzen Weide wiegend, schwang sich empor zu den Göttern, „ihnen treulich zu melden die Thaten des sicheren Mannes und das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen.“ — Hieher gehört ferner der nicht genug zu preisende graziöse Schnack „Waldplage“, ferner „An meinen Vetter“ (unter der „Sommerweste“ steckt ein geliebter Bruder), „An Longus“ (abermals auf einen Bruder gehend), „Häusliche Scene“, „An Philomele“, „Abschied“ &c. — Des Dichters Neigung geht nicht bloß dahin, das Unbedeutende zu beseelen; es finden sich in der Sammlung auch die besten Erzeugnisse hohen Stils. Man erinnere sich an Gedichte wie: „An einem Wintermorgen“, „Besuch in Urach“, „Mein Fluß“, „Gesang zu Zweien in der Nacht“, „Cantate bei Enthüllung der Statue Schillers“, „Erinna an Sappho“ u. s. w. Selten ist bei einem Dichter das gediegene Gold so mit Händen zu greifen, wie bei Mörike. Seine wenigen Balladen besingen keine gegebenen Stoffe, alles ist Spiel der Phantasie, welche am liebsten, die Gebiete des Mythischen, Märchenhaften streift. So „Die traurige Krönung“, „Die Schiffer- und Nixenmärchen“, „Die Geister am Mummelsee“, der seltsame „Feuerreiter“ &c. — Für das Derbe, das Unedle hat diese weiche, keusche Dichterseele keinen Raum. Von der beliebten Zerrissenheit oder der Selbstbespiegelung keine Ahnung.

Tendenz, vollends politische, wird Niemand bei Mörike suchen. Sage man aber deshalb nur nicht, er sei kein Patriot gewesen! Die Geschicke seiner engern Heimat, diejenigen Deutschlands drangen ihm eben so sehr zu Herzen als jedem andern guten Vaterlandsfreunde. Die beste Antwort auf derartige Einwürfe improvisierte er im großen Jahre 1870: „Beschämt hat mein Gedicht geschwiegen Bei deinen Thaten, deinen Siegen, Und andre, die darob mich schalten, Hätten besser auch den Mund gehalten“. — Mörikes Poesie erhebt sich auch in das religiöse Gebiet: so die innig zarte Legende von „St. Michael's Feder“, sein herrliches Charfreitagslied: „O Woche, Zeugin heiliger Beschwerde“, oder jenes rührende: „Wo find' ich Trost?“, das Agnes im „Maler Nolten“ singt. Seine Bildersprache, in der er edles Maß gehalten, ist von ausgewählter Schönheit: die holde Nacht geht mit leisem Tritte auf schwarzem Sammet, wie ein Gewebe zuckt manchmal die Luft, dazwischen hört man Töne von seligen Feeen, die im blauen Saal zum Sphärenklang silberne Spindeln hin und wieder drehen; die heilige Nacht, gebückt auf ihre Harfe, stößt träumend mit dem Finger an die Saiten; die Purpurlippe des Tages, die geschlossen lag, haucht halbgeöffnet süße Atemzüge; des Morgens früh glänzet ein Hahnenschrei empor; aus dem Gebüsch trieft Nachtigallschlag wie Honig durch das Gezweig und sprüht wie Feuer zackige Töne; sein Herz webt in golden grüner Zweige Dämmerung die Erinnerung alter unnennbarer Tage; die donnernden Massen des Rheinfalls sind ihm Rosse der Götter, die, eines über dem Rücken des andern, herunterstürmen und silberne Mähnen umherstreuen; an der rosigen Pforte des Paradieses lehnt Wache haltend, hellgelockt, ein Engel, hingesenkt ein träumend Ohr den ew'gen Melodien, die im Innern sind u. s. w. — Unveröffentlicht sind eine Menge reizender Gelegenheits- und Hausverslein, versiculi familiares, wie er sie nannte. Eine schöne ungedruckte Strophe mag diesen kurzen Lebensabriß schmücken.

„Des Herrlichen, womit die volle Welt
Uns überdrängt, sich mächtig zu erwehren,
Und Lust und Leid, worin er sich gefällt,
In tausend Herzen bleibend zu verklären,
Erglüht der Sänger schwärmend im Gedicht
Meist ohne Dank, zum mindsten fühlt er's nicht.“

1839 veröffentlichte Mörike eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen als „Iris“, Altes und Neues bringend, so den „Schatz“, „Die Regenbrüder“, „Der letzte König von Orplid“, „Lucie Gelmeroth“ (schon 1834 in der „Urania“ mitgeteilt), und „Der Bauer und sein Sohn“. Lucie Gelmeroth ist eine psychologisch fein angelegte Novelle und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn“ gehört zu den besten seiner Gattung. (Die drei Erzählungen aus der „Iris“ wurden 1856, um das Märchen „Die Hand der Jezerte“ vermehrt, als „Vier Erzählungen“ wieder abgedruckt). 1840 erschien das erste und einzige Bändchen: „Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen“. Mörike bediente sich bei dieser Anthologie zumeist der bereits vorhandenen alten guten Uebertragungen, manches wurde ineinander verarbeitet, ergänzt und neu übersetzt. Aus eben dieser Beschäftigung mit den Alten ist 1855 eine gemeinschaftlich mit Friedrich Notter unternommene Uebersetzung der Idyllen des Theokrit, Bion und Moschos, und 1864 eine Revision und Ergänzung von Degens Uebersetzung des Anakreon hervorgegangen. 1844 besorgte Mörike die Herausgabe der Gedichte seines längst gestrandeten Jugendfreundes Waiblinger.

1843 legte Mörike seine Cleversulzbacher Stelle ganz nieder. Das geistliche Amt entsprach seiner innersten Neigung nicht, obwohl sein Gemüt auf tiefreligiösem Grunde ruhte. Seit langem hatte er sich infolge wiederholt auftretenden Kränkelns genötigt gesehen, sich durch einen Vikar vertreten zu lassen. Was er hier in dem trauten Cleversulzbach und wohl auch noch später allzu sehr liebte, war die Hingabe an die Beschaulichkeit, an einen poetischen Quietismus, welcher auch seine Produktion quantitativ beeinträchtigte. Qualitativ hat Mörike genug geschrieben, was unvergänglich fortbestehen wird. Das nächste Halbjahr verbrachte er mit der treuen Schwester bei dem Freunde Hartlaub in Wermuthshausen, siedelte dann nach Schwäbisch-Hall und 1845 nach Mergentheim über, wo er früher schon das Bad gebraucht hatte. Um diese Zeit (1846) kam er auch wieder einmal einige Schritte über sein Schwabenland hinaus; während eines Sommeraufenthaltes lernte er den Bregenzer Wald und die nächstgelegenen Schweizerkantone kennen. Damals entstand seine „Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glocken-

diebe. In sieben Gesängen" (1846). Namentlich auf Jakob Grimms Veranlassung wurde ihm für die anmutige Dichtung der Tiedgepreis zugesprochen. Dieselbe leidet freilich abermals an einem Kompositionsgebrechen, welches die Einheit der Handlung stört. Es werden nämlich zwei verschiedene Erzählungen ineinander geschoben. Am Gestade des Sees steht eine uralte, verfallene Kapelle. Der lustige Fischer Martin erzählt einst dem Schneider Wendel, welcher in der Nähe mit Heumachen beschäftigt ist, die Sage von der wunderbaren Glocke, die — was kein Mensch ahnt — noch droben im Gebälk des schlanken Thürmchens hange. Wendel läßt sich bethören und macht sich nächtlicher Weile daran, dieselbe zu stehlen, findet aber statt ihrer im Glockenstuhle einen ungeheuren dreispitzigen Hut, den Auswurf seines Geschlechtes, am Stricklein baumeln. Unterdessen ist der mutwillige Fischer, von welchem der Filz hinaufgeschafft worden, dem Glockendiebe nachgeschlichen und spielt dem Ertappten auf der Klarinette die alte Weise vor: „Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen." Mitten in diesen harmlosen Schwank greift nun ein zweiter, gleich umfangreicher, nicht bloß episodisch behandelter ein; es ist eine Jugenderinnerung des Fischers Martin, welcher einst, um einen Freund zu rächen, dem die Braut untreu geworden, der anderweitig Vermählten in der Hochzeitsnacht den Wagen mit der Aussteuer auf eine einsame Waldwiese hatte führen lassen; dort war von den losen Gesellen der Hausrat Stück um Stück ausgeladen, aufgestellt oder an Bäume gehängt und ein toller Brautschmaus veranstaltet worden. Im übrigen sprüht das Gedicht von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit. Alles atmet frische Seeluft und das Landschaftsbild ist bezaubernd wie ein „herbstkräftiger" Septembermorgen am schwäbischen Meere.

1851 erhielt Mörike einen Ruf an das Katharinenstift in Stuttgart, um dort als „Pfleger weiblicher Jugend" wöchentlich eine Stunde über deutsche Litteratur zu lesen. Zugleich ging der Siebenundvierzigjährige mit der Mergentheimer Freundin Margaretha von Speth seine Ehe ein, aus welcher zwei Töchter entsprossen sind. Auf das Lehramt verzichtete er zum großen Schmerze seiner Mädchen 1866 infolge eines Halsleidens.

Weihnacht 1852 brachte sein Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", ein mit Poesie und goldenem Humor durchtränktes

Gebilde von unvergleichlicher Anmut, aufgebaut auf den Grund schwäbischer Traditionen und örtlicher Bräuche. Auf der einen Seite die Geschichte von dem drolligen Pechschwitzer, genannt Tröster, mit seinen zwei Paar Glücksschuhen und dem Hutzelbrot, Dinge, welche an den beiden Liebesleuten, dem Schustersepp und der Vrone Kiderlen erprobt werden; auf der andern die aus eitel Duft und Poesie gewobene Gestalt der schönen Lau, welche, im Blautopf, einem sehr herrlichen Quell hinter dem Kloster Blaubeuren weilend, fünfmal von Herzen lachen sollte, um die Gunst ihres grämlichen Gemahls, eines Donaunixes, wieder zu gewinnen, was ihr auch schließlich mit Hilfe der wackern Bewohner des Nonnenhofes gelingt — all' das ist zu einem einheitlich gestalteten Sagenbild von wunderbarer Schönheit verschmolzen, auf das der milde Humor des Dichters sich am vollsten ergossen hat. Die köstliche schwäbische Sprachfärbung verleiht dem „Hutzelmännlein" die Naturfrische der Dialektdichtung.

Das Jahr 1856 förderte jenes Juwel deutscher Erzählungskunst „Mozart auf der Reise nach Prag" zu Tage. Die Handlung oder besser die Situation ist die einfachste. Ein kurzer Glückstag aus dem Leben des unsterblichen Meisters, welchem, als er auf der Fahrt nach Prag zur ersten Aufführung des „Don Juan" begriffen ist, ein anmutiges Reiseabenteuer zustößt, das — alles ist freie Erfindung des Dichters — nach kurzer Verwickelung die schönste Lösung findet; der liebenswürdige Maestro verdirbt — mit Hermann Kurz zu reden — in kindlicher Unbewußtheit einer edlen Familie eine Ueberraschung, um derselben eine doppelt freudige zu bereiten. Auf den hellen Lebenstag wirft die Ahnung eines frühen Todes am Schlusse ihren schwermütigen Schatten. Theodor Storm hörte bei seinem Besuch in Stuttgart im August 1855 den Dichter sein eben fertig gewordenes Werk selbst vorlesen. Er erzählt auch, wie ihn damals Mörike an die Wiege des schlafenden Töchterleins führte und, auf zwei Rotkehlchen deutend, die im Bauer vor dem Fenster standen, meinte: „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wolle das Kind nit wecke."

Nach der letztgenannten Novelle sind außer einigen Gedichten keine Erzeugnisse mehr von Mörikes Muse an die Oeffentlichkeit getreten.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte der Dichter teils in Stuttgart und Nürtingen zu, teils in ländlicher Abgeschiedenheit zu Lorch und Bebenhausen. Der traute Familien- und Freundeskreis war die Quelle seiner reinsten Freuden. Am liebsten vertiefte er sich in Kunstgegenstände und suchte selber die zierlichsten Werke dieser Art hervorzubringen, oder er lebte in stillem Verkehr mit den auserwähltesten Geistern der Menschheit und spann seine Träume. Er war sinniger Handschriftensammler: von Goethe besaß er die kindlichen Schülerarbeiten, welche Hermann Kurz im „Morgenblatt" veröffentlicht hat, von Schiller u. a. ein Blatt Studien zum „Wilhelm Tell", daneben manches von Hölderlin und anderen. Immer wahrhaft, einfach, ungesucht, bescheiden, von lauterster Güte, liebenswürdig, geistvoll, besaß Mörike die wunderbare Gabe, alles mit dem Glanz der Poesie zu verklären. Er bezauberte damit jeden, der in seine Nähe trat. Sein Humor, seine Laune ruhte unverrückt auf diesem Grunde. Wie alle Schwaben war er ein unerschöpflicher Anekdotenmann.

An äußern Auszeichnungen und Ehren fehlte es ihm nicht. Die Universität Tübingen verlieh ihm 1852 den Doktorgrad „für seine vorzüglichen Verdienste um die schwäbische Dichtkunst"; er war Inhaber des bayrischen Maximilianordens, der nach seinem Tode auf niemand Würdigeren als auf Gottfried Keller übergehen konnte. Heyse widmete ihm seine „Braut von Cypern", Moritz von Schwind und Eugen Neureuther erfreuten ihn mit ihren genialen Illustrationen.

Von treuer Fürsorge bis zum letzten Augenblick umgeben, ist Mörike am 4. Juni 1875 in Stuttgart gestorben. Fr. Vischer rief dem teuren Manne zwei Tage nachher über der offenen Gruft sein schönes Lebewohl nach. Wilhelm Rösch hat die freundlich milden Züge des verklärten Sängers in der schönen Büste unübertrefflich wiedergegeben.

Bibliographie.

Eduard Mörikes gesammelte Schriften, Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1878; Friedrich Theodor Vischer in den kritischen Gängen, Bd. II, 216 ff., die Grabrede desselben bei Fr. Notter, Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter, 1875; Vischers Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals in der Schwäbischen Chronik vom 6. Juni 1880, Nr. 133; beide Reden wiederholt in Altes und Neues I, 175; David Fr. Strauß in dem Aufsatz über Ludwig Bauer, (1847) in den kleinen Schriften; die Briefe in Ludwig Bauers Schriften, 1847; Gustav Schwabs kleine prosaische Schriften, 1882, S. 213—236; B. Gugler in Chrysanders allgem. musikalischer Zeitung, 1875, Nr. 43—44; Blaze in der Revue des deux mondes, 1845; Heyse in der Einleitung zu den gesammelten Werken von Hermann Kurz; J. E. Günthert in Birlingers Alemannia, III, S. 193—205; K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, II, S. 173 ff.; Emil Kuh, Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt, 1875 (Separatabdruck aus Nr. 134 u. 135 der Wiener Abendpost); Th. Storm, meine Erinnerungen an Eduard Mörike (1876), in den ges. Schriften, XIV, 141—173; Theobald Ziegler in den Studien u. Studienköpfen, 1877, S. 271—304; Fresenius in den Grenzboten, 1879; W. Lang, im Neuen Reich, 1875, Nr. 26; Julius Klaiber, Eduard Mörike, Zwei Vorträge über ihn, 1876 und in der Einleitung zu den gesammelten Schriften; Dr. Hermann Fischer, Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters, 1881; derselbe, Jugendbriefe Eduard Mörikes an Wilhelm Waiblinger in der Neuen Zürcher Zeitung, 1883, Nr. 132, 134, 136; Baechtold in der deutschen Rundschau, XI, S. 269—284, 1884 (darin die autobiographische Skizze); derselbe, Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, 1885; Pressel, das Pfarrhaus in Cleversulzbach, 1885; Waldmüller (Duboc) in Westermanns Monatsheften, Bd. 40, S. 59—70 (1876); P. Heyse im Litterarischen Blatt des deutschen Kunstblattes, 1854, Nr. 1; A. Mayr, E. Mörike, eine litterarisch-aesthetische Untersuchung (ursprünglich Bozener Programm); A. Rümelin, in der Gartenlaube, 1875, Nr. 29: Zur Erinnerung an E. Mörike; Günthert, Mörike und Notter (1885); [Carl Weitbrecht, Das Pfarrhaus in Cleversulzbach. Programm der Höhern Töchterschule Zürich 1887; Richard Weitbrecht, Aus Mörikes Dichterwerkstatt, Beilage zur Allg. Zeitung, München, 1. und 2. Februar 1888; derselbe, Eduard Mörike, Daheim XXVII, Nr. 14, Januar 1891 (mit Facsimile); Baechtold, Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike (in der Deutschen Rundschau, 1889, viertes Heft); derselbe, Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike, 1890; derselbe, Eduard Mörike

Ungedruckter Nachlaß; Deutsche Dichtung, Bd. X, Heft 11 (Sept. 1891): Gedichte; Heft 12 (Sept. 1891): Briefe Mörikes an Johannes und Elise Mährlen; Bd. XI, Heft 1 (Okt. 1891): Gedichte; Heft 3 (Nov. 1891): Briefe Mörikes an seine Braut; Heft 4 (Nov. 1891): Briefe Mörikes an Rektor Karl Wolff; Rudolf Krauß, Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Stuttgart 1895; derselbe, Eduard Mörike. Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode, in der Deutschen Rundschau, Januar und April 1895.]

Zweite Abteilung.

1.

Skizzen aus Elsaß und Lothringen.

1870.

I.

Straßburg, 22. Oktober.

„Da liegt die arme Stadt! Ein Friedenstraum schwebt noch wehmütig über ihren Dächern“, und unter einem dieser zerschossenen Dächer ruft Ihr Korrespondent die Muse — nicht die märchenerfindende — an, daß sie, die die Raben des Kriegsschauplatzes und andere Galgenvögel nährt, auch auf ihn einen Strahl ihrer göttlichen Gnade fallen lassen möge, bei diesen und den folgenden Zeilen. — Von der Straße herauf, die von trüben Oellampen spärlich erhellt ist, dringt die eintönige Weise der preußischen Retraite; man hört hie und da einen deutschen Säbel rasseln, fröhliche Landwehrmänner machen den Versuch, die „Wacht am Rhein“ zu singen, dann gibt's allmählig Ruhe draußen und nur noch die Ill hat das Wort und es rauscht mächtig ihr Lied „vom Tage“, vom heute und gestern vergangenen Tage! Das Lied ist traurig. Lassen Sie mich einiges daraus erzählen!

Straßburg bietet einen Anblick des Jammers für Götter und Menschen. Von siebenhundert Häusern stehen noch die nackten, ausgebrannten Mauern und nur ein kleines Häuflein der übrigen Gebäude ist von den deutschen Kugeln verschont geblieben. Fast

vollständig verwüstet ist die Steinstraße mit dem Steinthor; an dieser Stelle sollte der Sturm stattfinden, hier sind auch, außerhalb des Thores die Lünetten 52 und 53 und die beiden geschossenen Breschen.

Unsere Wanderung geht zuerst nach dem Münster, diesem edelsten Denkmal altdeutscher Baukunst. Man atmet ordentlich auf, wenn man sich überzeugt hat — und diese Ueberzeugung wird selbst dem Sachverständigen nicht schwer fallen — daß der graue Münsterturm noch in seiner alten Herrlichkeit dasteht, kühn, fast den schwindelnden Blick verwirrend. Hoch über der Plattform weht die preußische und die norddeutsche Bundesfahne. Die Verletzungen sind nur unbedeutend und werden unter kundiger Leitung bald wieder geheilt sein. Bereits hat sich eine Dombau-Kommission gebildet, an deren Spitze der Gouverneur von Straßburg selber steht. Die Bildwerke, sowohl am Turm als in der Kirche, sind unbeschädigt. Eigentümlich ist der Anblick einer Reiterstatue auf der linken Seite des Turmes. Im Arme des Reiters ruht ein Stück irgend einer zertrümmerten Balustrade; Roß und Mann sind unverletzt. Der Dachstuhl des Münsters hat am schwersten gelitten, allein dessen Restauration hat bereits begonnen. Treten wir ins Innere ein. Ein Teil der Orgel ist zertrümmert und die große Rosette über dem Portal, sowie auch die übrigen gemalten Fenster vielfach durchlöchert. — Jetzt werden täglich Totenmessen für die Seelen derer gelesen, die während der Belagerung in der Stadt umgekommen sind. Im botanischen Garten befinden sich die Gräber der nahezu zweihundert Leichen. Auf einem rohen Kreuze stehen die Namen der Unglücklichen.

Die Bibliothek ist vollständig verbrannt, und es ist namentlich die deutsche Philologie, die um verlorene Schätze trauert. Hier befanden sich u. a. die wertvollen Handschriften vom „Rolandslied" des Pfaffen Konrad, Lamprechts „Alexander", und auch Hartmanns „Armer Heinrich" ist den Flammen zum Raube gefallen. Es ist vollständig unbegreiflich, daß hier nicht zur rechten Zeit Hand an die Bergung der kostbarsten Codices gelegt wurde. Auch die Gemäldesammlung im Museum auf dem Kleberplatze ist gänzlich eingeäschert worden, und eine Anzahl sehr schöner alter Bilder von Memmling, Perugino, Guido Reni, Philipp de Champagne, dann

neuerer Sachen von Roger, Brion, Leopold Robert und andere sind zu Grunde gegangen. — Das Theater ist total ausgebrannt; nur das Säulenportal und ein Teil der Façade gegen den verstümmelten Broglieplatz hin sind ziemlich unversehrt erhalten; von den sechs Musen oben stehen Melpomene und Clio abgeschlagenen Hauptes da. — Die Präfektur und das Stadthaus sind ebenfalls von den feindlichen Kugeln hart mitgenommen worden.

Ueber zertrümmerte Brücken, an zusammenstürzenden Magazinen vorbei, gelangen wir über den alten Fischmarkt zur Zitadelle hinaus. Auf dem Wege bleiben wir vor dem Hause Nr. 80 stehen. Hier hat vor bald 100 Jahren Goethe als Student gewohnt. Das Haus ist unversehrt, und damit schwärmerische Gemüter dies nicht auf die Rechnung des Genius schreiben, der die schützenden Fittige über diese Stelle ausbreitet, sei hier gleich gesagt, daß die ganze Häuserreihe dieses Stadtteils und noch weiter hinaus gegen das Thor von Austerlitz fast durchwegs von Geschossen verschont geblieben ist. — Ueber die Zitadelle, die jämmerlich zusammengeschossen ist, hat der Leser schon genug vernommen. Hier sieht man, daß sich Straßburg unmöglich länger halten konnte. Einen traurigen Anblick gewährt die Kirche der Zitadelle. In den ausgebrannten vier Mauern drin liegen unter den Trümmern liebliche Engelsköpfe, farbige Glasscheiben und Vasen, verkohlte Meßgewänder, Opferstöcke und Leuchter; Grabsteine mit ihren verwischten Votivtafeln ragen als stumme Zeugen aus der Verwüstung hervor.

Jetzt wird der Schutt überall weggeräumt, in der Zitadelle sind Handwerker aller Art beschäftigt, auf den Wällen draußen arbeiten die deutschen Pioniere; die Laufgräben werden zugeworfen und die Parallelen abgetragen.

Die deutsche Besatzung besteht aus achttausend Mann preußischer und badischer Landwehr. Die Leute benehmen sich überaus taktvoll und scheinen — abgesehen vom Bramarbasieren Einzelner, die sich gerne neue Lorbeeren vor Metz oder Paris holen würden — sich sowohl in ihren Straßburger Quartieren als auch bei Piton und in der Taverne alsacienne bei den hübschen Kellnerinnen sehr wohl zu befinden. Auch die Bevölkerung scheint den Eroberern gegenüber versöhnlicher gestimmt zu sein. Die Straßburger sind kluge Leute und schicken sich lieber in die Zeit als in

das Gefängnis. Das Urteil meiner Wirtin dürfte, wie dasjenige mancher andern Frau hier nicht ganz maßgebend sein: sie lamentierte mit furchtbaren Eidschwüren über die Preußen, weil sich Soldaten eines Exemplars ihrer seidenen Röcke und einiger Servietten bemächtigt hatten, um die angelaufenen Flinten damit blank zu putzen. Sogar der Straßburger Pöbel fügt sich ins Unabwendbare. Er ergötzt sich in der Brauerei „Fischer“ an Musik mit obligatem Cancan und auch die übrigen Menschenkinder machen sich neue Kleider und singen neue Weisen!

II.

Nanzig (Nancy), 24. Oktober.

Es ist eine vergnügliche Fahrt gewesen von Straßburg bis nach Nanzig. Ich saß mit einem halben Dutzend preußischer Landwehrmänner im Wagen, und ließ mich von ihrem Roß-Kanaster desinfizieren. Die ehrlichen Kerle sahen sehr zerlumpt aus und suchten mit ihren „Sommerüberziehern“, wie sie scherzhaft die zerrissenen Kaputte nannten, ihre Mängel zu bemänteln. „Kinder! — hub der Korporal an — dies ist nun der vierzehnte Sonntag, den wir wieder im Kriege zubringen“, und nun begann ein Gespräch über die Beschwerden des Krieges, über die Irrfahrten ihres Regiments, das vor 14 Tagen noch in Wismar lag, dann nach Rastatt und Straßburg beordert wurde, und nun bei Dieuze die Gegend von den Franktireurs sauber halten sollte. Unsere sechs Leute waren in Straßburg zurückgeblieben und suchten jetzt ihr Regiment. Auch über die Unsterblichkeit der Seele wurde gesprochen, dazu wurde die Feldflasche herumgeboten. Der Korporal schien Anlagen zu einem Kraft- und Stoffphilosophen zu haben.

In Saverne angekommen, wo der fromme Knecht Fridolin einst seiner Gebieterin so ergeben gewesen, stürzte ein Posener Landwehrmann an unsern Wagen, fluchte in seinem gebrochenen Deutsch über den unsicheren Posten, den er hier als Patrouille hätte, versicherte uns, daß wir nach einer Meile auf die Banden des „Galibardi“ treffen würden, die auf jeden vorbeieilenden Zug feuerten u. s. w. Als einer von der sächsischen Garde dem entrüsteten Posener korrigierend in die Rede fuhr, gab dieser dem

Interpellierenden einen derben Rippenstoß und zog sich ärgerlich brummend auf seinen Posten zurück. Da man uns sagte, daß wir durch lange Tunnels fahren würden, zündeten meine Soldaten Kerzen an und verwiesen mich tröstend auf ihre sechsmal achtzig scharfen Patronen. Ich aber lehnte mich still ergeben in die Wagenecke zurück und besann mich, ob ich wohl je den Kriegsgott Mars persönlich oder vielleicht einen aus seiner Sippschaft beleidigt hätte. Als ich mich vor seiner Rache sicher fühlte, ließ ich mir bei der Station Lützelburg die Stelle zeigen, von wo aus eine preußische Batterie die Pfalzburg schon so lange ohne Resultat beschießt. Mein Nachbar zur Rechten, ein Halberstädter, der eine ebenso gute Stimme zum Singen als zum Trinken hatte, stimmte ein Lied an, und nachdem über das Thema: „Mer wend au hei!“ manche Variation gesungen war, fiel alles um mich her in einen nicht geräuschlosen Schlaf, und ich hatte nun Gelegenheit, ringsum das Land etwas zu betrachten, auf dem Scharen von Pferden grasten, und trotz des Sonntags die Leute ihre Kartoffeln aushackten.

Schon Wendenheim hinter Straßburg ist ein großes preußisches Artillerielager, und von da an ist die ganze Eisenbahnlinie bis Nanzig und weiter gegen Metz hin mit preußischer, bayerischer und sächsischer Landwehr besetzt. Rechts und links ab von der Bahn liegen die Jäger und patrouillieren beständig. Das ganze Bahnpersonal ist preußisch. Bei Lunéville bewegte sich eine riesige Proviantkolonne von einigen hundert Wagen mit starker Bedeckung über die Chaussee hin, die nach Metz führt. In Varangéville, einem hübschen Städtchen zwischen Lunéville und Nanzig, standen immense Transporte des Frankfurter Hülfsvereins, ich zählte etliche zehn Wagen, die mit der berühmten Erbswurst beladen waren. Mehrere Züge, mit Verwundeten und Gefangenen vollgestopft, lagen harrend da, dem kalten Herbstregen ausgesetzt. — Nach einer siebenstündigen gefahrlosen Fahrt langten wir in Nanzig an, meine Sechsundsechziger rieben sich die Augen aus, schnürten ihre Felleisen und wir verabschiedeten uns freundlich, und die Wackern werden nicht mit einem minder „bewunderungswürdigen Elan“ als ich, ihr Mittagessen verzehrt haben. — Ich besah mir das Terrain.

Die prächtige Stadt Nanzig ist in neuester Zeit berühmt geworden durch jenes kühne Reiterstücklein der vier blauen Husaren,

die von St. Nikolas her mit gespannten Pistolen zu einem der Stadtthore hineinritten, Nanzig zur Uebergabe aufforderten und von den erstaunten Bürgern am andern Morgen, als ein weiteres Trüpplein preußischer Husaren angelangt war, eine Kontribution von 50,000 Franken erhielten. Nanzig, die Hauptstadt von Lothringen, ist sehr regelmäßig gebaut und bietet manches Sehenswerte, so u. a. den Dombasleplatz mit der hagern Statue des Landwirts Dombasles und vor allem den wundervollen Stanislausplatz, der rings von reichvergoldeten Gittern, schönen Palais, eleganten Bazars und ganz reizenden Wasserwerken mit übermoosten Göttern und Göttinnen umgeben ist. Hier wimmelts nun von deutschem Militär und die schamhaften Nymphen ziehen ihre Gewänder über die Hüften.

Die Stimmung der Einwohner ist hier den Deutschen schon viel feindlicher, und man spürt es bedeutend, daß man dem Kriegsschauplatze immer näher kommt; auch die vielen Lazarette, die mit Verwundeten überfüllt sind, machen dies deutlich. Wie ich heute in der Frühe an den Bahnhof kam, wo sich das Etappenkommando, die Linienkommission, die Feldposten befinden, lag mit Blumen geschmückt ein Sarg vor einem offenen Eisenbahnwagen. Um den Sarg herum standen weinende Frauen und der ganze hiesige deutsche Stab. Drinnen aber war zur letzten Fahrt in die Heimat gebettet der älteste Sohn des lothringischen General-Gouverneurs von Bonin, der seinen Wunden erlegen war. Ein evangelischer Geistlicher hielt die ergreifende Leichenrede, sprach den Segen über den jungen Helden, der, ausgezogen, um für den Frieden seines Vaterlandes zu kämpfen, nun zum ewigen Frieden eingegangen war. Der Sarg wird in den Wagen gehoben, noch ein leises Wimmern der Frauen, — dann ein gellender Pfiff der Lokomotive, die den Toten der jammernden Witwe bringt.

Heute Nachmittag fahre ich weiter nach Pont-à-Mousson.

III.

Pont-à-Mousson, 25. Oktober.

Von Nanzig weg gegen Metz hin hört der Personenverkehr fast ganz auf; ein Passierschein, den man sich auf der Etappe holen ann — sofern man triftige Gründe zur Weiterreise hat — ist

zur ferneren Spedition notwendig. An den Hauptstationen gegen Pont-à-Mousson liegt überall deutsches Militär. Der Bahnhof in Frouard bietet ein überaus malerisches Bild der mannigfaltigsten Uniformengattungen, von dem höchst eleganten bunten Anzug des Husarenoffiziers — „Schnurrbartsbewußtsein hebt und trägt den ganzen Mann und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl“ — bis zum abgeschabten, braungebornen Mantel des Charlottenburgers hinunter. Die Transportzüge nehmen immer riesigere Dimensionen an und es ließen sich ellenlange topographische Betrachtungen anstellen über die Eisenbahnwagen, die alle die gesegneten deutschen Länder hieher geschickt haben. Ein Zug fuhr an uns vorbei, von dem sieben Waggons mit der Inschrift: „Leiche nach Berlin“ oder „Verwundete nach Saarbrücken“, „Französische Patrontaschen“ u. s. f. bezeichnet waren. Krankenwärter und Leichenträger mit der wollenen Decke unterm Arm, der Genfer Binde und der Laterne, barmherzige Schwestern, Geistliche beider Konfessionen schwirren hin und her. Daß die Bahnzüge sich meistens um Stunden verspäten, braucht kaum gesagt zu werden.

Dann kommen friedliche Partien längs der Mosel hin: badende Reiher schauen verwundert dem vorbeisausenden mobilen Lager nach, jauchzende Hirtenjungen treiben die sattgewordenen Pferde den umliegenden Dörfern zu, die freundlich umrahmt sind von Weinbergen, in denen zahllose Bäume über die falben Reben emporragen und auf das kriegsgewohnte Auge einen seltsamen Eindruck machen. Es sieht hier manchmal so aus, als ob der Frieden mit seinem segensreichen Gefolge mitten durchs Land fahren würde. Doch weg mit sentimentalen Gefühlen; wir sind in Pont-à-Mousson! Eben wird auf dem Bahnhof ein Trupp französischer Gefangener, meistens Zuaven, eingebracht, die in der Gegend von Metz dem Feinde in die Hand gefallen sind. Einer der verwegenen Bursche sucht sich seitwärts zu drücken, wird aber von einem strammen Schweinitzer noch zur rechten Zeit am Kragen gepackt, und unter Hermurmeln der üblichsten germanischen Flüche zurückgeführt. „Na nu, Jott verdamm' dir, du Schweinepelz!“ und dann wird der Arme in den bereitstehenden Wagen gepfropft, und fort nach Kassel!

Wir eilen nach dem Marktplatze, um uns nach einer Herberge umzuschauen, und sind glücklich, im Hôtel de France ein bescheiden

Unterkommen zu finden. Gerade gegenüber liegt die Mairie, in deren Räumen das Hauptquartier des Königs von Preußen gelegen hat. Noch stehen über dem Hauptportal die vom Regen fast verwischten Worte: „Nicht uns, Gott die Ehre, Heil Wilhelm!“ und ein Landwehrmann erzählte mir mit Rührung, wie er hier nach der mörderischen Schlacht von Gravelotte die Majestät weinend am Fenster stehen gesehen habe. Jetzt liegen ein Bataillon preußischer Landwehr und zwei Schwadronen Husaren hier, die draußen auf dem Marktplatz den Gemüseweibern zur steten Angst ihre Rosse tummeln, derweilen dort ein Leichenzug von singenden Pfaffen geleitet über den Platz zieht, neugierige Franzosen mit dem Billardstock in der Hand sich vor die Thüren der Cafés stellen, oder in den Häusern droben Frauen, im Auge „den ergiebigen Strom“, die weißen Vorhänge leise beiseite ziehen und auf das wunderliche Getümmel des Krieges herabschauen. Die Disziplin unter den preußischen Truppen ist ausgezeichnet, den Einwohnern gegenüber benimmt sich sowohl Soldat als Offizier anständig, belästigt die Besiegten nicht allzusehr und zahlt in der Kneipe sein Bier und beim Krämer seine Zigarren.

In dem College, einem großen Lazarett in Pont-à-Mousson, liegen sehr viele Ruhrkranke und Verwundete. Ein freundlicher Bernerarzt, Dr. v. F..., führte mich in den Krankensälen herum, zeigte mir die verschiedensten Amputationen, die scheußlichsten Fälle von Verwundungen an Elsäßern und Zuaven, die stille dalagen, schlummerten, rauchten, Charpie zupften oder lasen. Manchem trat schon der Tod ans Herz. Ich kann das Chlor nicht ertragen und

„— — mit den Toten
Hab' ich mich niemals gern befangen
Am meisten lieb ich mir die vollen frischen Wangen!“

Darum verließ ich rasch diese Stätte des Jammers.

Ich beeile mich, weiter hin gegen Metz zu kommen, da die Luft auch heute wieder mit den verschiedensten Gerüchten über Metz schwanger geht. Man spricht von einem letzten Ausfall Bazaines, einem Bombardement, von Brückensprengungen, Einäschern der Proviantmagazine französischerseits u. s. f. In der Nacht standen drohende Zeichen am Himmel, der einen blutigen Schein

weithin über die Wasser der Mosel streute. Wir standen auf der Brücke. Die Sterne schimmerten golden durch die purpurnen Wolken hindurch. Man stritt sich über die Erscheinung, ob sie von einer gewaltigen Feuersbrunst oder irgend einem himmlischen Phänomen herrühre. „Es ist ein Nordlicht!“ bemerkt ein Offizier und zeigt an einem weitläufigen Exkurs über das Nordlicht, daß er seinen Rektor nicht umsonst ins Grab gebracht hat. „Ne, dat is Brand, sagt schon Schiller!“ ruft ein Landwehrmann und zündet sich den Pfeifenstummel an. „C'est l'aurore!“ beschwichtigt eine Bürgersfrau von Pont-à-Mousson und die Gevatterinnen ringsum stimmen ihr bei. Die Leute wissen hier leider immer noch nicht, welche Tageszeit es ist. Die Morgenröte! Wann wird der gallische Hahn die gelähmten Schwingen regen und die Morgenröte verkünden? —

IV.

Rémilly, 26. Oktober.

Da haben deutsche Kohlenbergwerksleute aus Saarbrücken in ein paar Wochen eine Feldeisenbahn von sechs Meilen Länge gebaut, auf der wir von Pont-à-Mousson nach Rémilly hinüber fahren. Die Bahn wurde am 20. August in Angriff genommen und steht seit vier Wochen im Betrieb. Der Zug, der fast täglich entgleist, führt uns in halsbrecherischen Kurven über eine hölzerne Notbrücke der Mosel, über gefahrvolle Viadukte, mitten durch umgehauene Waldungen, wo um glimmende Holzstämme herum die Arbeiter zitternd vor dem Herbstfrost und triefend von immerwährendem Regen ihren schmorenden Kartoffeln, dem Tribut der lothringischen Felder, gierigen Blickes zusahen. Querfeldein an abgeästeten Bäumen hin läuft der Feldtelegraph. Auf dem Bahnhof in Rémilly liegen Unmassen von Proviant, die, alle dem scheußlichsten Unwetter ausgesetzt, langsam zu Grunde gehen. Der Schaden wird täglich auf Tausende von Thalern berechnet. In langen Pfützen liegen durchnäßte Säcke voll Mehl und Reis, die zu faulen anfangen, aufgeschüttete Haufen von Hafer, der fröhlich zu sprossen beginnt, Fässer voll Wein, Speck, Brot, Stroh 2c. Daneben sind Kisten aufgespeichert, die mit eitel preußischen Thalern angefüllt, von Schildwachen scharf beobachtet werden. Rechts und

links stehen unabsehbare Reihen von Marketenderbuden, vor denen sich die Soldaten und die Armeelieferanten, die meistens in Juden bestehen, auf und ab treiben. Man ist mitten im Kriegsgetümmel drin.

Rémilly liegt fünf Stunden östlich von Metz, ist ein ansehnliches Dorf von etwa dreitausend Einwohnern, die zum größten Teil ihre Wohnungen verlassen und dieselben dem Feinde preisgegeben haben. In den paar Hotels fragt man vergeblich nach dem Wirte, der hat sich längst mit Kind und Kegel davon gemacht; aber in der Küche wirtschaften die unvermeidlichen preußischen Landwehrleute und brauen sich Kaffee. Vor dem Hause stehen die Wagen der englischen Ambulance, dienstfertige Soldaten, die sich dem Fremden gern als Packträger anempfehlen, Aerzte, Johanniter und allerlei Gesindel.

Auf dem Schloß Roland, das Eigentum des Marschalls Bazaine sein soll, weht die Lazarettfahne; die Mairie, die Schule und viele Privatgebäude sind ebenfalls in Krankenhäuser umgewandelt. Vor jedem Hüttchen liegen Munitionswagen, Sänften, Marketenderkarren. Der weitläufige Schloßpark, durch das seit vier Wochen anhaltende schlimme Wetter in einen großen Sumpf verwandelt, dient den Proviantkolonnen zum Lager. Fünfzehnhundert Fuhrwerke haben hier ihre Wagenburg aufgeschlagen. Die Pferde, die seit Monaten nicht mehr in einem Stalle gelegen haben, fallen nach und nach ab. Das Elend der Fuhrleute ist unbeschreiblich. Die armen Teufel finden nirgends Obdach, da alles mit Militär besetzt ist; sie wären wohl auch nicht imstande, einen Stall oder eine Scheune zu bezahlen, da bis jetzt noch niemand sie bezahlt hat, und so verbringen sie Tag und Nacht in dem fußtiefen Schmutze und teilen ihre dürftige Ration schlechten Brotes mit den ausgehungerten Mähren. Verzweifelnd liegt der Fuhrmann an seinem Feuer, das der strömende Regen immerfort auslöschen will, und verflucht den Krieg und sein eigenes, erbärmliches Dasein.

Etwas besser ergehts den Soldaten, die zum Teil wenigstens in Zelten, Baracken, oder in einer aufgeworfenen Hütte von Erde, mit Baumzweigen überhängt, Schutz finden. Im Bivouac hört man Nachts keine lustigen Lieder oder Musik erschallen: der gemeine Mann gibt seinen Gefühlen praktischern Ausdruck und ist froh

genug, wenn er nach vollbrachter Wache in sein feuchtes Stroh kriechen kann. Mit dem besten Willen gelingts einem nicht, Wallenstein'sche Lagerscenen zu sehen. Aber als ich einen Spielmann sah, der auf der Trommel sitzend seinen schlechten Speck im siedenden Feldkessel argwöhnisch und ingrimmig bewachte, fiel mir das Lied vom „Tambour" ein:

„Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßte sie mit dem Regiment
Nach Frankreich, überall mit hin
Und wär' die Marketenderin.
Im Lager wohl, um Mitternacht,
Wenn Niemand auf ist, als die Wacht
Und Alles schnarchet, Roß und Mann:
Vor meiner Trommel säß' ich dann.
Die Trommel müßt' eine Schüssel sein,
Ein warmes Sauerkraut darein;
Die Schlägel Messer und Gabel,
Eine lange Wurst mein Sabel.
Mein Tschako wär' ein Humpen gut,
Gefüllet mit Burgunderblut.
Und weil es mir am Lichte fehlt,
Da scheint der Mond in mein Gezelt.
Scheint er auch auf Französisch herein,
Mir fällt doch meine Liebste ein. —
Ach weh! Jetzt hat der Spaß ein End'.
Wenn meine Mutter hexen könnt'! — —"

Mir fiel auch ein Nachtquartier ein, und wäre ich oder einer meiner Sippen im Besitze eines Zaubers gewesen, hätte ich mir sofort ein bescheiden Bett gewünscht und einen warmen Ofen. Beides ging ohne Hexerei auf die schönste Weise in Erfüllung. Nach langem, vergeblichem Anpochen an alle Herbergen von Rémilly, fiel ich endlich in ein freundliches Nest von preußischen Kassabeamten, die sich in der prächtigen Villa eines Banquiers, der bei dem ersten Anrücken der Deutschen nach Metz in die böse Falle geflohen war, häuslich niedergelassen hatten. Im eleganten Salon, mit alten Bildern behängt, machten wir uns am Kamine breit: die Küche lieferte Kaffee mit Zwieback und Eiern, der Keller alten Wein. Wir lebten wie die Räuber. Feuerlärm rief uns hinaus in den

Garten, wo halbverschlafene Marmorgötter aus den entlaubten Sträuchern hervorschimmerten. Am Himmel stand ein glänzendes Nordlicht. Ein Bahnmeister, der neben seinem Geschäft mit Erfolg nach den Gestirnen schaut, erklärte seinen offenbar bestürzten Kollegen, daß das Phänomen von dem Sternbilde der Kassiopeia ausgehe und sich bis zum linken Arme des Bootes nach dem Bilde des Arktophylax hin ausdehne. Ich schlich mich weg, um nach einem andern Stern zu schauen, der tröstlich im Bilde meines Glases funkelte, und ließ mir von einem lustigen Herrn die Fahrt seiner fünf Bengel erzählen, die vor der Schlacht bei Saarbrücken mit einem Trupp deutscher Soldaten der väterlichen Zucht heimlich entronnen waren und nach drei Tagen ein aufgefundenes Kistchen voll französischer Orden und Denkmünzen, an denen nur noch die Namen der Siege bis Berlin fehlten, heimgeschleppt brachten. — Um Mitternacht legte ich mich auf meine Matratze nieder, nicht ohne zuvor dem Himmel, der hier in den Notstand eines seiner Knechte zur rechten Zeit ein Einsehen gethan, den verbindlichsten Dank abgestattet zu haben.

V.

St. Barbe, im Hauptquartier
des I. Armeekorps, 26. Okt.

Ich hörte einst jemanden sagen, er fahre auf der Eisenbahn nur darum dritter Klasse, weil es bei ihm keine vierte gäbe, und habe mir dieses Diktum als Wahlspruch für meine Fahrt leichtsinniger Weise annexiert, mußte es aber bitter büßen, als ich heute nun wirklich in einen Wagen vierter Klasse ständlings in die „drangvoll fürchterliche Enge“ eingekeilt wurde. In demselben Wagen befanden sich Schnapskrämer, Weiber, die mit Käse und andern parfümierenden Viktualien Handel trieben, ungewaschene Schafe die einem bei jedem Stoß der Lokomotive ängstlich durch die Beine fuhren. In Courcelles endigt die Bahn. Für den Fall der Uebergabe von Metz, den man täglich erwartet, wird von hier aus bereits rüstig an der Wiederherstellung der weitern Linie gearbeitet. Das Ziel meiner Reise war St. Barbe, das Hauptquartier des ersten Armeekorps, fünf Stunden nordöstlich von der Bahn seitab-

liegend. Freundliche Empfehlungen an den Chef des Generalstabes ließen mich hoffen ins Allerheiligste zu gelangen.

Ich war so glücklich, in Courcelles ein bereitstehendes Fuhrwerk requirieren zu können, dessen Inhaber dieselbe Tour, wie ich vorhatte. Der Fuhrmann schien den Qualen der vorausgegangenen mühseligen Tage zu erliegen: seine Hand lenkte zitternd die unsichern Zäume, der matte Blick ruhte starr auf den beiden knochigen Rossen. Der Menschheit ganzer Jammer wollte mich anfassen! Jählings brachten mich verschiedene Indizien, die auf ein nüchtern Gemüt einen höchst bemühenden Eindruck machten, auf eine Konjektur, die sich nur zu bald als schreckliches Faktum konstatierte. Mein Mann war betrunken, und hatte zudem einen schlimmen Reisegefährten bei sich, einen riesigen Branntweindurst. Der Rausch, den sich Odin angetrunken im Hause Fialars, als der Reiher der Vergessenheit mit gewaltigen Flügelschlägen über ihm rauschte, muß eine Kleinigkeit gewesen sein gegenüber dem Zustande meines Kutschers, der mit den Federn jenes Vogels gebunden war. — Eine Fouragekolonne fährt vorbei. Die Lorbeeren des Fuhrmanns vor uns und seiner schnellern Pferde, lassen meinen Bekneipten nicht schlafen: er schickt sich zu meinem Schrecken an, den Nebenbuhler auf dem schmalen bodenlosen Weg zu überholen. Donnernd sprengt er an dem hintersten Wagen vorbei, die Pfützen schlagen über uns zusammen, ich schließe die Augen und empfehle die sterbliche Hülle irgend einer gütigen Gottheit und patsch — — da liegen wir zusammen im Straßengraben. — „Ich bitt' Dich, brich mein Herz!" (Mit gebrochenem Herzen ließe sich wenigstens eher nach St. Barbe kommen, als mit gebrochener Wagenachse!) Ich kroch aus dem Sumpfe, überzeugte mich von der unverletzten Gesundheit meiner Füße an dem Rücken des Schuftes, der hülflos dalag. Darauf gab ich ihm einen bescheidenen Beitrag an einen schwarzen Kaffee oder einen Häring, und suchte meine Habe zusammen. Vorbei zogen ganze preußische Regimenter, die — wie ich später erfuhr — heute Morgen vor den Thoren von Metz umsonst auf einen schlechten Witz Bazaines gepaßt hatten, und nun mich zum Opfer ihrer gemeinen Ausfälle erkoren. Ich wollte, der tapfere Marschall hätte alle zusammt der Hölle zugejagt! Mitleidig lächelnd besahen mich die Barbaren von der Zehe bis zum Wirbel, und hie und da

frug mich einer der Gröbsten, ob ich vielleicht den Frieden brächte. Wütend entgegnete ich: Nein, den Krieg sollt ihr haben, den Krieg bis auf's Messer! schüttelte mich und zog zu Fuß von dannen. In Coincy erlaubte mir der mitleidige Etappenkommandant, den Proviantwagen eines Berliner Hauderers zu besteigen, und erst als ich bekümmernisledig, zwar bedeckt mit Schlamm und Versandung im Karren saß, kam ich dazu, die fremde Not zu schauen.

Wir fuhren über das Schlachtfeld von Noisseville, wo am 31. August und 1. September von den Zernierungstruppen der entscheidende Schlag geführt und Bazaine von Mac Mahon vollständig abgeschnitten worden war. Ringsum liegen aufgeworfene Grabhügel und weit über das zerstampfte Feld hin, dessen reiche Ernte vom Hufe der Rosse zertreten ist, ragen die niedrigen weißen Kreuze der Gefallenen aus der Verwüstung hervor. Ueberall Spuren des Todes, der gewaltig über die Fluren geschritten. Der eingerostete Pflug ruht zertrümmert auf der trägen Scholle. Hungrige Raben umkreisen scharenweise tote Pferde, die unbeerdigt — da sie wohl erst in den letzten Tagen vor den vorbeifahrenden Fouragewagen krepiert sind — den Luftkreis verpesten. Rechts und links von der Straße ab liegen Tornister, Wagenräder, Lumpen, geplatzte Säcke voll Hafer.

Oberhalb St. Agnan passierten wir die Vorposten und die Zernierungstruppen von Metz. Die Not der Armee ist groß und fordert täglich zahlreiche Opfer. Am meisten haben die Soldaten von dem Wetter zu leiden. Die Verpflegung ist bei all den Vorräten, die an der Eisenbahn aufgespeichert liegen, hier äußerst dürftig, was den mangelhaften Verkehrsmitteln zur Last fällt. Feste Barackenlager, die offiziöse Zeitungsschreiber gesehen haben wollen, traf ich nirgends. Wo die Soldaten nicht in den schlechten Häusern der verlassenen Dörfer Quartier gefaßt, da haben sie Laubhütten aufgeschlagen, in denen sie bei den rauhen Vorwinternächten gegen Regen und Kälte bloßgestellt sind. „Wenn's noch einige Wochen so fortgeht — meint mein Berliner — gehen wir alle da vor Metz draußen zu Grunde. Metz ist noch eine Jungfer! Schon manch tapferes Heer ist Monate lang vor ihr gelegen und hat sie nicht kriegen können!“ Ich erinnerte mich an ein Sprüchlein aus der Zeit Karls V.:

„Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt!“

Daß Metz als der stärkste Punkt der Mosellinie den deutschen Waffen notwendig zurückgegeben werden müsse, daß Deutschland gerade diese Festung als Bollwerk gegen den Erbfeind fürderhin zu brauchen habe, darüber war mein Kutscher längst mit sich im Klaren. Ich bat ihn, mir einen Schluck Bittern und seinem armen Rößlein einige ordentliche Peitschenhiebe zu geben und über eine kleine Weile lud er ein Faß Bier, einen eisernen Ofen und mich von seinem Karren und überlieferte uns alle drei den Vorposten von St. Barbe.

VI.

St. Barbe, 27. Oktober.

St. Barbe, eine schwache Stunde östlich von Metz entfernt, liegt auf einer sanften Anhöhe und ist, weil es das ganze Moselthal bis über Metz und seine Forts hinaus beherrscht, zum Hauptquartier des Generalstabes vom ersten Armeekorps ausersehen worden. Ein Dorf ist St. Barbe nicht zu nennen: kaum ein Dutzend niedriger Häuslein haben sich hier um die Kirche, die von einem alten, massiven Turm überragt wird, geschart. Die fünfzig Leute, die hier gewohnt haben, sind fast alle geflohen, und nur sechs an der Zahl blieben zurück und leben von den milden Spenden, die der Feind redlich mit ihnen teilt. Der Maire von St. Barbe, der den Herbst wohl achtzigmal, aber noch nie so hart wie heuer, in sein Moselthal einziehen sah, war treu auf seinem Posten, bei dem er grau geworden, verharrt: vor einigen Tagen haben die Preußen den Mann hinausgetragen und begraben.

Vor dem zerzausten Gärtlein des Pfarrhauses stand ein Doppelposten, und nachdem er mich mißtrauisch nach meinen Papieren und meiner Mission gefragt, durfte ich passieren, nicht ohne zuvor eine Viertelstunde in dem strömenden Regen gestanden zu haben. Die Wache, schmucke Freiwillige mit der Brille in der Physiognomie, glaubte wohl, daß ein ordentlich Wasser vieles an mir und meiner Gewandung gutmachen könnte. Eine Ordonnanz führte mich ins Pfarrhaus, dessen unterer Stock von General Manteuffel in

Beschlag genommen worden, während oben Oberstlieutenant von der Burg, Chef des Generalstabes, seine Wohnung aufgeschlagen hat. Hier in der Beletage wurde ich überaus freundlich aufgenommen und vorerst mit einer wohlthätigen Schale heißen Kaffee's, einer Zigarre und einer langentbehrten Zeitung bewirtet. Dann besah ich mir die nächste Umgebung.

Wir befanden uns offenbar in der Studierstube des Pfarrers von St. Barbe. In einer Ecke standen schwere silberne Leuchter, Kruzifixe, Kelche, Vasen und vergoldete Heilige, daneben lagen auf einem gepolsterten Betstuhle Meßbücher in Reife gebunden, und ganz erträgliche Altarbilder: alles wurde aus der Kirche, die nun zur Kaserne profaniert worden, herübergerettet; und so dereinst, wenn der Friede über die Welt gekommen, der Herr Pfarrer hieher zurückkehrt, um, wie er wohl glauben mag, auf den Trümmern seiner geweihten Stätte nach den verkohlten Gebeinen seiner getreuen Haushälterin zu graben, wird er sich nicht wenig wundern selbst die goldene Monstranz unversehrt in seinem düstern Museum zu finden, wo ihm die unzivilisierten Preußen noch zu alledem einen hübschen Ofen aufgesetzt und damit gewiß einen winterlichen Herzenswunsch unseres erstaunten Priesters erfüllt haben. Dann wird er auch freudig über den mit leeren Flaschen bedeckten Garten hineilen und drüben im Kirchlein, das mit Strohvorräten für ein ganzes Jahr gefüllt ist, ein Gloria singen! — —

Wir steigen auf den Turm, der zu einem äußerst günstigen Observationsposten eingerichtet ist. Die Glocken oben sind beseitigt worden, an ihrer Stelle steht ein Tisch mit Karten und Ferngläsern. Der Sturm jagt dichte Regenschauer durch die offenen Schalllöcher herein; aber plötzlich durchbricht ein müder Strahl der Sonne, die jetzt wohl unterging, die halbverschleierte Gegend, und lagert sich eine Weile mild auf der vor uns liegenden Stadt — auf Metz. Die Kathedrale hebt sich düster ab von dem Häusermeere der Stadt und der Vorstädte, deren entlaubte Baumalleen deutlich herüberschimmern. Ringsum ist die Stadt von den unüberwindlichen Forts gekrönt, die dräuend auf die deutschen Lager niederstarren. Uns gerade gegenüber liegt das Fort St. Julien und darüber hinaus auf dem andern Ufer der Mosel erhebt sich der riesige St. Quentin und Plappeville. Links sehen wir das

Fort Queuleu. Preußische Kavallerie-Vedetten reiten patroullierend vor St. Julien auf und ab. Wenn der Wind günstig ist, kann man hier die Signale aus den französischen Lagern hören, und bei klarer Luft soll man mit einem scharfen Glas die große Pferdeschlächterei am östlichen Abhange des St. Quentin gesehen haben.

Seit zwei Tagen sind auffallender Weise die französischen Geschütze sämtlich verstummt, was man allgemein auf einen Auflösungsprozeß deutet. Metz kann nur ausgehungert werden: die detachierten Forts machen jeden Angriff mit Waffen unmöglich. Man verzichtete deutscherseits auch gleich nach der erfolgten Zernierung auf ein Bombardement der Stadt, die man allerdings hätte zusammenschießen können, und alles schwere preußische Geschütz wurde nach Paris geschafft. Man erwartet mit jedem Tag sehnlichst einen Ausfall Bazaines, auf den und dessen Armee man auch hier mit Bewunderung blickt. So sehr man die Kapitulation von Metz herbeiwünscht, würde man dieselbe — wenn sie in den nächsten Tagen stattfände — dennoch für einen Akt der Infamie betrachten. Bazaine wurde bekanntlich nach der dreitägigen Riesenschlacht von Gravelotte mit dem Hauptheer Frankreichs nach Metz zurückgeworfen; am 31. August und 1. September suchte er die Verbindung mit Mac Mahon herzustellen, wurde aber in der Schlacht bei Noisseville abermals zurückgeschlagen. Am 22. und 27. Sept. fanden die Ausfallgefechte bei Peltre und Mercy-le-Haut statt. Bis zur Kapitulation von Straßburg glaubte man einen Ausfall nach Süden zum Entsatze dieser Festung befürchten zu müssen; allein nach dem Falle derselben war nur noch ein Ausfall gegen Thionville hin und damit ein Durchbruch nach der belgischen Grenze wahrscheinlich. Ein Versuch, nach Paris zu gelangen zum Entsatze der französischen Hauptstadt, wäre Wahnsinn gewesen. So fand auch der letzte Ausfall nach Norden hin am 7. Oktober bei Woippy statt, und endigte zum Unglück der Franzosen, so daß schon bald darauf, am 18. Oktober, die ersten Kapitulationsverhandlungen gewechselt wurden, die nun aber rasch abgebrochen worden sind.

Jetzt ist Metz von dem eisernen Netze der zweiten Armee umklammert: hier bei St. Barbe bis gegen Noisseville liegt das erste Armeekorps mit 30,000 Mann; hieran anschließend auf dem kleinen Flecke zwischen Failly und Argancy das 10. Armeekorps

und verschiedene andere Divisionen, zusammen 40,000 Mann, die vereint den Weg nach Thionville verrammeln. Das Hauptquartier des Prinzen liegt in Corny, südwestlich von Metz.

Ich that noch einen Blick auf das preußische Lager, das sich von hier aus nach allen Himmelsrichtungen über die versumpfte Ebene hinzieht. Die Not unter den Belagerten mag nicht viel größer sein, als die der Belagerer. Der Gesundheitszustand der braven preußischen Truppen ist ein trauriger; die Unfähigkeit zu einer thatkräftigen Offensive nagt auch moralisch aufreibend an der Armee.

Wir verlassen den Turm und betreten durch die Sakristei, die jetzt den Pferden des Generalstabes zum Stalle dient, die Kirche. Auf dem aufgeschütteten Stroh liegt die Garnison von St. Barbe, kochend, singend, schlafend. Zwischen den Kirchenstühlen sind blanke Gewehrpyramiden aufgestellt; an der Kanzel hängen Pickelhauben, Trommeln, Säbel, Wehrgehänge. Vor den Altären knien Ulanen und schreiben ihre Korrespondenzkarten. Im Chor liegen französische Deserteure aus Metz, die soeben eingefangen wurden, um ein Feuer gekauert. In den Beichtstühlen sitzen die Berliner Jungens, zum Troß der Armee gehörend, und verhelfen den matten Knöpfen alter Uniformen zu neuem Glanz. Aber vom Hochaltar herunter, vor dem das ewige Licht erloschen ist, schaut die Mutter Gottes mit dem gnadenvollen Angesichte schier traurig über das gröbliche Getümmel hin. — —

VII.

St. Barbe, im Hauptquartier des
I. Armeekorps, den 27. Oktober.

Der freundliche Generalstabschef führte mich über das neuangelegte Trottoir in das Offizierskasino von St. Barbe. Will der Leser wissen, wie man in St. Barbe ein Trottoir erstellt? Man wirft die Kirchhofmauer zur Hälfte um, und ebnet den so gewonnenen Schutt zu einem Fußsteig aus, was man Trottoir nennt. Ueber ein Kasino hier zu Lande darf man sich ebenfalls keinen Illusionen hingeben: man stellt in die erste beste Kammer, in die man von einer Scheune aus gelangt, einen wackeligen Tisch,

dann nimmt man eine Kohle und schreibt an die Mauer des Hauses: Offizierskasino. Da drinnen also im Kasino saßen die Herren vom Stabe in glänzenden Uniformen, alle mit dem eisernen Kreuze dekoriert, freundliche Leute, die den Menschen nicht erst beim Gardelieutenant beginnen lassen. Im Kamine knisterten lustig abgerissene Splitter von Kreuzstöcken, Trümmer von den entbehrlichsten Thüren, die man bei dem sichtbarlichen Mangel an Holz in Eile zusammengeschlagen hatte. Auf dem Tische, der mit Zirkeln und Karten bedeckt war, lag ein Faß Bier; Graf von G . . . . übernahm die Rolle des Kellners und servierte in Gläsern verschiedenster Kaliber den „Willekum.“ Man setzte sich auf die Betten, auf Koffer und Stühle rings um das behagliche Feuer, trocknete die Wäsche, netzte die Kehle und verbrannte sich die nassen Schuhsohlen.

Auf heute Morgen war nämlich durch Deserteure, denen man allzugroßen Glauben schenkte, ein Ausfall Bazaines angesagt worden, und um 6 Uhr harrten 30,000 Mann kampfgerüstet fußtief im Morast versunken auf das Zeichen des Angriffs; allein der Feind erschien nicht. Nun sucht man die elende Situation möglichst zu ameliorisieren. Dort bringt ein Major einen Karton, auf dem Schachfelder gemalt sind: den primitiven Figuren hat man zur bessern Erkenntnis kleine Papierstreifen mit Bezeichnung der Grade umgehängt und es entwickelt sich der stille Kampf; daneben gähnt ein edler Herr und wünscht sich Flügel, um aus dem langweiligen, schmutzigen Nest, in dem er nun die zehnte Woche liegt, zu entrinnen; hier trinkt man sich vor und schwatzt von der neuesten Zeitung, die sich in die Gegend verirrt hat; der elegante Rittmeister aber flucht über den „göttlichen Schnupfen“ und den „unsterblichen Husten“, den er sich während der Woche zugezogen. Offiziersburschen tragen aus der anstoßenden Vorratskammer Weinflaschen für den Nachtdienst herbei, Rapporte schwirren hin und her, Gesuche werden eingegeben um gnädige Rationserhöhungen und Haferzulagen. Ich thue überall und redlich Bescheid in Fragen und Trunk und klaube hie und da Schollen lothringischer Erde aus den Falten meiner Gewandung.

Die Wache meldet, daß desertierte Mobilgardisten aus Metz eingebracht worden sind. Die Leute werden vorgeführt, lauter ausgehungerte Gestalten, in zerlumpte blaue Blusen gehüllt, und

es erregt nicht geringe Heiterkeit, als man sie französisch anredet, und nun einer erklärt, sie verständen nicht französisch, sondern nur „deutsch.“ Nach dem Stand der Lebensmittel in Metz befragt, berichteten sie, daß der Mann täglich 200 Gramm Brot und ein Pfund Pferdefleisch erhalte. Statt Brot werde auch Biskuit verabreicht, unter je sieben Mann werde ein Stück verteilt. Die Pferde seien bald aufgezehrt. Salz und Kaffee mangeln schon lange, Holz ebenfalls. Die Mobilgarde sei mit alten Percussionsgewehren bewaffnet und die tägliche Ordre laute: Schießt auf 500—700 Meter! Man forschte nach, ob keiner der Deserteure das Metzer Blatt: „Courrier de la Moselle“ bei sich trüge; dann erhielt jeder ein Glas Bier, das mit einer wahren Heißgier verschluckt wurde. Die Wache erschien wieder und führte die Gefangenen ab.

Die Hungersnot in Metz muß eine furchtbare Höhe erreicht haben; so erzählte man hier, daß der Preis eines Huhnes bereits auf 60 Fr. angestiegen sei. Ein amerikanischer Korrespondent, der mit in der Stadt eingeschlossen, soll jüngst zu den preußischen Vorposten gekommen sein und flehentlich um Passierung gebeten haben, da es ihm unmöglich sei, mit all seinem Gelde ein Pfund Brot zu kaufen. Ich hörte dann auch die Vermutung aussprechen, daß in den nächsten Tagen wahrscheinlich Bazaines Armee, nicht aber die Stadt, kapitulieren werde.

Man kam auf Garibaldi zu reden. Es ist das größte Unglück, das einem Helden passieren kann, wenn er dem Mitleid, ja dem Spott zum Opfer fällt. Auf das alte Haupt des Helden von der Ziegeninsel, das bis jetzt von einem Glorienschein umstrahlt war, haben nun plötzlich zwei Nationen die Schellenkappe der Thorheit gedrückt, und dem Manne, dem man wie einem glänzenden Meteor nachgestaunt, folgt jetzt ein allgemeines Hohngelächter in das Grab. Man sprach weiter von der Schweiz und meinem edlen Landsmann, dem „Hallauer“ (Wein), von Heidelberg und dem Berner Oberlande; von Zeitungsschreibern, so von dem Berichterstatter der „Daily News“, der hier die Gegend unsicher machen soll; und wenn die Herren eine Ahnung davon gehabt hätten, welch ein litterarisches Scheusal sie in mir an ihrem Feuer erwärmten, hätten sie sich gewiß mit weniger Offenheit über verschiedene Dinge, die ich hier besser nicht berühre, ausgesprochen.

Ein entsetzlicher Orkan wehte die Funken der Lagerfeuer um den Kirchturm von St. Barbe, als wir uns über das erwähnte Trottoir nach der Wohnung des Generals von Manteuffel begaben, um von Tischen, sinnreich konstruiert aus Altarbildern, die auf einer gebrechlichen Unterlage ruhten, unsern kalten Rehbraten mit Butter, Thee, Grog und Glühwein einzunehmen. Nachher bot man Zigarren herum, erging sich noch ein Stündchen in der Weltlage, den wachthabenden Offizieren wurden Parole und alle übrigen Weisungen erteilt und man brach auf.

Müde legte ich mich zu Füßen des Generalstabschefs hin, auf eine Pferdedecke und das spärliche Stroh, das man mit Not in St. Barbe aufgetrieben hatte. Ich erhielt die nötigen Instruktionen für die Nacht, auf daß der Schrecken einen gewappneten Mann überfiele, so einigemale Allarm geschlagen werden sollte: Freund Bazaine liebe es, nachts Spektakel zu machen, Sturmsignale zu blasen, Kanonen zu lösen, kleine Ausfälle zu versuchen, um das preußische Lager in einer beständigen fieberhaften Spannung zu erhalten. Da bat ich den, der die Herzen der Menschen lenkt wie die Wasserbäche, er möchte doch den Marschall mitsamt seiner ganzen Bande wenigstens diese Nacht zu Hause behalten und gelobte mir bei dieser Gelegenheit auch, mit dem Morgengrauen ein heilsam Entkommen aus der verfluchten Schußlinie zu suchen. Uebrigens sprach ich zu meinem Herzen: Wir wollen fest zusammenhalten, obwohl es eine schlechte Zuversicht ist, nicht einmal ruhig schlafen zu können! Endlich glaubte ich, meine Augen füglich zu einer Schließung überreden zu dürfen in Hinsicht auf das grausam tobende Unwetter, bei dem man in Metz drüben keinen Hund vor das Thor jagt, und in weiterer Hinsicht auf die Kavallerie-Vedetten und Infanterie-Vorposten draußen, deren Auge nicht schläft noch schlummert!

„O tapfre junge Landeskraft, nun halt' dich brav!
Mit Wächterruf und Feldgeschrei verscheuch' den Schlaf,
(scil. deinen Schlaf!)
Und mach' die Rund zu jeder Stund um Thor und Thurm!
Der Feind ist klug und schleicht mit Trug heran zum Sturm.
Von Wall und Zinnen schalle laut dein Halt werda!
Das Echo wiederhalle: eia vigila!"

VII.

Courcelles, den 28. Oktober.

Kaum ging es nach einer bangen Nacht gegen den Morgen, als ich mich im Hauptquartier zu St. Barbe dankbarst verabschiedete, um mit einer günstigen Fahrgelegenheit vor allem wieder einmal in eine Gegend zu kommen, wo es für alle vorkommenden Fälle eine Eisenbahn gibt. Wir fuhren nach Courcelles. Schwere Schatten der schrecklichen Nacht waren noch über den Feldern gelagert, als zögerte der Himmel, aufzudecken, was sein entfesseltes Element hier angerichtet. Aber mit dem wachsenden Tag traten auch die Verwüstungen des Orkans, der sich nun gelegt, ans Licht. Vor unserm Wagen räumten Pioniere die Pappeln weg, die der Sturm quer über die Straße geworfen. Der Feldtelegraph war streckenweit vollständig zerstört, Kreuze lagen ausgerissen auf den Grabhügeln, entwurzelte Eichen streckten ihre Aeste, wie um Hilfe flehend, aus. Am Waldessaum, wo noch die Wachtfeuer glimmten, suchten die Soldaten Wasser in den Pfützen, um sich ihr Frühstück zu kochen. Wir kamen an einem jammernden Fuhrmann vorbei, dem gestern sein armes Rößlein vor dem Wagen umgesunken war, und der nun, umsonst auf Hilfe harrend, mit seiner ganzen Fracht bei dem toten Tier die fürchterliche Nacht hier auf der Straße gelegen, und uns weinend zurief, ob denn kein Gott mehr lebe! Aber im Kriege fragt niemand nach dem Schmerz des Mitmenschen, und so treibt sich Kolonne auf Kolonne an dem Hilflosen vorbei, der in schmerzlicher Verzweiflung den glücklich Enteilenden nachschaut. In Pouge, wo der Sturm Hütten demoliert hatte, begrub man eben gegen 30 Stück Vieh, das von der Pest hingerafft worden war; Felle von getöteten Schafen lagen haufenweis der Verwesung ausgesetzt über das Feld hingestreut. Totkranke Soldaten auf Sänften liegend und von katholischen Geistlichen begleitet, wurden nach Courcelles hinab getragen, wo der große Krankenzug (aus 130 Wagen bestehend, die mit Betten bepackt sind) auf seine traurige Ware harrt. Als ob sie selber von Grauen getrieben würden, jagen die Morgenwolken über all dem Elend dahin. —

Als ich in Courcelles gegen 9 Uhr angekommen war, fuhr mir der Zug grad vor der Nase weg. Der nächste Zug sollte

nachmittags um 4 Uhr weggehen. Nirgends ein schützender Wartsaal oder eine Kneipe, wo man hätte sein Haupt hinlegen können! Da hatte ich nur noch die beiden Wünsche Börnes, als ihm vor Zeiten in Bruchsal ein Aehnliches mit der Post begegnet war: erstens wünschte er, das 10,000 Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest einschlügen, und zweitens wünschte er dasselbe noch einmal. Trübselig wandte ich mich nach einer Marketenderbude hin, wo ein reicher Weinhändler aus Trier sein Unwesen trieb, und nachdem ich mich genügend davon überzeugt, daß mir die Baracke nicht auf die Ohren fallen werde, ließ ich mich auf einen Champagnerkorb neben dem glühenden Ofen nieder, bestellte mir eine Flasche Rheinwein und dachte lange über die Worte des großen Kant nach: „Weiber, Geistliche und Separatisten betrinken sich nicht, weil sie bürgerlich schwach sind, und ihr äußerer Wert auf dem Glauben anderer beruht.“

Ein Hauptmann aus Westfalen, ein gemütlicher alter Kerl, der jedenfalls schon ein gutes Stück hier seine Beine über die Kiste herunter hangen ließ, fing plötzlich an zu jammern über zwei Pferde, die diese Nacht unter einer im Dorfe zusammengestürzten Militärbaracke begraben worden waren, und in seiner Eigenschaft als Sanitätshauptmann beeilte er sich, zum letzten Glase zu kommen, um dann an Ort und Stelle das visum et repertum aufzunehmen. Menschenleben, meinte er, seien wahrscheinlich bei der Geschichte nicht zu beklagen; übrigens werde er jetzt gleich hingehen, die Sache genauer zu untersuchen. Ein königlich preußischer Bahnmeister, der sich durch den Zug des Herzens mächtig zu dem Sanitätshauptmann hingerissen fühlte, rasselt mit seinem Säbel nach einer weitern Flasche, schenkt dem Herrn Kameraden ein: dô huob er ûf unde tranc! Unterdessen kommt ein Uhlan angetreten — man sagt, es sei der Fürst von Bückeburg — und verlangt dreißig Pfund Wurst und zwei Dutzend Flaschen Champagner, die auf einen bereitstehenden Karren geladen werden. Ein armer Teufel von einem Landwehrmann, von der Ruhr geplagt, kommt dem Herrn auf dem Fuße nachgeschlichen, und bestellt zitternd einen Schnaps, und bittet um ein Tuch, die blaugewordene Hand, die er vor zwei Tagen gebrochen, und die noch kein Arzt einer Untersuchung gewürdigt, zu verbinden. Der Hauptmann aus Westfalen

klopft dem Armen väterlich auf die Achsel und erinnert sich wieder der beiden Pferde, die noch immer unter dem Schutt lagen; allein da ja voraussichtlich keine Menschenleben zu beklagen seien, läßt er sich noch einmal einschenken, huob ûf unde tranc!

Jetzt drängen sich Bahnangestellte herein, die von einem Armeelieferanten um die Ehre eines gemeinschaftlichen Frühschoppens gebeten werden. Man trinkt tapfer, und der Lieferant läßt so ganz nebenbei die Bemerkung fallen, daß auf der vorletzten Eisenbahnstation draußen einige Wagen von seiner Ware stehen, die man gelegentlich herbeischaffen könnte; er drückt dem Nächsten, der ihm verständnisinnig zublinzelt, einige Thalerscheine in die willige Hand, und weiß nun gewiß, daß heute abend seine Waren hier sind. — Es wird Mittag. Der Hauptmann aus Westfalen sitzt immer noch vergnüglich da, übernimmt wohl auch zuweilen — wenn der Wirt abtreten muß — den Vertrieb des Konsums; dann schlägt ihn auf einmal wieder sein mit den Pferden belastetes Gewissen, aber da winkt ja der Bahnmeister nach einer Flasche mit silbernem Halse! Der Pfropfen knallt lustig und mein Sanitätshauptmann huob ûf unde tranc.

Plötzlich stürzen blaue Husaren herein, lauter schwere Müllerssöhne und Junker, die, nagelneu aus Bonn kommend, hier auf dem Kriegsschauplatze sich ihrer jungfräulichen Uniformen schämen und ängstlich bemüht sind, jede ergiebige Pfütze auszutreten. Sie schwingen hoch in Händen eine Depesche, die die Kapitulation von Metz verkündet, die gestern abend abgeschlossen worden sein soll. Soldaten und Weiber drängen sich nach. „Kinder, schreit 'mal Hurra!“ ruft mein Sanitätshauptmann aus Westfalen, „und dann will ich nach meinen Pferden schauen!“ Das Hurra erschallt nicht kräftig, denn der Soldat überläßt das Viktoriaschreien füglich den Deutschen überm Rhein drüben. Viele, schon zu oft getäuscht, glauben nicht an die Nachricht, andere nehmen sie dumpf brütend auf. Auch zu mir drang die Botschaft, allein „dâ hoeret ouch geloube zuo“ sage ich mit meinem Meister von der Vogelweide, finde aber doch für gut, meinen Platz auf dem Champagnerkorbe aufzugeben, da die Nachfrage nach Sekt nachgerade riesig geworden. — Es wird Abend. Der Hauptmann aus Westfalen ist noch da. Der selige königlich preußische Bahnmeister drückt ihm heimlich die Hand

und überschwemmt ihn mit den heißesten Ergüssen und den glühendsten Versicherungen seiner Freundschaft, die nun durch die Kapitulation von Metz ihre Weihe erhalten.

Der glückliche Wirt stimmt die „Wacht am Rhein“ an, Bahnmeister und Hauptmann liegen sich in den Armen und geloben mit heiligen Eiden, sich morgen hier wieder zu treffen. Endlich wankt die Sanität aus Westfalen von hinnen, um ihre Pferde zu begraben.

Und ich, zum Zuge gehend, sah ihm so von hinten nach und sprach: „Ach, daß diese Sommerwesten, die bequemen, angenehmen endlich doch auch sterben müssen!“

VIII.

30. Oktober.

Mit der Kapitulation von Metz haben auch meine Feldzüge in Lothringen ihre Endschaft erreicht und da fahre ich wieder hin durch den herbstprächtigen Wasgenwald, über den vor grauen Zeiten, als noch kein Gott an den dort vorübereilenden Rhein-Marnekanal dachte, der getreue Held Walthari mit seiner Hiltgund aus dem Heunenlande nach der Heimat geflohen war. Hier sind wir ja schon glücklich durch den großen Tunnel von Ertzweiler gesaust, dort winkt der Lützelstein und drüben — eine feste Burg, o lieber Gott — ist Pfalzburg. Bald sind wir am Rhein, aber werfen wir zuvor noch einen raschen Blick auf gestern zurück.

In Pont-à-Mousson war in allen Straßen die offizielle Nachricht von der Uebergabe von Metz angeschlagen und an der freudigen Aufregung, die unter der deutschen Besatzung herrschte, spürte man die Distanz vom Kriegsschauplatze weg bedeutend. Hier hörte ich zum ersten Male während vierzehn Tagen preußische Militärmusik, Soldaten toastierten in den Kneipen auf das siegreiche Deutschland, im Kasino rieben die Offiziere feurige Salamander. Unter der französischen Bevölkerung wurde die neue Schreckensbotschaft nirgends geglaubt. Immer noch dieselbe Illusion. Mit Illusion war man in den Krieg gezogen, die Marseillaise singend, als ginge es zur glänzendsten Parade oder zur Eroberung des Großherzogtums Gerolstein! Illusion jetzt noch nach all den furchtbaren Niederlagen! es heißt noch immer, man habe die Hälfte des deutschen Heeres vernichtet, und die brillante französische Schluß-

scene stehe bevor! Illusion auch weiter! Dagegen bietet man unter dem Volke eine Menge Gerüchte herum, so hätte z. B. Bazaine allerdings in eine Kapitulation eingewilligt, sei aber von der zürnenden Armee ermordet worden. Auch Monsieur Bismarck sei gefangen worden, sagte mir mein Wirt, als er mir mein Bett anwies, in dem vor einigen Wochen der „eiserne Graf“ in höchst eigener Person gelegen hätte.

In Nanzig, wo man heute morgen bereits kochte für die 6000 französischen Offiziere, die auf den Abend erwartet werden, sah ich die neueste preußische Eisenbahnmaßregel. Vornehme Herren aus dieser ersten Aristokratenstadt Frankreichs, meist ergraute Ritter der Ehrenlegion, mußten hier auf die Lokomotive steigen, um den Zug, der immer noch von den Chassepots der Freischaren beunruhigt wird, bis nach Lunéville und Toul zu begleiten. Leider haben sich in neuester Zeit unter die Banden der Franktireurs auch Italiener, Polen und Amerikaner eingeschlichen. Diese Leute werden, wenn man sie auffängt, weil sie nicht gesetzlich in die französische Armee eingereiht sind, einfach innerhalb 24 Stunden standrechtlich verurteilt und erschossen.

Wir sind in Straßburg. Heute jährt es sich wieder seit Napoleon III. jene klägliche Straßburger Komödie aufführte. Am 30. Oktober 1836 versuchte er, seinen großen Oheim und dessen Rückkehr aus Elba hier zu parodieren; wie traurig die Geschichte verlief, ist bekannt. Heute nun sitzt der Mann auf Wilhelmshöhe; aber Wilhelmshöhe ist kein St. Helena; — — Vorüber! —

Als ich bei Basel, reicher um einige Pfund Granatsplitter, eine Erbswurst und einen Gebund Erinnerungen an den „fröhlichen“ Krieg, heruntergekommener als jener Hirt in „Schäfers Klagelied“ oder als die provisorische Regierung in Frankreich, aber immerhin mit heiler Haut über die schweizerische Grenze fuhr, da fielen mir die Worte meines Berliner Hauderers ein, der mich bei Coicny aus dem Sumpf genommen: „Wenn ich glücklich in Berlin zurück bin“, redete sich der Mann zu, „dann kneipe ich mir einen ganz Kolossalen an, schließe die Fensterladen und lege mich drei Tage und drei Nächte lang ins Bett!“ — Auch ich that mir ein heimlich Gelübde. —

2.

Aus dem Wallis.

1883.

Der Leser wird wohl thun, aus der Ueberschrift keine übereilten Schlüsse zu ziehen. Vorstellungen von Güßfeldt'schen Gletscherpartien, die unmittelbar nach dem Selbstmord kommen, sind von vorneherein abzuweisen. Nicht einmal an das Matterhorn noch an weit geringere Besteigungen mit Pickel und Seil durch Felskamine und Couloirs und wie alle die verzweifelten Dinge des alpinen Sports heißen, ist zu denken. Einmal erkennt der Schreiber das elfte Gebot unserer Bergfexen: „Du sollst in einer Gletscherspalte pernoktiert haben“ nicht an; mit Männern vom Fach wie Alexander Burgener und Hans Graß hofft er in seinem Leben nie einen Gang thun zu müssen und in Tyndalls Alpenschilderungen hat ihm jederzeit die Stelle am meisten imponiert: „Wie oft dachte ich, wenn ich den Dôme oder die Zumsteinspitze in der vollen Abendbeleuchtung sah und sie in unendlicher unirdischer Schönheit glühten, gleich einer Stadt in den Himmeln, daß, wenn man jetzt einen einsamen Wanderer allein auf diese strahlenden Höhen versetzte, mit der Unmöglichkeit, vor der Nacht zurückzukehren, er keine Pracht in diesem Bilde sehen würde, sondern nur das zürnende Auge der sinkenden Sonne, das sich auf die schwarzen Felsen und den tödtlich weißen Schnee heftet.“ Kurz, der Schreiber gehört zu jenen mäßigen Klubisten, die unsre „grausamen Gebürge“ mit der Ehrfurcht und heiligen Scheu unsrer Altvordern betrachten und einem Sonnenuntergang am liebsten nicht über der Region der Gasthäuser zuschauen (haben doch diese letztern schon ganz respektable Höhen erklommen). Es soll hier nur das zur Sprache gebracht

werden, was etwa rechts und links von der Straße, die von der Furka herunter nach dem Oberwallis führt, erreichbar ist, nötigenfalls auch aus einem offenen Wagen, in welchem es sich am vergnüglichsten in unsere Alpenthäler hineinfährt, wenn einem auch manchmal am Ende ein Verdruß mit dem unverschämten Rosselenker nicht erspart bleibt, der es seinen Passagieren gleich ansieht, daß er an ihnen keine routinierten feilschenden Engländer als Fracht besitzt. Eine soche Fahrt hat auch den Vorteil, daß, wenn man Gletsch verlassen und allmählig der Thalsohle zustrebt, man nicht beständig den blendend weißen Galenstock, das Weißhorn, die Viescher- und Mischabelhörner — wie Bädeker u. Komp. vorschreiben — betrachten muß, sondern, insofern sich das Auge in der Natur müde ergangen hat, man dasselbe entweder ganz schließen oder an Hand einer „nützlichen Lektüre" sich in die Vergangenheit des merkwürdigen Völkchens, das hier seine Wohnsitze hat, vertiefen kann. Das Letztere sei vorerst unser Fall.

Da kommen wir z. B. beim Eingang ins Gomserthal gleich zu einem interessanten Dörflein, in dessen Gemarkung die Freiheit der Oberwalliser erkämpft worden ist, Ulrichen. So klein das Dorf ist — es zählt gegenwärtig etwa 40 Häuser mit zirka 250 Einwohnern — so besitzt es doch bereits seine aktenmäßig dargestellte Geschichte, die vor einigen Jahren ein wackerer Kapuziner, der Pater Paul Am-Herd, verfaßt hat.

Ulrichen (1080 m ü. M.) liegt in einer wundervollen Hochebene, am Fuß von vier Alpenpässen. Durch das gegenüberliegende stille Eginenthal führt der Griespaß nach Italien, derjenige über die Nuffinen nach dem Tessin, der dritte geht über die Grimsel nach Bern, der vierte über die Furka nach Uri. Seitdem jedoch die Straßen über den Simplon und Gotthard geöffnet worden, ist der einst belebte Handelsweg zwischen Italien und Bern aufgegeben. Früher war die ganze Thalsohle Sumpfboden, so daß sich keine bedeutende Ansiedlung bilden konnte. Die von Lärchenholz gebauten schwarzen Hütten lehnen sich an einen schützenden Abhang, um sich vor den drohenden Lawinen, die im Winter von den Höhen stürzen, sicher zu stellen. Der Obstbaum gedeiht hier nicht, und die Ulricher beziehen ihre Süßigkeiten lediglich von den Bienen, die hier eifrig gepflegt werden. Wie wir am Kirchhof vorbeikamen,

stand eben der Amtsnachfolger unsers geschichtskundigen Paters vor seinen Bienenstöcken und prüfte die Arbeit der fleißigen Insassen.

Die erste denkwürdige geschichtliche Erwähnung von Ulrichen fällt in das Jahr 1211. Hier verlor der Gründer Berns, Herzog Berchtold V. von Zähringen, eine wichtige Schlacht bei seinen Versuchen, das Wallis zu erobern. Zweihundert Jahre später wurden hier die Berner, welche für den „gemazzten“ Witschard von Raron, den Landesverräter, eintraten, dreizehntausend Mann stark von siebenhundert Wallisern blutig über die Grimsel heimgeschickt (1419). Bevor sie den Paß überschritten, hatten die Berner Kriegsrat gehalten, wie man die Gomser überwältigen möchte. Ein alter Oberhasler meinte: „wie wir ins Wallis hineinkommen, wissen wir wohl, aber nicht, wie wir wieder herauskommen.“ Schon standen die benachbarten Dörfer Oberwald und Obergestelen in Flammen und die Leute waren jammernd nach Ulrichen geflohen. Da sammelte der Freiheitsheld der Oberwalliser Thomas Riedi in der Bünden sein Häuflein Streiter um sich und ordnete einen Hinterhalt an. Der Geschichtsschreiber von Ulrichen gedenkt besonders des riesigen Anführers. Er hatte im nahen Eginenthal manchen Bären erlegt und hüllte sich in eine der erbeuteten Bärenhäute, um auch mit den „Mutzen“ von Bern einen Strauß zu wagen. Nicht weniger ordonnanzwidrig war seine Waffe. Er ließ sich sieben Reisteisen zusammenschmieden und verbreitete nun mit der langen Stange Tod und Verderben. In der Arzerschlucht wurden die Berner jählings überfallen. Bei jedem Streich seiner gewaltigen Waffe rief er mit Donnerstimme: „Holla, nieder mit dir!“ So erschlug der furchtbare Mann viele Hundert, ohne zu ermüden. Einer der Feinde wollte dem ein Ende machen. Er warf sich, als ob er tot wäre, zu den Erschlagenen auf die Erde und als der Riese näher kam, stach er ihn von unten in den Leib. Der zum Sterben Getroffene schlug die nachquellenden Eingeweide über die Schulter zurück und mordete fort, bis er erschöpft aus der Schlacht getragen werden mußte. „Ach — soll er ausgerufen haben — hätte ich nur einen Trunk Wassers, ich würde dann mein Reisteisen noch einmal über die Köpfe der Berner schwingen“, und die Sage meldet, daß darauf sogleich am Fuß eines Kalkhügels ein Brunnen entsprungen sei, der noch fließt und der Riedi-Brunnen

heißt. Die Berner zogen erschrocken nach Obergestelen zurück. Um sich den Rückzug zu decken und die verfolgenden Walliser zurückzuhalten, banden sie zu Obergestelen an die noch rauchenden Balken des abgebrannten Dorfes ihre Hunde, damit diese die ganze Nacht heulen sollten. Doch die Walliser ließen sich nicht täuschen und ihr Thomas Riedi hatte den Feinden auf der Paßhöhe den zweiten Hinterhalt bereitet, in welchem 700 Mann erschlagen wurden. Seitdem hatten die „Mutzen" keine Lust mehr, mit den St. Jodersbuben (St. Joder ist der hl. Theodul, der Schutzpatron des Wallis) anzubinden.

Der Held von Ulrichen hat in neuerer Zeit auch seine Dichter gefunden. Zuerst in Pfarrer Clemens Bortis von Viesch. Sein Schauspiel ging zu Mörel im Oberwallis unter großem Applaus über die Bühne, ist aber ungedruckt geblieben. Nach der Aufführung ereignete sich ein eigentümlicher Zwischenfall. Die Mörler entlehnten aus den nächsten Ortschaften alte Waffen und Kostüme. Von Münster erhielten sie die uralte Zehenden-Fahne. Nun entrissen die Bürger von Ernen ihren Nachbarn das Banner, um in spätern Zeiten erhärten zu können, Ernen und nicht Münster sei der Hauptort des Zehendens (Bezirkes). Der Handstreich gelang, obwohl es — wie Pater Paul sagt — keine übertriebene Tapferkeit verrät, in Friedenszeiten eine Fahne wegzunehmen. Vor etlichen Jahren hat nun Paul Am-Herd selbst Hand an ein historisches Drama: „Thomas in der Bünden, oder der Freiheitskampf von Wallis" (Aarau, Sauerländer 1880) gelegt. Sind schon Walliser Dichter an und für sich seltene Gäste im deutschen Dichtersaal — außer Kämpfen und Leo von Roten fällt uns gerade kein dortiger Poet ein — so kommt es auch nicht alle Tage vor, daß ein Kapuziner sich als Dramatiker aufthut. Der unsrige hat seine Sache ganz brav gemacht. Man sieht überall, daß ihm Schillers „Wilhelm Tell" zum Vorbild dient. Mit der sogenannten „Technik des Dramas" und andern dramatischen Kochbüchern hat er sich kaum abgegeben, sondern ist frischweg an die Arbeit gegangen, schlecht und recht die sonderbare Geschichte von der trauernden „Mazze", der Vertreibung des Wüterichs Witschard von Raron und dem glorreichen Tag von Ulrichen in jambische Fünffüßler zu bringen. Sein Thomas mit der klafterlangen Eisenstange hantiert mit ausbündiger Reckenhaftigkeit auf der Bühne herum; seine

dramatischen Effekte sind von der kräftigsten Sorte: während z. B. auf der Tagsatzung in Bern ein biederer Walliser eine fulminante Rede hält, kommt für die Regie folgende Vorschrift: „Vom Bärengraben tönt ein mächtiges Brummen herauf, worüber sich die Abgesandten sichtbar verwundern" und nachher: „Der Donner rollt näher; auch tönt aus dem Bärengraben das Brummen der Bären lauter, was bis zum Schluß der Scene fortdauert." Ob die Ulricher von dem Schauspiel ihres einstigen Pfarrers gebührend Notiz genommen und je den löblichen Versuch gemacht haben, dasselbe während der langen Winterszeit auswendig zu lernen, ist uns nicht bekannt.

Eine richtige aktengetreue Dorfgeschichte, also auch die von Ulrichen, muß ihre Hexenprozesse gehabt haben. Ein armes Mensch, das Barbeli Bigginer, ist im Jahr 1587 das Opfer eines solchen geworden. Da sie mit dem Geständnis zögerte, wurde sie auf den „Stock der Gichten" (Geständnisse, d. h. die Folter) gesetzt, wobei das „Gichtenseil" dreimal aufgezogen und wieder niedergelassen wurde. Von Schmerz überwältigt gestand die Unglückliche, daß vor zehn Jahren der Teufel in Gestalt eines jungen Mannes zu ihr gekommen sei. Als sie ihn fragte, wer er sei, habe er geantwortet, er heiße „Jagi" und sei der böse Feind. Er habe sie auf den „Galen" geführt zum Hexentanz, und nach demselben hätte es am morgen in der Frühe eine „Rüfi" gegeben, wodurch viele Aecker geschädigt worden. Ferner habe sie oberhalb Ulrichen eine große Lawine gemacht. Um eine solche herzustellen, balle sie nur Schnee zusammen und bestreiche den Ball mit ihrem Pulver, werfe denselben ins Teufels Namen in den Schnee, worauf die Geschichte losgehe. Mit solchen „Gichten" war das Gericht zufrieden und verurteilte das Barbeli zum Scheiterhaufen. „Daß es Zauberer und Hexen gebe — setzt der gute Pater Kapuziner hinzu — kann freilich nicht geleugnet werden, denn immer gibt es Leute, die, durch Sünden und Laster von Gott abgefallen, mit dem bösen Feind ein Bündniß schließen."

Sehr lesenswert ist, was Am-Herd in seinen „Denkwürdigkeiten von Ulrichen" über das Gemeindewesen, die Dorfordnung und namentlich über die Alpenwirtschaft zusammenstellt. Köstlich naiv ist der Abschnitt über den Charakter der Ulricher. „Weil im

menschlichen Körper vorzüglich vier Hauptsäfte obwalten, die aus dem Blute, der Galle, der schwarzen Galle und dem Schleim bestehen, so haben die alten Philosophen, je nachdem einer dieser Säfte im Körper prädominirt, auch vier Tamparemente angenommen. Nun fragt es sich, welches von diesen vier Temperamenten im Ulricher Volk vorherrsche? Und hier kann mit Sicherheit behauptet werden, daß es das melancholische, das schwerblütige, tiefe und innige ist. Die Nahrung, die meistens in festen Speisen, wie Milch, Käse und Fleisch besteht, muß notwendig schweres Blut mit schwarzer Galle erzeugen; ebenso müssen die äußern Verhältnisse, die furchtbaren Gebirgsmassen, die ringsum lagern, der lange harte Winter, der allen Verkehr unterbricht, und die gewaltigen Naturereignisse, die Sommer und Winter die Gemeinde bedrohen, das Gemüt zum Ernst, zur Furcht und Vorsicht stimmen." Ueberglücklich ist unser Pater, zum Schlusse melden zu können, daß von den zehn Ulrichern, die in der päpstlichen Garde dienen, bei der kleinen Revolte von 1877 kein einziger dem Papste abtrünnig geworden ist, und daß Se. Heiligkeit Leo XIII. zum neuen Kirchenbau 500 Franken gespendet hat. — —

Indessen wird es Zeit, zur Gegenwart zurückzukehren, denn unser Fuhrwerk hat Ulrichen und Münster längst hinter sich gelassen und hält vor dem Posthaus in Viesch. Der Leser befürchte nicht, daß wir eine zweite Dorfchronik an Bord haben, noch braucht er zu besorgen, daß ihm die weltbekannte Tour aufs Eggischhorn zum großen Aletschgletscher oder zum blauen Märjelensee, auf welchem sommerlang mächtige Eisblöcke herumschwimmen, zugemutet wird; hat uns doch vor Jahresfrist ein gar lieber Freund[1] an dieser Stelle der Mühe enthoben, die Herrlichkeiten, die's dort oben zu schauen gibt, ins Feuilleton zu setzen.

Dagegen hätten wir mit Verlaub allerdings noch ein Büchlein zur Hand, welches dem großen Publikum, das alljährlich den Gletscher droben besucht, nicht sehr bekannt sein wird, von welchem aber hier ein Wort zu sagen ist. Es sind die Walliser-Sagen, die zumeist um den großen Aletschgletscher herum spuken und an Großartigkeit der Phantasie die landläufigen Volkssagen tief in den Schatten stellen. Man darf wohl behaupten, daß die ganze

[1] Victor Meyer, gest. 1897.

deutsche Mythengeschichte nichts Ebenbürtiges aufzuweisen hat. Zwei Walliser Geistliche, der Pfarrherr Moritz Tscheinen, welcher hochbejahrt zu Grächen im Zermatterthal, dem Heimatsdorf Thomas Platters, lebt und Domherr Ruppen in Sitten haben sich das Verdienst erworben, diese Sagen noch beizeiten gerettet zu haben.

Der mächtige Aletschgletscher bildet den Mittelpunkt dieser Mythen. Nach dem uralten Volksglauben ist er der Reinigungsort der Abgeschiedenen, der Aufenthalt der armen Seelen nach dem Tod. Auf dieses wunderbare Eismeer kann man keinen Fuß aufsetzen, ohne auf Häupter zu treten, die überall aus den blauen Spalten emporragen. Dort erblickt man z. B. zwei arme Seelen in Gestalt zweier schöner nackter Frauen, von denen die eine an der Sonne ihr schimmerndes Haar kämmt und bitterlich weint, weil sie vor ihrer Erlösung noch neunmal bis an den Hals einfrieren soll; die andere auch noch völlig eingefroren, stimmt einen bezaubernden Gesang an, da das Ziel ihrer Leiden nicht mehr fern ist. Nachts aber zieht über den einsamen Gletscher die Totenprozession, beim Volke auch Gratzug und Symphonie genannt. Wo ein solcher Geisterzug vorüber geht, da hört man ein dumpfes Murmeln, wie bei einem Bittgang, einen langsamen Totenmarsch mit Trommel und Pfeife, dazwischen weinende und lachende Stimmen, dann wieder ein seltsames Rauschen, als wenn ein starker Windstoß durch das Laub der Bäume sauste. Wo ein solcher Gratzug immer seinen Gang hält, da soll man sich stets über den Weg stellen oder legen, weil dort die Toten nicht schaden dürfen: wer aber auf dem Pfad bleibt oder unter denselben sich flüchtet, über den hat das tote Volk Gewalt.[1] Auch zu nächtlichen Tänzen sammelt

[1] Solche Totenzüge kennt man auch im Vispertthal. Ein Bewohner von Grächen hörte einst, eben als er zu Bett gehen wollte und schon einen Strumpf ausgezogen hatte, den er noch in der Hand hielt, ein dumpfes Getöse; ein Volkgang rauschte draußen vorbei. Schnell ging er leise ans Fenster und sah die geisterhafte Prozession vorüberziehen, unter der sich viele Bekannte und unlängst Verstorbene befanden. Zuletzt kam einer, der an einem Bein keinen Strumpf trug, sondern denselben in der Hand hielt. Der Lauscher verstund wohl, was dies zu bedeuten hätte, daß er nämlich der Nächste sein werde, an den die Reihe komme. Bald darauf legte er sich zum Sterben hin. Diese Sage ist eine weit verbreitete. Am eigentümlichsten äußert sie sich im Munde der Hirten des Saanerthales. Man lese das schöne Gedicht: „Das Friesenvolch“ von J. J. Romang.

sich das stille Volk, dabei vernimmt man ein seltsames Klingeln von Eiszapfen, die an ihren Gewändern hängen. Manchmal kommen die armen Seelen aus dem Gletscher zur frommen Schmidja, einer alten Frau, um sich zu wärmen.

Der Leser gestatte, daß wir ihm einige dieser Sagen in der überlieferten Gestalt, die offenbar eine uralte ist, vorführen. Einige, wie die herrliche Sage von der „schönen Mailänderin“, die als „belle revenante“ überall im Wallis bekannt ist, lesen sich wie die schönste Novelle.

Die edle Mailänderin.

Auf der Törbjeralpe, nahe der Grimsel, begegnete ein Hirt, welcher ein verlorenes Rind aufsuchte, in der wildesten Gegend, wo nur Gletscher und kahle Felsen zu sehen, bei finsterm Regenwetter zu seinem größten Erstaunen einer vornehmen Dame, die gegen den Gletscher wanderte. Er verdoppelte seine Schritte, um derselben seine Dienste anzubieten, falls sie sich verirrt hätte. Bei seiner Annäherung bemerkte er, daß sie schön, jung und vornehm war; aber was ihm am meisten auffiel, daß sie keine Kopfbedeckung hatte und barfuß einherging. Aus ihren prächtigen Haaren, welche in reichen Locken auf ihre Schultern herabfielen, tröpfelte der Regen, an ihrem Lilienhalse hing eine Goldkette; ihre schlanken Lenden umgab ein kostbarer Gürtel, und ihre Arme waren gleichfalls mit goldenen Reifen geschmückt. An den Fingern ihrer kleinen schneeweißen Hände glänzten Ringe, mit Diamanten besetzt. Ihre bloßen Füße, welche von der Kälte und Nässe gerötet waren, schienen so zart zu sein, daß jedes Steinchen dieselben hätte verwunden müssen. Mit einer Hand hielt sie züchtig die seidene Schürze empor, um sich den Gang durch die rauhe Gegend zu erleichtern, in der andern führte sie einen langen Reisestock. Sie trat mit ihren zarten Füßen auf die harten, kalten und nassen Steine so behutsam, daß man sah, jeder Tritt mache ihr Mühe und verursache ihr Schmerzen. Ihr holdseliges Angesicht trug die Spuren von vielem Weinen; in ihren großen und sanften Augen schimmerten noch frische Thränen und ihre feinen Lippen öffneten sich zu leisen Seufzern und Gebeten. Voll Verwunderung über diese seltsame Erscheinung und von tiefem Mitleiden gerührt, fragte der Hirt: „Aber um Gotteswillen, meine

schöne gute Frau, wo wollt Ihr hin bei so harter Witterung und in einer so wilden Gegend? Ihr müßt Euch ganz verirrt haben? Ach, daß Gott erbarm! Ihr geht ja barfuß, ohne Hut und Regenschirm, gewiß seid Ihr verunglückt? Oder wo sind denn Eure Bedienten? Habt Ihr keinen Führer mitgenommen? Ihr seid doch nicht zu Fuß bis hier gekommen? Ohne Zweifel seid Ihr nicht ferne von hier vom Pferde gestiegen und habt allein Euch zu weit von Eurer Begleitschaft entfernt und verirrt?" — „Nein, mein guter Junge", erwiederte die Dame mit einer lieblichen Stimme, „ich habe mich nicht verirrt; ich komme wirklich hieher ohne Begleitschaft, ohne Pferd, ohne Diener, ohne Hut, Schuhe und Regenschirm. Soeben verließ ich eine große Stadt und einen glänzenden Palast. Noch warm auf dem Totenbette in Mailand liegt mein Leib, um welchen meine lieben Eltern, als um ihre einzige Tochter, bitterlich weinen und ihn mit ihren Thränen benetzen. Ich bin von Gott verurteilt worden, in diesem Gletscher abzubüßen; weil ich bei Lebzeiten fast auf keine Erde getreten, weil ich immer in der Kutsche fuhr, niemals in eine Traufe kam, nie ohne stattliche Begleitung mich vom Hause entfernte, nie einem kalten Lüftchen mich aussetzte, keine anständige Freude mir versagen wollte, mich vor aller Anstrengung und Mühe fürchtete: darum bin ich zur Strafe meiner Verzärtlichung verurteilt, in dieser rauhen Wildnis barfuß, in Regen, Kälte und Ungewitter zu wandeln und in diesem Gletscher abzubüßen. Dies ist mein Fegfeuer — denn außer dieser Verzärtlichung habe ich keine Sünden begangen." — Bei diesen Worten kam plötzlich ein dichter, finstrer Nebel und kalter Regenschauer daher, welche ihm die liebliche Gestalt aus den Augen nahmen. Als nach wenigen Augenblicken das Unwetter vorüber war und die Gegend sich wieder etwas aufheiterte, da war keine Spur von der schönen Frau mehr zu erblicken. Augenblicklich, aber leider zu spät, fiel ihm ein, Gott habe es nicht umsonst zugelassen, daß sie ihm in so schöner Gestalt erscheinen durfte. Gewiß habe ihr zur völligen Erlösung nur wenig gefehlt; ach, statt der unnützen Fragen hätte er ihr seine Hilfe anbieten sollen, womit er sie erlösen könnte. So laut er vermochte, rief der Hirt jetzt in die Gegend, wo sie verschwunden: „Schöne Frau, o sagt mir doch, womit kann ich Euch erlösen?" Aber statt einer Antwort kam ihm jedesmal

nur ein schwacher Widerhall von seinen letzten Worten zurück; melancholisch rauschte der Bach; dumpf donnerte der Gletscher; bleiche Nebelgestalten stiegen aus den Gletscherspalten auf und nieder; aber von ihr sah und hörte er nichts mehr. — Und so oft ihn später eine wunderbare Sehnsucht bei Nebel und Regen in diese wilde Gegend herführte und er sich auf die nämliche Stelle setzte, wo die zarten Füße der herrlichen Frau gestanden, so oft er sein Angesicht nach der Gegend wandte, wo sie verschwunden, und so oft er die ehemalige liebliche Erscheinung sich zurückträumte und mit lauter Stimme rief: „Schöne Frau, kann ich noch etwas thun, um Euch zu erlösen?“ so kam immer der gleiche schwache Widerhall von den Felsen zurück, wie ehemals. Dann kamen auch die dichten finsteren Nebel mit kaltem Regenschauer an ihm vorüber, wie damals; der Thalbach rauschte ebenso melancholisch und der Gletscher ließ sein dumpfes Donnern hören, wie damals; die ganze Gegend war ebenso wüst und aus den Gletscherspalten tauchten bleiche und seltsame Nebelgestalten auf und nieder, wie damals. Aber die holde Frau sah und hörte er zu seinem größten Leidwesen niemals wieder.

Schoch, d' Altschmidja spinnt noch!

Im Aletschthale, nahe bei dem Gletscher, soll einst ein vor Alter schwarzes Holzhäuschen gestanden haben, das eine fromme alte Witwe bewohnte. Sie betete viel für die armen Seelen im Aletschgletscher. Wenn sie in den langen Winternächten bei einem Nachtlämpchen am Rocken saß und emsig spann, so betete sie fast beständig für die Verstorbenen; auch ließ sie die Hauspforte ungeschlossen, damit die armen Seelen in ihre alte geheizte Stube hineinkommen und sich erwärmen könnten. Doch zu diesem Eintritt bedurften diese ihrer Erlaubnis, welche sie ihnen erst erteilte, wenn sie zu Bette ging. Dann öffnete sie ein Fenster und rief leise hinaus: „Jetzt — aber mir unschädlich!“ ließ noch ein Stümpfchen Licht brennen und ging zu Bette. Bald erschloß sich sachte die Haus-, dann die Stubenthür, wie von einem kühlen Windzuge. Unzählige kaum hörbare Tritte trippelten und trappelten herein, als wenn viel Volk sich in die Stube und um den warmen Ofen drängte. Gegen Betenläuten hörte sie das gleiche Geräusch wieder zur Thür hinaus.

Einst ereignete es sich, daß diese Witwe länger aufblieb als gewöhnlich und eifrig spann; dabei war es draußen sehr kalt. Auf einmal rief es deutlich vor dem Fenster: „Schoch (das will sagen, es macht kalt oder uns friert's), d' Altschmidja (so hieß das Weib) spinnt noch!" — „Ich weiß wohl, erwiederte sie, ich will nur dies Löckchen Werg noch abspinnen." Aber es dauerte nicht lange, da rief es noch stärker: „Schoch, d' Altschmidja spinnt noch!" — Da wurde sie ungeduldig: „Wenn ihrs nicht erleiden könnt, bis ich fertig bin, so kommt herein!" Sie vergaß aber beizusetzen: „Ohne mich zu belästigen." — Da ging die Haus- und Stubenthüre wie von einem starken Windstoß auf und die Tritte der unsichtbaren Abendsitzer wurden so zahlreich und das Herumrauschen dauerte so lange, daß es kein Ende nehmen wollte. Aber ihr wurde so angstvoll, daß sie vor Hitze zu ersticken vermeinte, und konnte sich nicht vom Rocken entfernen, so gedrängt voll war die Stube von armen Seelen. Sie sah es als eine Strafe an, weil sie die Verstorbenen so lange in der Kälte warten ließ. Künftig wurde sie barmherziger und vorsichtiger. — Als die mitleidige alte Schmidja eben in den letzten Zügen war, und die Krankenwärter zu einander sagten: „Was werden die armen Seelen jetzt rufen, wenn ihre Freundin tot ist?" da ertönte es in der nächtlichen Stille vor den Fenstern laut: „Schoch, d' Altschmidja lebt noch!" Die Sterbende machte noch Zeichen, daß sie sich freue über diese Stimmen und gab dann ihren Geist auf. Im gleichen Augenblicke sahen die Wächter vor den Fenstern eine starke Helle, und wie sie hinausschauten, erblickten sie eine große Prozession brennender Lichter, die von ihrem Haus bis zum Gletscher sich fortbewegten, und, auf selbigem angekommen, eines nach dem andern erloschen. „Das sind die armen Seelen, sagten die Wächter zu einander, mit den Nachtlichtern, welche die Alte für jene brennen ließ; sie begleiten ihre Freundin! — Ja, d' Altschmidja lebt noch!"

Auch sonst begegnet man, abgesehen von dem kolossalen Sagenkreis des Aletschgletschers, in der Sagensammlung von Ruppen und Tscheinen den originellsten Erzeugnissen der wundersam schaffenden Volksseele. Einst zogen fremde Feinde in gewaltigen Haufen das Oberwallis hinauf, um den „köpfischen" Bauern da droben ihre Freiheit zu verleiden. Die Männer des untern Rhonethales wurden

auch aufgeboten zum Kampf. Während des Feldzuges besorgten unterdessen die Weiber zu Hause ihre Wäsche an einem Trog, dem das Wasser aus der Rhone zufloß. Die Frühlingssonne schien eines Tages warm hernieder und Mund und Hände der Rüstigen gingen geläufig. „Mich wundert's, meinte die Eine, ob diesmal die dummen viereckigen Köpfe, auf die unsre Männer schlagen, dort oben nicht etwas runder und glimpflicher werden mögen." — „O gewiß, lachte eine andere, kugelrund, wie geschliffener Rhonesand! Ach, wie wohl ist mir da ums Herz. Mein Mann hat mir versprochen, aus dem Kuhland dort oben, wo die Kälber tanzen und die Ochsen Musik machen, 'was recht Schönes heimzubringen. O wie freue ich mich des guten Tages! — Ach schau, wie sich das Wasser rot färbt! Schönes Blut müssen sie haben, die man heute droben totschlägt! Das schmeckt mir besser, als Honig und glänzt heller, als Gold." Im gleichen Augenblick trug das Wasser einen abgeschlagenen Kopf herab und warf es der frohen Wäscherin in den Trog. Es war das blutige Haupt ihres Mannes.

Eine eigentümliche Sage erzählt der treffliche Raphael Ritz, der poesievolle Maler und genaueste Kenner seines Walliser Volkes. „Auf der Burg Conthey im Unterwallis war einmal ein grimmer Twingherr, genannt der Cantovert, er drückte das Volk gar sehr und verachtete es; dieses war deshalb auch unzufrieden und der Herr traute ihm nicht. Die Leute von Hérémence mußten deshalb die Wachen halten und dreimal in der Nacht ablösen. Der Cantovert hatte viel Aengsten und schlaflose Nächte und dann ging er aus dem Schlafgemach in die anstoßende große Stube, wo die abgetretenen Schildwachen sich aufhielten. Auf und ab spazierend richtete er allerlei Fragen an die Mannen. Einstmals frug er Einen: „Du schläfst?" — „„Nein, ich denke an etwas."" — „An was denkst du?" — „„Ich sinne, daß der Fuchs ebensoviel Knöchlein am Schwanz hat, als am Rückgrat."" Der Zwingherr ließ einen Fuchs töten und untersuchen und sah, daß der Mann recht hatte. In der folgenden Nacht frug er wieder einen andern Wachtmann: „Du schläfst?" — „„Nein, ich denke an etwas."" — „Ueber was sinnest du?" — „„Ich sinne, daß die Elster ebenso viel weiße Federn hat, als schwarze."" Auch diese Antwort erwahrte sich. In der dritten Nacht frug der Cantovert den dritten

Wachtmann: „Du schläfst?“ — „„Nein, ich denke an etwas.““ — „Ueber was sinnest du?“ — „„Ich sinne, daß es ebenso viel weiße als gelbe Sternlein am Himmel hat.““ — Der Schloßherr eilt ans Fenster und will die Sternlein zählen; da trifft ihn ein Pfeil mitten in den Kopf, abgeschossen von der Schildwache am Burgthor.“

Zum Schluß noch eine Sage in Walliser Mundart: „A mal sy an guote, brave Bur g’sy, wa niemal uber d’s Wetter g’fuchtot (geschimpft) hät, es hei megu sy, wettigs es wellu hei. We’s oich noch so ulustig’s und leid’s Wetter g’macht hät, so hei er allzit g’seit: „D’s Wetter ist guot, d’s Wetter ist guot!“ — Zuo der Zit, wa der glicho g’storbun ist und Lich ufg’lägu hät, hei es erschrecklich’s wiest’s Wetter g’macht. Ja am Tag, wa mu-nu hät sellu vergrabu, sy schi’s Grab halbvolls Regnwasser g’sy. Da heige di Todtuwächter z’sämu g’seit: „was wurdi der Verstorbino, wenn er noch redu chennti, z’ dischum abschichlichu Wetter sägu? Wurdi er hit oich sägu: „D’s Wetter ist guot?“ — Da heige schich der Todto, wa ner Lich ufg’lägu hät, ufg’häbet, und mit luter Stimm g’seit: „Ja, d’s Wetter ist guot!“ Und druf schich wider nider-g’leit und wider an todti Lich g’sy, wie derfir.“

Nun aber genug von Sagen und Büchern. Wir sind mittlerweile in der Thalsohle angelangt, an Lax und Möril vorbei. Die ersten Kastanien- und Nußbäume grüßen; es geht über die wild aus der Felsschlucht hervorbrechende Massa an Mangepan vorüber; da sind wir in Naters, vergessen aber der heiligen Kümmernis unsere Aufwartung zu machen und dort schimmern im Glanz der Mittagssonne die blendend hellen Schieferdächer des uralten turmreichen Simplonstädtchens Brieg.

* * *

Nachdem wir unsere Leser acht Tage lang an der glühendsten Augustsonne in Brieg haben sitzen lassen, wird es Zeit, weiter zu reisen. Diesmal geht’s mit der Eisenbahn weiter durch das etwas einförmige mittlere Wallis. Da, wo sich das Rhonethal zu erweitern beginnt, in Susten, steigen wir aus und lenken unsere Schritte dem malerisch auf grünem Rebenhügel gelegenen Städtchen Leuk zu, dessen mittelalterliche Schlösser, Kirchen und zackige Mauer-

zinnen uns ein bekanntes Bild von Holzhalb in Erinnerung rufen. In scharfer Steigung geht es auf der schönen Straße aufwärts nach dem Thal der Dala, die in grausiger Schlucht der Rhone zueilt, über die außerordentlich stolz gewölbte Brücke hinauf nach dem stillen Bergdörflein Inden, wo bereits aus dem Gewirr der hinter uns liegenden Walliseralpen der Gipfel des Matterhorns sichtbar wird. Die Felsen rücken näher zusammen. Plötzlich thut sich ein lachendes Thälchen auf, stattliche Häuser, eine blanke Kirche liegen im Abendschein auf sanftgrünen Matten vor uns, auf allen Seiten himmelhoch von starrenden, wild zerrissenen Felsmauern überragt. Das ist „Baden", oder Leukerbad, hochberühmt durch seine Heilquellen.

Vor dreieinhalb Jahrhunderten ist unser Zürcher Chronist Stumpf auch einmal diese Straße gewandelt. Hören wir seine Beschreibung! „In disem tal ligt zuo hinderst an der Gemmi das kostlich und heilsam warm Bad Aquae Leucinae, das Leukerbad. Sein wasser ist so heiß, daß man Hüener darinn brüjen und Eier sieden mag. Es hat drei brunnen und ursprüng. Das Bad ligt an einem schönen lustigen Ort in lieblichen matten. Die nutzbarkeit und würkung dises Leukerbads sind dise: es ist gar nütz denen, die gebrochne schenkel und bein habend, heilet auch die blatergen schenkel und dienet gar wol den Podagränigen. Es ist guot allen kalten und feuchten krankheiten, dargegen ist es schädlich den trochnen und hitzigen süchten. Den Paralyticis, so die hand Gottes berüert hat, oder denen ire glider erlamet, oder das geäder erschwachet ist, thuot es vast wol. Es hilft dem Milzen und der läbersucht und dienet wol der schwachen lungen. Es stärkt den Magen und die döuwung (Verdauung) und bringet lust zum essen. So man das badwasser trinkt, reiniget und laxirt es den bauch. Es stellt den fluß der nasen und der triefenden augen, ist auch guot denen Grienigen, die sand in nieren habend; auch benimpt es den krampf und erwermt das geäder." Neugierige Leserinnen, die etwa die indiskrete Frage auf den Lippen haben sollten, was denn wir, d. h. mein ehrwürdiger Freund aus Zürich und ich für einen Gebresten nach Leuk tragen, diene zur Nachricht, daß wir Zwei zu der Gattung der „Grienigen, die Sand in den Nieren habend", gehören und von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt im Leukerbad Linderung erhoffen.

Auf seiner Winterreise in die Schweiz (November 1779) hat auch Goethe einen Abstecher nach Leuk unternommen. Der Herzog Karl August von Weimar („der Graf") machte die Tour ebenfalls mit, während „der Freund" (Oberforstmeister von Wedell) in Siders zurückblieb. Den Weg scheinen die Beiden über Varen genommen zu haben, der, wenn man ihn in umgekehrter Richtung, d. h. von Leuk aus, einschlägt, eine der größten landschaftlichen Ueberraschungen bietet, sobald man hinter Inden um die Ecke der Felswand, in welche der Pfad gesprengt ist, biegt und nun das ganze untere Rhonethal vor den Blicken sich ausbreitet. „Wir sahen — schreibt Goethe — als wir um eine Ecke herum kamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen. Es ist dies kein gefährlicher, aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg u. s. w. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen und das Leuker Bad an seinem Fuß zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen Drei, als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar kein Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich wegen der vielen Badegäste, die hierher kommen, eingerichtet. Wir ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, sollen noch einige stärkere sein. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt, wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Oker noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes

reines Wasser keine Spur zurück. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß der Gemmi, die uns ganz nahe zu liegen schien" u. s. w. Goethe stellt im Leukerbad namentlich Beobachtungen über Nebel und Wolken an. Die einzige Nacht, die er und der Herzog hier „in einem kleinen bretternen Haus bei sehr braven Leuten" zubrachten (vom 9. auf den 10. November) war für die beiden Excellenzen eine unruhige. „Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insekten war, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Thiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang, und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte." Diese „hüpfenden Insekten", von denen wir eine hübsche Kollektion in einer alten Kapelle auf der Valeria in Sitten, die dem fahrenden Volk zur Herberge dient, getroffen haben, sind harmlose Kerle gegenüber einer andern Spezies von Bestien, die einen namentlich im mittleren und untern Rhonethal die nachtschlafende Zeit vergällen können. Gottlob, daß das Andenken an solche Dinge hinter uns „im wechsellosen Scheine" (wie ein berühmter Litteraturprotz unsrer Tage zu zitieren pflegt) liegt.

Die Walliser Altertumsforscher führen die Kunde von den Leuker Bädern in die römischen Zeiten zurück, die Sage aber weiß von einer Blanka von Mans zu erzählen, welche, als sie eines Knäbleins genas, zuerst die Heilsamkeit des Wassers an sich erfahren. Sicher ist, daß seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Bischöfe von Sitten, namentlich der streitbare Kardinal Matthäus von Schinner, in welchem das Wallis und die Schweiz beinahe einen Papst bekommen hätte, sich die Fürsorge um das Bad angelegen sein ließen. Schinner erhob den Ort zu einer selbständigen Pfarrei, baute neue Badehäuser und Herbergen und zog eine Menge Kurgäste ins Land, hauptsächlich auch aus Zürich. Das von ihm errichtete Junkerbad wurde schlechthin Zürcherbad genannt. Jetzt ist es außer Gebrauch. Freilich wurde die Schöpfung Schinners in einer Nacht (1518) durch eine Lawine zerstört. Alle Gebäude, die Kirche und des Kardinals Sommerwohnung ausgenommen, und 61 Personen gingen zu Grunde. Gegen Ende des Jahr-

hunderts ging der Besitz auf das Haus Werra über. 1719 wurden Dorf und Einwohner abermals gänzlich verschüttet. Stephan Matter, der von 1739—1741 den kühnen Gemmipfad gebaut hat, wurde der Erneuerer des Bades; zum Schutz gegen die Lawinen wurden Dämme aufgeworfen, freilich, wie spätere Katastrophen bewiesen, in ungenügender Weise; erst 1829 wurde die große Schutzmauer oberhalb des Dorfes vollendet, und seit einem Jahre sind nun auch die Verbauungen unterhalb der Torrentalp zu Stande gekommen, und damit dürfte für die Sicherheit des Dorfes dasjenige gethan sein, was Menschenwerk zu leisten vermag.

Bad Leuk zählt mehr als 20 warme Quellen. Die größte derselben ist die St. Lorenzenquelle, welche täglich 6 Millionen Liter Thermalwasser von 41° Réaumur liefert. Viele sind gar nie gefaßt worden und dampfen mitten in grünen Matten, andere dienen auch dazu, eine Sägemühle in Betrieb zu setzen. Albrecht von Haller meint die Leuker Bäder, wenn er in seinen „Alpen" singt:

„Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras und senget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft und seine Fluten wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf:
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feur und seine Wellen Flammen."

Kaum ein Drittel der vorhandenen Thermen werden benützt. Das Wasser ist hell, geruchlos und schmeckt etwas bitter. Es heißt, daß dasselbe arsenikhaltig sei, doch existiert keine ganz zuverlässige Analyse hierüber. Gegenwärtig sind sechs öffentliche Badehäuser in Gebrauch, unter welchen das „Armenbad" das komfortabelste ist. Arme Kranke jeder Nation und Konfession finden hier in einer bestimmten Anzahl Aufnahme gegen eine ganz unerhebliche Entschädigung. Die übrigen nicht geringen Kosten werden durch Kollekten, die in den Gasthöfen veranstaltet werden, gedeckt. Neben dem Armenbad befindet sich der dazu gehörige Spital, der unter der musterhaften Aufsicht eines Arztes und zweier Theodosianerinnen,

welche im Winter die Schule von Leuk besorgen, steht. Die Verordnungen für die Besucher des Armenbades lauten altväterisch ehrbar. Artikel 2 schreibt vor, daß jeder Gast gehalten ist, je Montag nachmittags um 1 Uhr in der Wohnung des Herrn Pfarrers zu erscheinen; Artikel 7 lautet: „Es ist streng verboten, im Bade ungeziemende Sachen zu machen, beleidigende Gespräche zu halten, unsaubere, unreligiöse Lieder zu singen, ins Wasser oder an die Wände zu spucken."

Die Badehäuser sind von morgens halb 5 bis 10 Uhr und nachmittags von 2 bis 5 Uhr geöffnet. Die Zwischenzeit dient zum Reinigen der Bassins, zum Abkühlen des Wassers. Der Badeknecht stellt sich mit einer hölzernen Schaufel in die gefüllten Becken, rührt die Wassermassen durcheinander, peitscht sie, bis die erforderliche Temperatur (28°) erreicht ist. Die Bäder sind nicht gerade billig, ein Einzelbad kostet täglich 4, ein Gesellschaftsbad 2 Franken. Die Walliser Regierung schickt über die Dauer der Saison einen Inspektor nach Leuk, der mit der Vollziehung der Reglemente und Verordnungen im Innern der Bäder betraut ist und allfällige Wünsche der Kurgäste entgegennimmt. Eine Hauptrolle bei der Kur bildet die sogenannte „poussée", der Hautausschlag, welcher nach 8 bis 14 Badetagen erfolgen soll, etwa eine Woche anhält und allmählig wieder verschwindet. Die Dauer der regelrechten Kur beläuft sich auf 3 bis 4 Wochen. Man beginnt mit einer Stunde und steigt bis zu 8 Stunden Badezeit. Im Allgemeinen wirkt das Sitzen in dieser warmen Sauce erschlaffend; weltbekannt ist daneben freilich der Effekt der Leuker Thermen bei Hautkrankheiten, Gicht, Rheumatismen, Lähmungen.

Bei der herrlichen Lage des Bades (4700 Fuß ü. M.), den mannigfaltigen und lohnenden Ausflügen, die sich von Leuk aus machen lassen, der angenehmen Temperatur, die mit Unrecht als eine im Hochsommer unerträgliche verschrien wird, ist der Aufenthalt daselbst jedem, der eine Sommerfrische genießen will, auch wenn er keinen Presten abzubaden hat, aufs Beste zu empfehlen. Seit neuerer Zeit ist eine sehr hübsche, fast eine halbe Stunde lange schattige Promenade angelegt, die zu den bekannten „Leitern" führt. Ueber sieben übereinander gelegte Leitern gelangt man von hier an einer steilen, hohen Felswand hinauf nach dem freundlichen

Bergdörfchen Albinen. Ein weniger beschwerlicher Weg führt zu dem prächtigen Dalafall. Größere Touren sind die nach der lieblichen Alp Feuilleret, nach dem Dalagletscher, nach der Torrentalp, dem Torrenthorn, welches eine imposante Rundsicht gewährt, dem Guggerhubel, Chermignon, der Gemmi und dem Wildstrubel. Für größere Partien, wie z. B. nach dem interessanten Lötschenthal rc., ist Leuk ein passender Ausgangspunkt.

Wir haben im freundlichen und wohlgelegenen „Hôtel Brunner" Quartier genommen und wollen nun einen Tag aus unserm Badidyll zum Besten geben.

Sobald der Tag an den Himmel „stoßt", und die Gemmiwand deutlicher aus ihren abenteuerlichen Umrissen heraustritt, zirka 4 Uhr morgens, wird's draußen auf den hölzernen Gängen des Gasthofs lebendig. Ein fortwährendes Knarren verscheucht den Schlaf des Gerechten, der ungekämmt und ungewaschen in seinen Schlafrock fährt und mit schlurfendem Pantoffel sich den vorbeihuschenden Gestalten zugesellt. Am Ende der Hausflur führt ein gedeckter Gang nach dem Bad, das dem Ankommenden säuberlich entgegendampft. In der Badezelle wirft der getreue „Benedikt" ein langes schwarzes Wollenhemd über dich, du steigst einige Stufen hinab, öffnest die Thüre und betrittst nun in der Situation der kauernden Venus das Gesellschaftsbad, ein etwa 30 Schuh langes und 20 Schuh breites hölzernes Bassin. Ein gefälliger Franzose schiebt dir eine „planche" zu, ein Brett, auf welchem man sich über Wasser hält, das aber auch zu kriegerischen Zwecken dient. Bis nach 5 Uhr ist's ruhig und man kann vergnüglich herumschwadern, die presthaften Beine reiben und sich gegenseitig über den Fortschritt der „poussée" unterhalten. Gegen 6 Uhr ist die Piszine gefüllt mit wohl 30 Männlein und Weiblein, welch letztere im nämlichen Wollenhemd aus einer zweiten Badezelle angerudert kommen. Nun aber beginnt ein Hauptskandal, denn es ist Fütterungszeit. Da sind einige Uhrenmacher aus den Neuenburger Bergen, die unter sich eine kleine zweibeinige Menagerie bilden. Der Königstiger unter ihnen erhebt seine Wald- und Wüstenstimme, der Löwe stimmt sein hungriges Gebrüll an, die niederen Bestien heulen mit, dazwischen zerren einige Französinnen an den Strängen der Badglocke, und eher nimmt der Höllenlärm nicht ab, als bis die Wärter mit dem

Frühstück erscheinen. Jedem wird seine Portion auf das schwimmende Brett praktiziert; man stellt sich den Wänden entlang auf und beginnt zu dejeunieren. Besonders appetitlich ist dieser Aktus nicht, etwas Leukerwasser muß man beständig in den Kauf nehmen, und da nicht immer Windstille herrscht, ist man stets in Sorge, sein mit Lebensmitteln befrachtetes Tischlein von den Wellen fortgetrieben oder stranden zu sehen.

Noch schwieriger wird die Sachlage nach dem Frühstück, wenn die Welschen ihren Haber im Leib haben. Einige dröhnende coups de canon, welche mit dem flachen Brett ins Wasser geschlagen werden, geben das Zeichen zur Schlacht. Es beginnt nun das berüchtigte „gicler“: mit den Brettern werden dem Widerpart peitschende Wassermassen ins Gesicht getrieben, die Luft verfinstert sich vom Dampf, das klatscht und johlt durcheinander, daß es ein Greuel ist; das französische Weibervolk hantiert mit kleinen Spritzen und Gummibällen; umsonst erschallt ein kräftiger deutscher Fluch inmitten dieser sündhaften Flut, umsonst erscheint der Herr Inspektor in eigener Person: allen Reglementen wird Hohn gesprochen. Umsonst ertönt aus einer Ecke der Ruf „on déjeûne“: Bruder Welsch ist nun einmal in seinem Element und stellt das Feuer erst ein, wenn ihm selbst der Atem auszugehen droht. Auf einmal ruft einer aus der Bande „la corde“, und nun legt sich die rohe Gewalt. Ein Seil, an welchem sich ein Ring befindet, wird herbeigebracht. Frauen und Männer stellen sich in einen Kreis, der Ring läuft unter dem Wasser an dem Seil von Hand zu Hand, und in die Mitte des Kreises begibt sich eine Person, die die Aufgabe hat, den Ring unter dem Wasser zu suchen. Daß auch dies nicht ohne aufgeregtes Lustjauchzen abgeht, versteht sich von selbst. Derjenige, bei dem der Ring gefunden wird, tritt dann in den Kreis und das etwas kitzlige Spiel hebt von neuem an. Auch hieran ergötzt sich Bruder Welsch stundenlang; er läßt sich nur stören, wenn ihn etwa ein Luftzug trifft und Fremde die Thüre geöffnet haben, um sich den Spektakel aus der Nähe zu beschauen. Alsdann schreit alles: „la porte“, oder „chapeau bas“, obschon der Tourist, der aus seinem Bädeker bereits um den Rummel weiß, die Thüre sorgsam hinter sich zugezogen und seinen Hut ehrfürchtig abgenommen hat. Alsobald wird ihm aus dem Bad an

einer Stange ein Körbchen entgegengehalten; unter der Ermahnung „pour les pauvres“ muß er die Börse ziehen, und zum Dank dafür dröhnt ihm ein gedehntes taktmäßiges „mer-ci“ nach.

Gegen 9 Uhr verlassen die „chefs des gicleurs“ das Bad, und wer noch eine Stunde zugeben will, kann nun daran denken, eine Zeitung oder einen Brief zu entfalten und in einem sichern Winkel den Welt- und Privatbegebenheiten nachzuhängen. Um 10 Uhr müssen die Bäder geräumt werden. Benedikt reibt einen sanft aus, und man begibt sich auf sein Schlafzimmer zurück, um nach den vielen Strapazen ein Stündlein zu schlummern. Um 11 Uhr wird das zweite Frühstück eingenommen, diesmal fein bürgerlich und in vollständiger Toilette. Von 2 Uhr nachmittags an steht das Bad wieder offen und gewöhnlich wiederholt sich das Schauspiel vom Morgen und so den folgenden Tag mit Grazie in infinitum.

Ein kluger deutscher Mann aber hütet sich wohl, zum zweiten Mal in die heiße Flut zu steigen. Er begibt sich lieber in den kühlen Schatten des Hôtels „de France“ zum Herrn Oggier, alldort seine lückenhaften vaterländischen Weinkenntnisse zu erweitern. Auch wir waren bis anhin in dem blinden Wahn befangen, daß im Kanton Neuenburg der beste schweizerische Wein gedeihe. Seitdem wir aber vom „Johannisberger“ des Herrn Oggier getrunken, sind wir gründlich bekehrt. Die Weingewächse des Walliserlandes, Fendant, Malvasier, Enfer, Amigne, Glacier, Muskat, insonderheit aber Johannisberger, sind so lieblich, stark und gut, als man sie irgendwo am Rhein oder in Frankreich finden mag.

Weitaus am köstlichsten aber ist ein nachmittäglicher Spaziergang auf die Gemmi. Schon nach 3 Uhr liegt die steile Wand im Schatten. Eine Stunde lang ist's das reinste Lustreischen. Dann aber beginnt ein beschwerliches Steigen, mit Schweiß und Seufzern verbunden. Die alten Gelehrten stritten sich über die Herkunft des Wortes Gemmi, ob es von „gemini“ oder „gemma“ stamme. Wir stimmten dem ehrlichen Simmler bei: „Quidam a gemitu (vom Seufzen) Gemmium nominatum putant.“ Auch dem alten Sebastian Münster zitterte Herz und Gebein, als er diesen schauerlichen Pfad zog. Unter endlosen Windungen und stets den entsetzlichen Abgrund zur Seite, hinter sich den herrlichen

Ausblick auf das Hochgebirge, geht's die Felswand hinauf. Nichts ist vernehmbar als das Rauschen eines Gletscherwassers, das Herabfallen von kleinem Gestein, welches eine verlorene Schafherde, die dort an der sonnenbeglänzten Fluh hängt, ins Rollen bringt, der gelle Schrei eines Vogels und von oben herab die Töne eines fernen Alphorns. Endlich winkt die Paßhöhe, und vor dem gastlichen Berghôtel zum „Wildstrubel" empfängt den Schweißtriefenden der famose Peter Zumofen mit dem Alphorn und einer Flasche seines feurigsten Glaciers. Ein improvisiertes Abendmahl erquickt den braven Wanderer, der allhier die Beine unter den Tisch eines Wirtes streckt, welcher die Götter noch fürchtet. Einige warme Sommertage auf der Gemmi gehören zu unsern bescheidenen alpinen Wünschen. Welch erhabene Einsamkeit hier oben, wo alles Leben in tiefem Schlaf zu ruhen scheint! Dicht hinter dem Hause der schwarze Daubensee, auf dem sich ein selten betretener Kahn wiegt, ringsumher nichts als Felsblöcke, auf denen sich im Abendscheine einige Murmeltiere sonnen; drüben der Lämmerngletscher, überragt vom blanken Wildstrubel — — halt! Woher sind doch gleich die Verse:

„Wenn sie mich holen, geh' ich mit, bis wo sich beuget ein
Der Weg vom Lämmerngletscher über das Gestein
Zum Daubensee — dann mag Gott mir Sünder gnädig sein!"

Richtig! Vor wenigen Dezennien noch war die Gemmi mitsamt dem benachbarten Schwarenbach zu Ende des Daubensees ein verrufener Strich. Ein deutscher Poet hat das verschuldet und die zitierten Verse auch. Zacharias Werner, der Dichter der Schauertragödie „Der vierundzwanzigste Februar", die eigentlich der alte Goethe auf dem Gewissen hat, wählte diese Gegend zum Schauplatz seiner raffinierten Kriminalgeschichte und flößte damit sämtlichen mit der deutschen Litteratur irgendwie vertrauten Touristen einen heillosen Schreck vor der Gemmi ein. Der „gewesene eidgenössische Soldat" Kunz Kuruth hatte einst im Zorn das Messer nach dem alten Vater geworfen, ohne ihn jedoch getroffen zu haben, aber dieser war tot zusammengestürzt mit einem Fluch über Kind und Kindeskind. Solches war an einem 24. Februar geschehen. Seitdem verfolgte der Fluch den Kunz Kuruth. An einem weitern

24. Februar schlachtet sein Söhnlein das Schwesterchen, als die beiden Köchin und Huhn spielen. Der junge Verbrecher ist später — wie der Vater glaubt — im Elend verdorben, und dieser steht nach langen Jahren — wiederum am Vorabend eines 24. Februars — vor dem Ruin und ist entschlossen im nahen See Erlösung zu suchen. In der Nacht verlangt ein Wanderer Einlaß. Die gefüllte Geldkatze desselben verleitet den unglücklichen Kunz, den Fremden im Schlaf zu ermorden, eben als der mitternächtliche Glockenschlag den neuen verhängnisvollen Tag ankündet. Der Sterbende aber ist der totgeglaubte Sohn, der gekommen war, die alten Eltern zu beglücken. Der Mörder liefert sich dem Blutgericht aus. — So lange dieses Schauerstück auf dem deutschen Bühnenrepertoire spukte, lag der Fluch des Fatums auch auf dem Gemmiwirtshaus und die Kundsame blieb lange aus. Heute ist all das so verschollen, daß nicht einmal der biedere Peter Zumofen im Hôtel „Wildstrubel" um die Sache weiß. Hoffentlich schadet ihm das Aufwärmen dieser übrigens ganz und gar erlogenen Geschichte nichts.

Indessen wird es Zeit, aufzubrechen, denn hinter dem Monterosa, dessen gewaltige Kammlinien sich scharf vom tiefvioletten Himmel abheben, ist bereits die Abendsonne versunken und die Nacht klettert zu uns empor, den Tagesschein in seinen letzten Zuckungen verlöschend. Den Pfad abwärts steigend sehen wir die Lichtlein von Leuk aufblitzen und nach einer Stunde ist das Dorf wieder erreicht.

Was soll nun fürder mit uns geschehen? Da liegt diesseits der Dala links vom Gemmiweg eine gastliche Hütte, die dem wackeren Führer José Grichting angehört. Man nennt sie das „Paradies" und ihn den „Gott Vater". Ueber eine kleine Moräne gelangt man hinauf in ein Gartenhäuschen. Da sitzen gewöhnlich an warmen Juli- und Augustabenden die Herren von Zürich unterm Baum der Erkenntnis und lassen sich's bei einem Glase funkelnden Wallisers wohl gehen. Meistenteils schimpfen sie dazu über die „Neue Zürcher Zeitung". Das gehört nun einmal zu einer weisen Lebensführung. Wir halten ein Stündchen mit.

Alsdann zündet „Gott Vater" seine Laterne an, nimmt den ältesten Zürichherrn am Arm und leuchtet — nachdem er im Vorbeiweg uns noch einen Blick in sein artiges Kellerchen hat gönnen

mögen — vorsichtig (denn die Gletscherverhältnisse sind allhier nicht immer die günstigsten) die Moräne hinunter. Jenseits der Dalabrücke wünscht er allerseits einen ruhsamen Abend und sendet den Abziehenden noch einen hellen Jauchzer nach, den der Nachtwind gemmiwärts trägt.

*
* *

Unsere Fahrt erreicht ihre Endschaft in Sitten, der herrlich gelegenen Residenzstadt des Wallis. Weder mit Tourbillon noch der alten Valeria — in deren merkwürdiger Kirche neuerdings interessante Wandmalereien an den Tag geklopft worden sind — sei der Leser behelligt; nur noch einige Schritte folge er uns durch ein anmutiges Gärtchen zum Atelier des bekannten Malers Rafael Ritz. Es war uns von jeher eine Freude, den Werken dieses tüchtigen Meisters nachzugehen und das Wallis kann sich Glück wünschen, in ihm den Künstler gefunden zu haben, der die Eigenart von Land und Leuten in so poesiereichen Bildern wiederzugeben weiß. Wer hätte sich nicht schon an diesen reiz- und weihevollen Sonntagsfeiern im Hochgebirge, dem „Gottesdienst auf dem Sanetschpaß“, dem „Fest der Maria zum Schnee“ von ganzem Herzen erfreut! Da hangen sie ja alle umher, die anmutigen Farbenskizzen zu altbekannten Bildern: „Ingenieure im Gebirg“, „Wahrsagerin auf der Valeria“, „Kinder in den Alpenrosen“, „spielende Geißbuben“, „Botaniker“ rc. Jedes davon hat seine Geschichte, die nur ihr Urheber erzählen kann. Jene Skizzen, die gegenwärtig[1] im hiesigen Alpenklub-Pavillon ausgestellt sind, könnten zwar auch etwas berichten und man sieht's ihnen nicht an, wie lange sie unterm Schnee auf der Gemmi gelegen sind. Wie rührend hold ist ein anderes Bild, „der Festvorabend“. Eine fröhliche Kinderschar kehrt mit Tännchen und Laubgewinden aus dem Wald zurück, den morgenden Fronleichnamstag mit grünen Maien zu schmücken. Am Wege sitzt eine alte Frau, welche neben ihrer Bürde dürrer Reiser ausruht und wehmütig der frohen Schar nachschaut, ihrer eigenen Jugend gedenkend. Mit welch einfachen Mitteln ist der ergreifende Kontrast zur Darstellung gebracht! Daß auch ein Wallisermaler den Weg in die Welt findet (Ritz ist übrigens durch die Düsseldorfer

[1] 1883 bei Anlaß der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich.

Schule gegangen), beweist der Umstand, daß das reizende Gemälde „kleine Kavallerie“ (Kinder auf einem Baumstamm reitend) vom deutschen Kaiser für das Schloß Babelsberg angekauft worden ist. Mit einem Male fällt der Blick auf ein halb fertiges Bild. O Wunder! Das ist ja unsre „edle Mailänderin“ von neulich, wie sie barfuß, halb vom Nebel verhüllt, über den Gletscher schreitet!

Mit diesem unvergeßlichen Eindruck verlassen wir das Wallis und wollen übers Jahr nachschauen, was aus der holden Frau geworden ist.

3.

Von der Vogelweide.

1889.

Es sind ganz wundersame Herbsttage, die fast traumhaft hinter uns liegen, ein durchaus eigenartiges Fest, dem wir zu Walthers Ehren im traubenschweren Eisakthale beigewohnt haben. Nach so viel Licht und Sonne in den Bozener Weingärten kommt einem die alte Heimat beinahe traurig vor, namentlich wenn sie den Rückkehrenden mit den allzufrühen Vorboten des Winters empfängt. „Owê war sint verswunden — — —?“

Schon in Innsbruck beginnt die Vogelweiderei in Gestalt des beliebten Männerquintetts der „Vogelweider“, welche Abends beim „grauen Bären“ ihre eigentümlichen Weisen ertönen lassen, lauter musikalische Epigramme und Aphorismen, kurze aus höchstens zwölf Worten bestehende Gesätze, militärischen Hornsignalen, auch altväterischen Briefadressen zu vergleichen. Im Eisenbahnwagen, der uns mit ungezählten andern Festgästen über den Brenner fährt, wird nur Waltherisch geredet. Wo die Lokomotive mit frischem Wasser gefüllt wird, ruft ein Passagier: „Ich hôrte ein wazzer diezen“ und wenn Einer aus seiner Virginia-Zigarre den Halm zieht und ihn in Brand steckt, zitiert er unfehlbar: „Mich hât ein halm gemachet frô.“ Am Südabhange des Brenners, da wo in lachendem Thale sich Brixen aufthut und mit ihm der Weinstock und der zahme Kastanienbaum, wird die Sache epidemisch. In Brixen selbst steht der Walthersaal; in Waidbruck am Fuße der Vogelweide am Layener Ried liegt der Walthergarten; im „Lamm“ zu Klausen beim trefflichen Herrn Kantioler prangt in der alten durchräucherten Halle das Waltherbild aus der Manessischen

Handschrift, gegenüber der vorsichtige Waltherspruch: „Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket; Wie zimet das biderbem man, daz ime diu zunge hinket?“ Droben in Gufidaun, dessen rote Kirchturmspitze aus dem Laube auftaucht, haust sommerfrischelnd der vielverdiente Innsbrucker Waltherforscher Ignaz Zingerle. Vollends in Bozen, wo sich nun das leuchtende Standbild des mittelalterlichen Sängers erhebt, ist jeder zweite Bürger ein Waltherforscher, sei er daneben Wein- oder Lederhändler, Curat oder Franziskaner. Nach einer der vielen Bozener Festschriften sind hier zu Lande sogar die meisten Gastwirte „große Walther-Verehrer“, und so war es denn selbstverständlich, daß wir von dem unsrigen, der des „Mondscheins“ waltet, nach einigen Tagen etwas walthermüde mit den Versen des deutschesten aller Minnesinger Abschied nahmen:

„Her wirt, ich hân ze vil gesogen,
Ich wil entwonen, des ist zît — — —
Und wil ze herberge varn.“

Wir haben uns in diesen Tagen oft gefragt, woher diese merkwürdige Begeisterung der Südtiroler für einen alten Dichter, dessen Sprache sie kaum verstehen, stamme. Wir wissen es nun. Einmal hat das Völklein noch etwas übrig für Kunst; dann aber, und das ist die Hauptsache, enthält der Waltherkultus einen starken national-politischen Beigeschmack. Bozen liegt an der Sprachgrenze. Männer, wie der selige Ludwig Steub, wie Zingerle, Christian Schneller u. a. haben den Leuten lange und eindringlich genug ins Gewissen geredet über die unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit der man zusah, wie den Deutschen hier ein Hof, ein Dorf, ein Thal nach dem andern verloren ging. Allmählig ist man zur Einsicht über die Lage der Dinge gekommen, und das Waltherfest bildete einen lauten Protest gegen die Verwälschung, die dem Deutschtum von Süden droht.

Eine zweite, wohl aufzuwerfende Frage ist die: war Walther von der Vogelweide wirklich ein Tiroler? Durch die Feier vom 15. September ist die Frage eigentlich entschieden. Selbst der hochverehrte Festredner ist mit einem eleganten Sprung über dieselbe hinweggekommen. Er betonte, daß der heimatlose Sänger in dem Bozener Standbilde nunmehr seinen Heimatschein besitze.

Wäre der Dichter auch keiner von den Ihrigen: Die Tiroler haben ihn auf eine so liebenswerte Weise annektiert, daß man das Gefühl hat, er sei dort einstweilen wohl aufgehoben. Nur ein kritischer Kopf aus unserer Gegend meinte, man hätte das Monument auf Rollen stellen sollen, damit es bei dem fernern Gang der Waltherforschung eventuell wieder etwas weiter nach Nordwesten geschoben werden könnte.

Es ist ein wahres Elend in unserer Litteraturgeschichte, daß wir über unsere modernen Dichter so viel, über die alten so wenig wissen. Von Walther selbst wußte man bis auf die neueste Zeit nichts, als was er in seinen Liedern über seine Lebensverhältnisse spärlich mitteilt. Aus diesen, namentlich aus der schönen Elegie, wurden vorschnelle Schlüsse auf seine Heimat gezogen. Erst vor etwa zehn Jahren fand sich in den Reiserechnungen eines Bischofs von Passau die erste urkundliche Nachricht über ihn: der Bischof Wolfger von Ellenbrechtskirchen schenkt am 12. November 1203 in Zeißelmaur an der Donau dem Sänger Walther von der Vogelweide ein Sümmchen Geldes zur Anschaffung eines Pelzrockes. Was die Heimatsfrage anbetrifft, suchte man dessen Herkunft bekanntlich in sieben und mehr Ländern. Vom siebzehnten Jahrhundert bis auf Uhlands Walther-Monographie galt die Schweiz, speziell der Thurgau, für des Dichters Heimat, gestützt auf eine Angabe des zweiten Fortsetzers von Stumpfs Chronik, nach welcher die Vogelweide ein altes Schloß im obern Thurgau gewesen sein soll. Nun kennt man aber bis heute weder eine Burg noch ein Adelsgeschlecht dieses Namens im Thurgau oder im St. Gallischen. Vogelweiden selbst, d. h. Orte, wo die Vögel gehegt wurden, besitzen wir gerade genug. Allerdings war ein Thurgauer, der Dichter Ulrich von Singenberg, dessen Burg am rechten Ufer der Sitter oberhalb Bischofszell lag, ein vertrauter Schüler und Freund Walthers, dem er auch den bekannten poetischen Nachruf gewidmet hat.

Auf das Tirol lenkte unser Solothurner Landsmann Franz Pfeiffer zum ersten Mal die Blicke der Forscher. Seitdem Pfeiffer, der früher Walther für einen Franken hielt, die germanistische Professur in Wien bekleidete, sollte alles Hervorragende der mittelhochdeutschen Litteratur österreichisch werden. In der Nähe von Sterzing am südlichen Abhang des Brenners im oberen Wippthale

fand er, wenigstens in einem Urbarbuche des dreizehnten Jahrhunderts, einen längst verschwundenen Hof zur Vogelweide und war geneigt, diesen für Walther in Anspruch zu nehmen. Indes wollte dem mehrfach genannten Innsbrucker Germanisten Zingerle diese Wiege Walthers in der geistig sterilen Gegend Sterzings nicht zusagen. Er schritt weiter Eisak-abwärts und gab 1874 Kunde von den beiden Vogelweiderhöfen am Layener Ried zwischen Brixen und Bozen, auf die schon 1867 der Pfarrer von Layen, Johann Haller, aufmerksam gemacht hatte, wo die Tradition herrscht, beide Höfe seien einst ein Edelsitz gewesen. Thatsächlich bezogen dieselben noch im vorigen Jahrhundert Zehnten aus der umliegenden Gegend. Hier blühte im Mittelalter auch sonst, im Gegensatz zu Sterzing, reiches künstlerisches Leben. Eine halbe Meile entfernt liegt die Burg von Seben, wo der Minnesinger Leuthold wohnte, mit dessen Gedichten diejenigen Walthers vielfach vermengt wurden; noch näher ragt das Schloß Trostburg, das den letzten mittelalterlichen Lyriker, Oswald von Wolkenstein, beherbergte. In etwas mehr als einer Stunde erreicht man vom Vogelweiderhof aus das Eisakstädtchen Klausen und erst kürzlich ist die ganz plausible Ansicht geäußert worden, daß der in Walthers Liedern öfters erwähnte Klausner („mîn alter klôsenaere“) nicht ein mönchischer Gottesmann, sondern ein Laie aus Klausen gewesen sei.

Man sieht, die Hypothese von der tirolischen Abkunft Walthers ist nicht gerade in die blaue Luft gebaut. Urkundlich ist freilich nichts erwiesen. Vorderhand heißt es noch: „Dâ hoeret ouch geloube zuo!“ Die Vogelweide am Layener Ried hat vor allen andern wenigstens den großen Vorzug, daß sie wahrscheinlich der Sitz eines edlen Geschlechtes war. Einen Fehler begingen die meisten Forscher dadurch, daß sie die erwähnte Elegie allzu wörtlich zur Entscheidung in dieser Frage herbeizogen. Zarncke hat längst gezeigt, daß der Dichter dort nicht die Stätte seiner Jugend, sondern die irdische Welt überhaupt in Gegensatz zu der unvergänglichen des himmlischen Lebens stellt, wobei ihn immerhin der Anblick der lang entbehrten Heimat zu jener schmerzlichen Betrachtung veranlaßt haben mag.

Der Vogelweiderhof wurde im Herbst 1874 bei Anlaß der deutschen Philologenversammlung mit einer Gedenktafel geschmückt

und ist seitdem ein beliebtes Wanderziel für Fahrende aller Art geblieben. Damals machte ein Bozener Bürger eine Stiftung, nach welcher, wie einst am Grabe Walthers zu Würzburg, so auch hier im Winter den Vögeln Futter gestreut werden soll. Es steht zu hoffen, daß es den Layener Vögeln nicht so ergeht wie ihren gefiederten Kollegen in Würzburg, wo das Kapitel des Neumünsters dieses Vogelfutter in Semmeln verwandelte, welche an Walthers Namenstag den Chorherren gereicht werden sollten. An jenem ersten Waltherfeste wurde auch der Gedanke gefaßt, dem Sänger in Bozen ein würdiges Denkmal zu errichten. „Helfet uns — riefen die Bozener Frauen ihren Schwestern im deutschen Reiche zu — helfet uns einen festen Grenzstein setzen wider die überhandnehmende Verwälschung, ein Denkmal, welches das Alter mahne und die Jugend begeistere, einen treuen Wächter der Südmark, welcher dem uralten Feinde deutscher Sitte, deutschen Freiheitsgefühles und deutscher Machtentfaltung gebieterisch zurufe: Bis hieher und nicht weiter!“

Im Jahre 1886 waren die Mittel (37,000 Gulden) so weit beisammen, daß die Preisausschreibung erfolgen konnte. Das Ganze sollte ein ansehnliches Brunnenmonument aus Tiroler Marmor und Porphyr werden. Dem Modell des trefflichen Tiroler Bildhauers Heinrich Natter aus Wien, desselben Meisters, der zum großen Aerger sämtlicher tirolischer Hetzkapläne unser Zwinglidenkmal geschaffen, wurde die Ehre des Sieges zu teil. Das Standbild des Dichters ist aus weißem Marmor gehauen. Herr Walther im ritterlichen Mantel und Barett setzt den rechten Fuß leicht vor, die linke Hand, über welche sich die rechte legt, hält die Fidel; an der Seite hängt das Schwert. Er ist vom Künstler sinnig in der Stimmung gedacht, welcher der Spruch: „Ich hört' ein Wasser rauschen“ entsprungen ist. Die edle Gestalt erhebt sich über einem achtteiligen Säulenbündel. Darunter befindet sich das eigentliche Brunnenmonument: mächtige Marmorschalen, die aus kleineren die herabstürzenden Wasser empfangen. Das Ganze erreicht eine Höhe von 11½ Metern und stimmt vorzüglich zu dem schönen Johannisplatz und der benachbarten gotischen Stadtpfarrkirche. Dazu denke man sich den wunderblauen Himmel des Südens, die rings hereinragenden grünen Berge und man wird in den Festgruß an das leuchtende Dichterbildnis einstimmen:

„Es küßt nun jeder Tag, der kommt, Dich freudvoll,
Und wann die Abendglocke schallt,
Und dort des Rosengartens Feuer sinken,
So freu'n die Sterne sich, um dieses Haupt zu blinken.

Bozen gehört unstreitig zu den vergnüglichsten Städten, zu denen der Wanderer seinen Stab lenken kann. Die Lage der einst so bedeutenden Handelsstadt, heute noch eines Hauptstapelplatzes für Wein und edles Obst, ist außerordentlich reizend: im Hintergrund des Eisakthales treten gegen Osten die phantastischen Dolomitgestalten des Schlern und des Rosengartens hervor, während nach Westen der Rücken der aussichtsreichen Mendel den Blick begrenzt. Unterhalb der Stadt ergießt sich der Eisak in die Etsch. Die Laubengasse mit ihren kühlen Bogengängen und Kaufläden erinnert an Bern; von der Wassermauer an der Talfer gesehen, gewinnt das Thal mit Gries und Muri-Gries, der Zufluchtsstätte unserer Freiämter Benediktiner, entschiedene Aehnlichkeit mit dem mittleren Rhonethal.

Im Hochsommer mag's hier warm sein. Dafür gibt's eine Menge schattiger Gärten mit rauschenden Brunnen und Götterbäumen, unter denen man den lieben langen Tag sitzt. Zum luftigen Schlafzimmer herein streckt der Feigenbaum seinen Zweig samt der schwellenden Frucht, und der schlanke Weinstock rankt üppig empor.

Der Geist mittelalterlicher Romantik webt um uns. Wir sind im Reiche Dietrichs von Bern. Auf den Felszinnen des Rosengartens ruht abends der überirdische Abglanz der goldstrahlenden unterirdischen Hallen, wo der Zwergkönig Laurin von Dietrich bezwungen wurde. Von Trient eisakaufwärts lief der Riese Ekke, den Berner zu suchen und fern aus dem Walde klang wie eine Glocke sein Helm, wenn ihn die Aeste rührten. Das nahe Meran dagegen wird kaum die Heimat des treuen Herzogs Berchtung sein: unter Meran verstand man im Mittelalter die Küste des adriatischen Meerbusens. Drüben am Eingang des Eggenthales ragt auf hohem Fels die Burg Runkelstein, wo die alten verblaßten Fresken zu „Tristan und Isolde“ zu sehen sind. Dort hat auch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Hans Vintler seine ziemlich reizlosen „Blumen der Tugend“ zusammengedichtet.

Was nunmehr die Wirtshäuser anbelangt, so kann man sich von Innsbruck bis Bozen denjenigen mit besonderem Vertrauen widmen, welche Tiere oder Naturerscheinungen bezeichnen, z. B. graue Bären, Elephanten, Lämmer, Greifen, Mondscheine und Sonnen. Selbst die sogenannten „Buschn“ möchten wir nicht verachtet wissen: ist der heraushängende Busch mit einem weißen und roten Bändchen umwunden, so bedeutet diese Farbensymbolik für den Wissenden: Allhier wird beiderlei verzapft, weißer und roter.

„Sah in einer Gasse[1]
Einen Galgen hübsch und fein;
Sprach zu mir der Galgen:
Hüte dich, Zigeunerlein!“

Zu den Getränken des Landes übergehend, geben wir vorherrschend den weißen den Vorzug. Sie sind lieblich zu trinken, wohlriechend, feurig, ohne Säure und machen den Menschen weder zanksüchtig noch auflüpfisch. Ihre Namen sind leicht zu merken: Terlaner, Magdalener, Goyener Burgunder, Kalterer, Ramezzer und Ruländer. Unter sämtlichen aber ist der Ruländer — bessere Belehrung vorbehalten — König. Das ist eines jener weißen Weinchen, wie sie der Onkel Benjamin nicht besser getrunken und wenn unser Freund, ein mächtiger Gelehrter, bedächtig sein Glas zum Munde führte und auch der Nase ihren bescheidenen Teil nicht vorenthielt, sprach er feierlich mit Hafis:

„Ein Wohlerfahrner gibt die Lehre:
Statt dich auf Studien, ernste, schwere
Und tiefe gründlich zu verlegen,
Trink' und erwarte des Himmels Segen!“

Zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Bozens gehört unfraglich das „Batzenhäusl“, Zollstraße Nr. 14. Der Volksliedersammler des „Jungbrunnen“ hat dasselbe in einer gediegenen Monographie eingehender beschrieben. Hier wird von Herrn Trebonius und seiner Trebonia der Magdalener geschenkt. Mit selbigem aber hat es nach der genannten Quelle diese Bewandtnis: Vor grauen Jahren kam die büßende Magdalena nach Bozen. Aus ihren Thränen sproßten Reben auf: aus den blutigen Zähren der Reue

[1] Rauschgasse in Bozen: „Busch Zallinger.“

gab's roten, aus dem Freudentau der Liebe weißen Magdalener. Ueber ihrem Grabe baute der Saltner (Weinhüter) Trebonius eine Kapelle und hinterließ sterbend seinen Kindern den Brauch, den Magdalener zu keltern. Hier rastete auf seiner Rückkehr von Rom zum Venusberg der Tannhäuser und die Chronik meldet: „Dô sâz er tougen (heimlich) tagelanc vnd tranc sant Gêrtrûden minne; darumb in ouch nit funden die boten, so babst Urban nach im ûzgesant.“ Der Volksglaube ist der Meinung: je mehr das Jahr hindurch getrunken wird, desto besser gedeihen die Magdalenertrauben. Die Nachkommen jenes alten Trebonius betreiben diese „Aufweichungsanstalt für getrocknete Wüstenpilger“ noch heutzutage erfolgreich weiter; denn, wie es im Liede heißt:

„Selbst Pilger, die Afrika's Sonnenglut
Zu Mumien gedörrt und Knollen,
Erhielten bei Trebo wieder Blut
Und sind sanft aufgequollen.“

Am runden Tische im trauten Erker saßen da während der Walther-Nächte wohlbekannte Männer; der bildhauende „Meischter“ Heinrich lobesam, der jüngste Lessing-Biograph aus Berlin; ein gar lieber und feiner Geselle; der schlichte Maler Defregger, der Münchener Poet Georg Scherer, der Amaranth-Sänger Oskar von Redwitz, der Innsbrucker Beethoven Joseph Pembaur, nebst mehreren Kantonsbürgern aus der Schweiz. Selbst auf den Treppen und in der Küche lagerte viel fremdes durstiges und johlendes Volk. — Nun aber schleunigst zum Schlusse dieses Weindiskurses, welcher den Schreiber leicht in böser Leute Mäuler bringen könnte („man hängt an unsre Namen ein schmutzig Beiwort“, sagt Hamlet), und zurück von dieser Schnabelweide zu Herrn Walther von der Vogelweide, denn — um wieder einmal mit einem vorrätigen Zitate aufzuwarten: — „swer des vergaeze, der taet mir leide!“

Sonntags den 15. September nach der feierlichen Messe, welche der Bozener Waltherforscher Pater Anzoletti gehalten, geschah die Enthüllung des Denkmals. Der berühmte Germanist Karl Weinhold, seit kurzem Müllenhoffs Nachfolger an der Berliner Universität, hielt die Weiherede, welche in ihrer edlen Schlichtheit und Gedanken-

fülle die Menge begeisternd packte. Auch hier war es wiederum jenes nationale Pathos, das zündend einschlug. „Wir begehren hier, wo deutsches und wälsches Wesen an einander grenzen — rief der Redner aus — nicht fremden Gutes; aber den eigenen Herd, auf dem die Flammen des deutschen Geistes lodern, wollen wir rein erhalten. Männer von Tirol, gelobet, daß eure Berge und Thäler deutsch bleiben für alle Zeiten! Und dieses Gelöbniß empfange Herr Walther von der Vogelweide, das künftige Wahrzeichen der Stadt Bozen! Möge dasselbe allezeit dauern als Markwart deutscher Sprache, Ehre, Zucht und Sitte!" Dann trat der Wiener Hofschauspieler Georg Reimers an die Stufen des Monuments und sprach unter wahren Beifallsstürmen mit weithin schallender Stimme den Festgruß. Der verdiente Obmann des Komites, Herr Andrä Kirchebner, übergab das Standbild dem Bürgermeister der Stadt; das Musikkorps des Regiments Herzog von Cumberland intonierte die Nationalhymne; der Tiroler Sängerbund, welcher an diesem Tage sein Stiftungsfest feierte, trug ein Chorlied vor, und die Abgeordneten der meisten Tirolerstädte, der österreichischen und deutschen Universitäten legten Lorbeerkränze am Fuße des Denkmals nieder, wobei die Hochschulen Bern und Zürich, deren Vertreter nichts Grünes bei sich hatten, ziemlich schäbig zum Vorschein gelangten. — Was wollen Sie weiter von den Feierlichkeiten haben? Eine Beschreibung des Banketts in den schönen Bürgersälen? Es gab dabei lauter hochfeine Dinge: Vogelweidersuppe, Waltherpudding, Walthersekt. Oder eine Aufzählung der Tischreden? Ihrer wurden zunächst so viele offizielle auf Fürsten u. s. w. gehalten, daß der Hauptperson des Tages, des Meisters Natter, erst spät, dafür um so herzlicher gedacht wurde. Abends großes Volks- und Sängerfest auf dem Waltherplatz. Wir „Mondscheinler" flüchteten uns in unseren einsamen Garten, wo die Wogen des Festes wie das ferne Tosen der Brandung herüberrauschten. S. kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Heinrich, welcher in Bozen residiert und bei dem Denkmal die Protektorstelle vertrat, hatte uns für den nächsten Mittag freundlichst zur Tafel laden lassen, was wir im Hinblick sowohl auf unser Gewand, als unsere Sitten und Gebräuche mit Dank ablehnten, es dem würdigeren Herrn Kollegen übertragend, in einem gepumpten Frack für unser drei zu essen.

Am folgenden Morgen, welcher in ebenso wolkenloser Glorie auf Bozen herniederstrahlte, wie alle andern, die wir hier zugebracht, traten wir, freilich nur noch in kleiner Gesellschaft, den unvergeßlichen Gang zur Vogelweide selbst an. Man fährt mit der Bahn bis Waidbruck, am Eingange des Grödener Thales. Die ganze Landbevölkerung ist hier auf den Beinen. Böllerschüsse krachen. Eine Bauernmusik bläst uns lustig an. Der Aufstieg ins Thal, das unten nur Raum für Bach und Weg bietet, ist entzückend. Oben breitet sich eine kleine Hochebene aus, wo die Weinberge und Maisfelder, die von Wallnußbäumen überdachten Einödhöfe und Ansitze, die stillen Weiler und Dörfchen mit ihren alten Kirchen ins Grün gebettet sind.

Am Fuße des vielbesprochenen Layener Riedes begrüßt uns eine neue Musikbande; links und rechts am Pfade ist das neugierige Volk malerisch gelagert; der Bürgermeister hält uns eine freundliche Ansprache und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, als er hört, daß wir aus der entlegenen Schweiz kommen. Am Katharinenkirchlein, neben dem ein verwittertes Bildstöckl mit Fresken aus dem fünfzehnten Jahrhundert steht, wird Rast gemacht. Dann geht es noch wenige Minuten bergan: da liegt unter Bäumen versteckt das äußere Vogelweidegehöft. Noch einige Schritte weiter und wir stehen vor der innern Vogelweide, einem einstöckigen, weißübertünchten, von einem uralten Kastanienbaum beschatteten Hause, dessen eine, dem Ankommenden zugewandte Mauer eine offenbar aus unserm Jahrhundert stammende Malerei trägt, die einen Baum mit Schlingreben und atzenden Vögeln darstellt. Ueber der niedrigen Hausthüre ist seit einem Jahrzehnt das Marmortäfelchen mit dem bekannten Spruch aus Hugo von Trimberg angebracht. Das Landschaftsbild hier oben ist unbeschreiblich schön. Ueber der wonnigen Erde liegt schwärmerische Herbstsehnsucht. Vom jenseitigen Ufer der Grödener Schlucht grüßt die stattliche Trostburg mit ihren Türmen und Zinnen; darüber ragen die grauen Dolomitzacken des Schlern; aus weiter blauer Ferne leuchtet von Süden her die weiße Kuppe des im Ekkenliede genannten Jochgrimm. Am rechten Gelände des Eisak zieht sich das weite Gebirge von Barbian und Ritten mit seinen schimmernden Wasserfällen hin. Der ganze Prospekt ist von zahllosen Gehöften, Dörfern, altersgrauen Kapellen

und Ruinen belebt. Fürwahr ein Fleck Erde, würdig, eines Dichters Heimat zu sein.

Nicht weniger reizend ist der weitere Weg. Der ruhevolle Mittag flimmert über Berg und Thal. Ein frischer Wind streicht an der schattigen Berghalde hin. Jetzt taucht Savione, die alte Burg Leutholds von Seben auf, und nun senkt sich der Pfad hinunter nach dem hochromantischen Eisakstädtchen Klausen, wo das „Lamm" und „mîn guoter klôsenaere" uns aufnimmt. In der Stube neben der geräumigen, im Hintergrunde von einer steinernen Galerie umsäumten Walther-Halle hangen die Bilder von Goethe, welcher auf der italienischen Reise hier Halt gemacht, von Uhland, Simrock u. a. Unter Glas und Rahmen befindet sich da ferner ein handschriftliches Gedicht unseres Heinrich Leuthold aus dem Jahre 1876. Er trug es damals bei Anlaß einer Geburtstagsfeier Goethes in Klausen vor. Leuthold scheint überhaupt hier zu Lande nicht unbekannt zu sein: in Bozen wurden vom Tiroler Sängerbunde mehrere seiner Lieder gesungen.

Im Abendschein erreichen wir die alte Bischofsstadt Brixen. Die gesamte Bürgerschaft, Frauen, Söhne und Töchter inbegriffen, ist im prächtigen Walthersaale versammelt, den paar Schweizer Festgästen einen Abschiedsgruß darzubringen. Bei den süßen Weisen wunderholder altenglischer Madrigale, von einem reizenden Damenchor wahrhaft künstlerisch vorgetragen, nimmt das Vogelweiderfest, welches sich, wie der Leser sieht, eine erhebliche Anzahl von Kilometern nordwärts gegen den Brenner hin erstreckte, ein freundliches Ende.

Bibliographie.

Die mit * bezeichneten Nummern sind in den vorliegenden Band aufgenommen. Bücheranzeigen, Theaterrezensionen, kürzere Notizen u. dgl. sind durch kleineren Druck bezeichnet.

1865.

Schützenfestliches (Eidgenössisches Schützenfest in Schaffhausen). Schweiz. Bodenseezeitung, 2., 4., 9., 11., 14., 16., 18. Juli und 15. August.

[Napoleon III. in Schaffhausen.] Ebenda, 25. August.

1866.

Die Nymphe vom See. Novelle. Alpenrosen Nr. 6, S. 225 bis 228.

1867.

Die Hosen des Vicars, oder: Ehen werden im Himmel geschlossen. Eine Historie. Alpenrosen Nr. 6, S. 89—95.

Eidgenössisches Schützenfest in Schwyz. Thurgauer Ztg., 10., 11., 12., 13., 14., 16., 20. und 24. Juli.

1870.

*Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven (Tübinger Dissertation). Frauenfeld, Huber. 56 S. 8°. Die Vorrede ist in diesen Band aufgenommen.

*Skizzen aus Elsaß und Lothringen. N. Zürch. Ztg., 29., 30. Oktober, 2., 4., 5., 6., 8., 9. November.

1871.

Rigifahrt. N. Zürch. Ztg., 25. und 26. Mai.

Seethalbahn-Eröffnung. Thurgauer Ztg., 1. und 2. Juli.

Eine altdeutsche Kriegschronik aus dem Jahre des Heils 1871 [von Ernst Götzinger]. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 4. und 5. Juli.

Literatur [des deutsch-französischen Krieges]. N. Zürch. Ztg., 26. und 27. Oktober.

1872.

Theodor Müller †. Tage-Bl. f. d. Kt. Schaffhausen, 13. Febr.

Romania [Recueil trimestriel, consacré à l'étude des langues et des littératures romanes, publié par Paul Meyer et Gaston Paris]. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 18. Februar.

Zwei französische Werke über deutsche Literatur: (1. Heinrich, Histoire de la littérature allemande; 2. Bossert, La littérature allemande au moyen-âge). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 23. und 24. April.

Sanct Alexius [poème du XI. siècle . . . publié par Gaston Paris et Léopold Pannier]. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 1. Mai

Catalanische Bibliothek [Biblioteca catalana]. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 3. Mai.

1873.

Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum. In Auszügen herausgegeben. Schaffhausen, Baader 1873. 172 S. 8°.

Ein katalanisches Thier-Epos (von Ramon Lull, herausgegeben von Konr. Hofmann). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 23. Januar.

1874.

Der Minorit Georg König von Solothurn und seine Reisebeschreibungen. Nebst einem Ueberblick über den Antheil Solothurns an der deutschen Literatur. Solothurn, Beilage zum Programm der Kantonsschule. 33 S. 4°.

1875.

Des Minoriten Georg König von Solothurn Wiener-Reise. Urkundio Bd. II, 49—104.

Erasmus Alberus und Johannes Stumpf über Zwingli. Anzeiger f. Schweiz. Geschichte VI, 135—138.

Deutsche Handschriften in Paris. Germania 20. Jahrgang (N. R. 8. Jahrg.), 335—340.

Ein Bruchstück aus Strickers Karl. Alemannia 3, 235—240.

Heinrich Wittenweiler. Germania 20. Jahrg. (N. R. 8. Jahrgang), 66—68.

Der Briefwechsel der Brüder Grimm mit Joseph Görres. Germania 20. Jahrgang (N. R. 8. Jahrgang), 502—508, und 21. Jahrgang, 118—121.

Das schweizerische Idiotikon. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 7. Dezember.

Die Stiftsbibliothek in St. Gallen. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 31. Dezember.

Ein französisches Werk über deutsche Literatur (Heinrich, Histoire de la littérature allemande. Tome III[e]). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 2. September.

Paul Heyse, Im Paradiese. N. Zürch. Ztg., 4. November.

1876.

Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Basel, Detloff. XII und 308 S. 8°.

Schmeller in Spanien. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 28. April.

Bodmer und Klopstock. Allg. Ztg. Augsburg, 31. Juli und Beilage vom 1. August.

Ein fürstliches Stammbuch aus dem 17. Jahrhundert. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Nr. 4, Sp. 97—107.

Von dem Hurübel. Germania 21. Jahrgang (N. R. 9. Jahrg.), 205—209.

Karl Ruckstuhl (ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludw. Hirzel). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 21. Oktober.

Der Gottesfreund im Oberland (von A. Lütolf). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 27. Oktober.

Alfred Hartmann, Schweizer-Novellen. Solothurner Tagblatt, 12. November.

„An den Menschen ein Wohlgefallen!" (Pfarrhausidyll von J. V. Widmann). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 16. Dezember.

1877.

Die Stretlinger Chronik. Ein Beitrag zur Sagen- und Legendengeschichte der Schweiz aus dem 15. Jahrhundert. Mit einem Anhang: Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres

Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Baechtold und Ferd. Vetter, Bd. I.) Frauenfeld, Huber. LXXXV und 202 S. 8°.

Johann Kaspar Mörikofer. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 30. Oktober.

Geschichte der deutschen Bibelübersetzung in der Schweiz (von J. J. Mezger). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 5. Januar.

Die Haupt'sche Zeitschrift. Beilage z. Allg. Ztg. Augsburg, 11. Febr.

Uhlands dramatischer Nachlaß. Beilage z. Allg. Z. Augsburg, 9. März.

Die Straßburger Quellen und Forschungen. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 11. September.

Ekkeharts Casus sancti Galli. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 22. September.

Tristan und Isolde von Wilhelm Hertz. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 4. Dezember.

1878.

Niklaus Manuel (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Bd. II.) Frauenfeld, Huber. CCXXIII und 471 S. 8°.

Gedichte von Heinrich Leuthold. Frauenfeld, Huber. 300 S. 8°.

Von und über Bodmer. Schnorrs Archiv f. Litt.-Gesch. 6, 86—91 und 425—426.

Zwei Berner Romanschriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts. Berner Taschenbuch, 43—52.

Gering, Ulrich. Allg. Deutsche Biographie.

1879.

Gottesfreund im Oberland. Allg. Deutsche Biographie.

Gotthard, Georg. Ebenda.

Gravisset, Jakob. Ebenda.

Grob, (David) Adrian. Ebenda.

Grob, Hans Heinrich. Ebenda.

Grob, Johannes. Ebenda.

Haberer, Herrmann. Ebenda.

Häfliger, Jost Bernhard. Ebenda.

Harder, Hans Wilhelm. Ebenda.

Heinrich Leutholds Gedichte (Entgegnung auf eine Kritik von J. Mähly). N. Zürch. Ztg., 10. Februar.

Leuthold (Ein bretonischer Dichter). N. Zürch. Ztg., 19., 20., 21. Februar.

Leutholds Gesundheitszustand. N. Zürch. Ztg., 26. Juni.

Heinrich Leutholds Tod. N. Zürch. Ztg., 2. Juli.

Heinrich Leutholds Begräbnis. 5. Juli.

An einem Dichter-Grabe (Heinrich Leuthold). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 3. August.

Die Jubiläumsfeier des Studenten-Gesangvereins. N. Zürch. Ztg., 10. März.

Aloys Lütolf. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 23. April.

Joseph Maria Wagner. Nekrolog. N. Zürch. Ztg., 8. Mai.

Manegg. Gedicht von H. Leuthold. N. Zürch. Ztg., 4. August.

Eduard Mörike. N. Zürch. Ztg., 27., 28., 29., 30. Sept.

Die Jahres-Versammlung der allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Solothurn. N. Zürch. Ztg., 23. September.

Zwanzigste Jahresversammlung des Schweiz. Gymnasiallehrervereins in Solothurn. N. Zürch. Ztg., 7. Oktober.

Ueber Goethe und Weimar. N. Zürch. Ztg., 7. und 8. Nov.

Brunhilde, von Geibel. Nach einem Feuilleton von H. Leuthold im „Bund" 1861. N. Zürch. Ztg., 13. November.

Niklaus Manuel und Thüring Frickart. Anzeiger f. Schweiz. Geschichte X, 136—139.

Anzeigen in der N. Zürch. Ztg.: Das Basler, Berner und Zürcher Taschenbuch. 22. Februar. — Hopfen, Heirath des Herrn v. Waldenburg. 4. April. — Jensen, Das Pfarrhaus von Ellernbrook. 4. April. — Ziesing, Charles Baudelaire. 21. Mai. — Stern, Milton und seine Zeit. 21. Juli. — Attenhofer, Kinderlieder. 10. Dezember. — Berner Taschenbuch auf 1880. 18. Dez. — Maria v. Berg, Der Burgunderzug. 31. Dezember.

Theater: G. zu Putlitz, Rolf Berndt. 29. September. — Doczy, Der Kuß. 6. Oktober. — Schönthan, Mädchen aus der Fremde. 9. Okt. — Freytag, Journalisten. 14. Oktober. — Müller, Adelaide; Jordan, Durch's Ohr. 24. Oktober. — Schiller, Tell. 26. Oktober. — Gastspiel von Clara Ziegler (Medea. 31. Oktober. — Jungfrau von Orleans. 3. November. — Iphigenie. 5. November. — Blum, Vicomte von Letorières. 10. November. — Brunhilde. 14. Nov.) — Verne, Kinder des Kapitän Grant. 19. Nov. — G. v. Moser, Onkel Gray. 24. Nov. — Schönthan, Sodom und Gomorrha. 22. Dezember. — Schiller, Räuber; L'Arronge, Wohlthätige Frauen. 30. Dezember.

Berichte über die Sitzungen der Antiquar. Gesellschaft: 29. Oktober, 6., 14., 24. November, 18., 31. Dezember.

1880.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. (Obere Stufe.) Frauenfeld, Huber. x und 708 S. 8°.

Das glückhafte Schiff von Zürich. Nach den Quellen des Jahres 1576. Zürich, Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft in Zürich. 55 S. 4°.

Liederchronik der Antiquar. Gesellschaft in Zürich. Frauenfeld, Huber. xii und 208 S. 8°.

Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Nord und Süd 13, 387—401.

Gedichte von Heinrich Leuthold. 2. Aufl. Frauenfeld, Huber. 336 S. 8°.

* Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Literaturgeschichte. Habilitationsvorlesung (19. Januar). N. Zürch. Ztg., 19. April u. ff.

Schweiz. geschichtsforschende Gesellschaft in St. Gallen. N. Zürch. Ztg., 8. und 9. August.

„Der grüne Heinrich“ von Gottfried Keller. Neue Ausgabe. N. Zürch. Ztg., 10. November.

Neue Dichtungen von J. V. Widmann (1. Oenone, 2. Die Königin des Ostens). Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 3. Januar.

Albrecht von Haller als Dichter [von Adolf Frey]. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 14. April.

Ferdinand Avenarius, Wandern und Werden. Feuilleton des „Bund“, 29. Dezember. (Biterolf.)

Anzeigen in der N. Z. Ztg.: C. F. Meyer, Der Heilige. 12. Jan. — G. Büchner, Sämtl. Werke hg. v. Franzos. 4. April. — W. Scherer, Geschichte d. deutsch. Lit., Lfg. 1 und 2. 15. Juni — Leuthold, Gedichte, 2. Aufl. 12. September. — Deutsche Rundschau, 7. Jahrg. 19. Oktober. — Geiger, Ueber Schiller und die Schweiz. 25. Oktober. — Schild, Großätti. 1. November. — Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. 30. Nov. — Weihnachtslitteratur. 9. Dezember. — Attenhofer, Weihnachtslieder. 23. Dezember. — G. Scherers Dichtungen. 24. Dezember.

Theater: Lessing, Nathan. 17. Febr. — Goethe, Faust. 27. Febr. — Gutzkow, Königslieutenant. 1. März. — Shakespeare, Hamlet. 2. März. — George Sand, Der Marquis von Villemér. 8. März. — Gutzkow, Uriel Acosta. 29. Oktober.

1881.

Deutsches Lesebuch f. höhere Lehranstalten der Schweiz. Untere und mittlere Stufe. Frauenfeld, Huber. xii und 548 S. 8°. —

Untere Stufe. 2. Aufl. 1885, VIII und 322 S. — 3. Aufl. 1888, VIII und 320 S. — 4. Aufl. 1891, VIII und 320 S. — 5. Aufl. 1894, VIII und 320 S. — 6. Aufl. 1896, VIII und 320 S. — 7. Aufl. 1899, VIII und 320 S. — Mittlere Stufe. 2. Aufl. 1885, VII und 448 S. — 3. Aufl. 1893, VII und 339 S. — 4. Aufl. 1899, VII und 339 S.

Aus dem Herder'schen Hause. Berlin, Weidmann. XXVII und 123 S. 8°.

Hans Salats Drama vom verlornen Sohn. Geschichtsfreund, Bd. 36. Einsiedeln. 90 S.

Ueber den Tod von Frau Uhland. N. Zürch. Ztg., 8. Juni.

Hopf, Joh. Samuel. Allg. Deutsche Biographie.

Dr. Ferdinand Keller. Beilage zur Allg. Ztg. Augsburg, 29. Juli.

Von der Jahresversammlung der schweiz. geschichtsforschenden Gesellschaft. N. Zürch. Ztg., 12. August.

Von der Tellsplatte. N. Zürch. Ztg., 17. August.

Aus L. Meisters Fliegenden Blättern. 1783: Eine Rigireise. N. Zürch. Ztg., 22. und 23. September.

Anzeigen in der N. Zürch. Ztg.: Goedeke, Grundriß. 27. Jan. — Fischer, Eduard Mörike. 13. Juni. — Schild, Großätti. 24. Juni. — Voß, Messalina. 26. Juni. — Fabre, Bruder Barnabas. 1. Okt. — Joachim, Aus Berg und Thal. 12. Oktober. — Leutholds Gedicht: Deine süßen, süßen Schauer — gestohlen von E. Lehmke. 15. Oktober. — Goedeke, Grundriß. 14. November. — Appel, Werther und seine Zeit. 21. November. — Reißmann, Handlexikon der Tonkunst. 29. Nov. — Attenhofer, Liederbuch für Männerchor. 29. November. — Keller, Das Sinngedicht. 2. Dezember. — Zürcher Taschenbuch. 2. Dezember. — Schweiz. Idiotikon. 17. Dezember. — Meyer v. Knonau, Kuchimeisters nüwe casus ꝛc. 19. Dezember. — Heyse, Troubadournovellen. 19. Dez.

Theater: Schiller, Don Carlos. 15. Jan. — Paul Lindau, Johannistrieb. 22. Januar. — Lessing, Minna von Barnhelm. 4. März.

Berichte über die Sitzungen der Antiquar. Gesellschaft: 20. Januar.

1882.

Goethes Götz von Berlichingen. In dreifacher Gestalt herausgegeben. Freiburg i. B., Mohr. XII und 191 S. 8°. — 2. Ausgabe 1887.

Zur Geschichte der deutschen Philologie. (Zwei Briefe von Ludwig Landgraf zu Hessen an Christoph Heinrich Myller.) Zeitschrift für deutsches Alterthum 26, 87—88.

Zu Niklaus Manuel. Zeitschrift für deutsches Alterthum 26, 99—104.

Der arme Mann im Toggenburg. Feuilleton der N. Zürch. Ztg., 15.—24. Februar.

Ueber Goethe und Salomon Landolt. N. Z. Ztg., 11. Juni.

Prof. Johannes Scherr. N. Zürch. Ztg., 16., 23., 25. Juni.

Heinrich von Kleist. N. Zürch. Ztg., 22. Juni.

Burchard Waldis, Esopus. Herausgegeben von Tittmann, Deutsche Litt.-Ztg. Nr. 38.

Anzeigen in der N. Zürch. Ztg.: Zürcher Neujahrsblätter. 4., 5. und 9. Januar. — W. Scherer, Geschichte d. deutsch. Lit., Heft 5 und 6. 5. Januar und 25. Juli. — H. Düntzers Thomas Platter. 27. Febr. — Seuffert, Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 17. März und 19. Dezember. — Blümner, Laokoon-Studien. 17. März. — Schild, Großätti. Ges. Ausgabe. 25. April. — Homers Odyssee von J. H. Voß. Abdruck der 1. Ausgabe von Michael Bernays. 1. Juni. — Rosegger. 22. September und 18. Dezember. — C. F. Meyers Gedichte. 30. September. — Max Koch, Shakespeare. 18. Dezember. — Wilh. Hertz, Bruder Rausch. 18. Dezbr. — Blümner, Winckelmanns Briefe an seine Zürcher Freunde. 18. Dezember. — Rahn, Kunst- und Wanderstudien. 19. Dezember. — M. v. Stein, Herzenskämpfe. 19. Dez. — Götzinger, Reallexikon des deutschen Altertums 19. Dez. — Weihnachtslitteratur. 21. Dezember. — Gildemeister, Ariost. 22. Dezember. — Heyse, Unvergeßbare Worte. 22. Dezember.

1883.

Bodmer, Vier kritische Gedichte. Heilbronn, Henninger. XLVI und 110 S. 8⁰.

Goethes Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt herausgegeben. Freiburg i. B., Mohr. VIII und 125 S. 8⁰. — 2. Ausgabe 1887.

Die Zürcher Minnesinger. Zürcher Taschenbuch 6, 202—235.

*Literarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit. N. Zürch. Ztg., 24. Januar ff. 20 Nummern.

Von der Tellskapelle. N. Zürch. Ztg., 28. Juni.

Schweizerische Nationalbibliothek. N. Zürch. Ztg., 24. Aug.

*Aus dem Wallis. N. Zürch. Ztg., 26. August ff.

Jakob Amiet. N. Zürch. Ztg., 10. September.

Anzeigen in der N. Zürch. Ztg.: Zürcher Neujahrsblätter. 5. und 9. Jan. — F. Vetter, Ein Mystikerpaar d. 14. Jahrhunderts. 30. März. — Fricker, Anthologia ex therm. Badensib. 30. März. — Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. 4. November. — Keller, Gesammelte Gedichte. 17. November. — Seuffert, Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 29. November. — Erzinger, Schweiz. Katechismus. 4. Dezember. — Lewes, Goethes Leben. 4. Dezember. — Zürch. Taschenbuch. 12. Dez. — Widmann, Aus dem Fasse der Danaiden. 18. Dez. — Erich Schmidt, Lessing. Bd. 1. 20. Dez. — W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. Heft 9. 20. Dezember. — Herzfelder, Gedichte. 20. Dezember. — Kleinere litterar. Anzeigen. 22. Dezember.

Theater: Gastspiel der Frau Claar-Delia. 18., 19., 20., 23. Februar.

1884.

Gedichte von Heinrich Leuthold. 3. vermehrte Auflage. Mit Vorrede. Frauenfeld, Huber. XVI und 348 S. 8°.

David Heß, Johann Kaspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Eingeleitet und herausgegeben. Berlin, W. Hertz. CVI und 286 S. 8°.

Zürcher Tristan-Bruchstücke. Germania 29. Jahrgang (N. R. 17. Jahrg.), 71—85.

Lüning, Hermann. Allg. Deutsche Biographie.

Maler, Josua (Pictorius). Ebenda.

Manuel, Niklaus. Ebenda.

Von Eduard Mörike. Deutsche Rundschau XI, 269—284.

*Josua Maler (Pictorius). N. Zürch. Ztg., 2. Februar ff.

Ueber Stückelbergs Fresken. N. Zürch. Ztg., 29. Februar.

Emanuel Geibel. N. Zürch. Ztg., 13. April.

Ein Brief Schillers an Leonhard Meister. Akad. Blätter, 322—324.

Literarische Aphorismen von Ulrich Hegner. Akad. Blätter, 412—420.

J. Crueger, Der Entdecker der Nibelungen. Anzeiger f. deutsches Altertum X, 288.

Robert Keil, Wiener Freunde, 1784—1608 und Franz Spengler, Wolfgang Schmeltzl. Deutsche Litt.-Ztg. Nr. 6.

Erich Schmidt, Lessing. Bd. 1. Deutsche Litt.-Ztg. Nr. 11.

Anzeigen in der N. Zürch. Ztg.: Hart, Anthologie. 25. Mai. — W. Vigier, Der Fall der alten Eidgenossenschaft. 12. Juni. — Heyse, Novellenschatz. 12. Juni. — Heyse, Buch der Freundschaft. 13. Juni. Theater: Die Meininger in Basel. 25. Juni.

1885.

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Stuttgart, Gebr. Kröner. XII und 172 S. 8°.

*Eduard Mörike. Allg. Deutsche Biographie, 16 S.

Müller, Christoph Heinrich (Myller). Ebenda.

Zürcher Parzival-Bruchstück. Germania 30. Jahrgang (N. R. 18. Jahrg.), 317—323.

Paul Heyse, Spruchbüchlein. — Spielmanns-Buch von W. Hertz. N. Zürch. Ztg.

Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Nation Nr. 1, 3. Oktober.

Deutsche Schriftsteller-Zeitung (von Josef Kürschner). Nation Nr. 24, 14. März (Biterolf).

1886.

Zur Geschichte der Manessischen Liederhandschrift. Germania 31. Jahrgang (N. R. 19. Jahrg.), 437—438.

Murer, Jos (Jodocus). Allg. Deutsche Biographie.

Fragmente aus dem Wallis. N. Zürch. Ztg., 18. u. 21. Aug.

Wilhelm Scherer. Beilage z. Allg. Ztg. München, 3. Sept. — Wieder abgedruckt in der N. Zürch. Ztg., 10. und 11. September

Wilhelm Hartlaub. Beilage z. Allg. Ztg. München.

Aus dem alten Zürich. N. Zürch. Ztg., 29., 30. u. 31. Dez.

Faust. Der Tragödie dritter Theil (von F. Th. Vischer). 2. Aufl. N. Zürch. Ztg.

Heinrich Leuthold als Romanfigur. N. Zürch. Ztg., 16. u. 17. Juni.

1887.

Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld, Huber. 1. Lieferung. 80 und 24 S. 8°.

Beiträge zur S. Gallischen Litteraturgeschichte. Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 31 (N. R. Bd. 19), S. 189—198.

Der Apostel der Geniezeit. Nachträge zu H. Düntzers „Christoph Kaufmann.“ Schnorrs Archiv für Litt.-Gesch. 15, 161—193.

Erich Schmidt, Charakteristiken und Erich Schmidt, Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. N. Zürch. Ztg., 5. und 6. Januar.

Paul Heyse, Roman der Stiftsdame. N. Zürch. Ztg., 6. u. 7. Jan.

1888.

Ueber Schillers „Demetrius.“ Programm der Höheren Töchterschule. 22 S. 8°.

Hölderlin in der Schweiz. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte I, 269–274.

Einundzwanzig Fabeln, Schwänke u. Erzählungen des 15. Jahrhunderts. Germania 33. Jahrgang (N. R. 21. Jahrg.), 257—283.

Zu Niklaus von Wyle. Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. und Renaissance-Litt. I, 348—350.

Einige Gedanken über eine Subvention der Dichtkunst durch den Bund. N. Zürch. Ztg., 28. Juni.

Das Neueste über Goethe. N. Zürch. Ztg., 30. Juli.

Dr. Friedrich Fiala, Bischof von Basel. Beilage zur Allg. Ztg. München, 7. August.

Plater, Thomas. Allg. Deutsche Biographie.

Plater, Felix. Ebenda.

Rebmann, Joh. Rudolf (Ampelander). Ebenda.

Redinger, Joh. Jakob. Ebenda.

1889.

Die Stiftung des Klosters Oetenbach und das Leben der seligen Schwestern daselbst. Aus der Nürnberger Handschrift herausgegeben von H. Zeller-Werdmüller und J. Bächtold. Zürcher Taschenbuch Bd. XII, 213—276.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Deutsche Rundschau, 4. Heft, 41—68.

Ueber die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz. Roman. Forschungen V, 221—233.

1890.

Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die 13 Orte, nebst einem Beitrage zu seiner Biographie. Zürich, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. 16 S. und 14 Tafeln. 4°.

Schweizerische Schauspiele des sechszehnten Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der Zürcher Hochschule unter Leitung von Jakob Bächtold. Zürich, Stiftung von Schnyder von Wartensee. 8°. Bd. I. Darin von Bächtold: Heinrich Bullingers Lucretia und Brutus. S. 101—169. — Das Osterspiel von Muri. S. 273—290.

Ein Mundvoll kurzweiliger Schimpf- und Glimpfreden observiert anno 1651—1652. Für Reinhold Köhler zum 24. Juni 1890 gedruckt. Frauenfeld. 14 S. 8°.

Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike. Leipzig, Seemann. 108 S. 8°.

Quellen zu „Aller Praktik Großmutter.“ Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 201—235.

Ritz, Jakob Wilhelm. Allg. Deutsche Biographie.

Rüte, Hans von. Ebenda.

Salat, Hans. Ebenda.

Schertweg, Jakob. Ebenda.

Pro juventute! N. Zürch. Ztg., 22. Juni.

1891.

Schweizerische Schauspiele ꝛc. Bd. II. Vergl. 1890.

Bodmers Tagebuch (1752—1782). Turicensia 190—216.

Eduard Mörike, ungedruckter Nachlaß. Deutsche Dichtung Bd. X, Heft 11 (Septbr.): Gedichte; Heft 12 (Septbr.): Briefe Mörikes an Johannes und Elise Mährlen; Bd. XI, Heft 1 (Okt.): Gedichte; Heft 3 (Nov.): Briefe Mörikes an seine Braut; Heft 4 (Nov.): Briefe Mörikes an Rektor Karl Wolff.

1892.

Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld, Huber. Schlußlieferung. Zusammen VII, 687 und 244 S. 8°.

Gottfried Kellers nachgelassene Schriften u. Dichtungen. Berlin, Hertz. VI und 365 S. 8°.

Zwei Hochzeitsgedichte. (Johannes Grob 1676; Gotthard Heidegger 1710.) Alemannia 20, 184—190.

Aus Hofrath Büel's Stammbüchern. Zürcher Taschenbuch, 132—168.

Heinrich Natter. Nachruf. N. Zürch. Ztg., 21. April.

Leonhard Tobler. Nachruf. N. Zürch. Ztg., 14. November.

1893.

Schweizerische Schauspiele &c. Bd. III. Vergl. 1890. Darin von Bächtold: Das neue Tellenspiel. Von Jakob Ruf. S. 49 bis 136.

Gedichte von Heinrich Leuthold. 4. Aufl. Frauenfeld, Huber. IV und 406 S. 8°.

1894.

Briefe von Johann Georg Schultheß an Bodmer. Zürcher Taschenbuch, 1—46.

Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin. Nach den Briefen mitgeteilt. Deutsche Rundschau. Februar, 194—224 und März, 348—378.

Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Erster Band: 1819—1850. Berlin, Hertz. VII und 460 S. 8°. — Zweiter Band: 1850—1861. Ibid. 544 S. 8°.

Tobler, Georg Christoph. Allg. Deutsche Biographie.

Tobler, Johannes. Ebenda.

Tobler, Salomon. Ebenda.

1895.

Gottfried Kellers Leben &c. Erster Band. Vierte, verbesserte Auflage. 467 S. 8°.

Der Apotheker von Chamouny oder der kleine Romanzero von Gottfr. Keller. Herausgegeben von Jak. Bächtold. Euphorion II. Ergänzungsheft 138—189.

Adresse der philos. Fakultät zu C. F. Meyers 70. Geburtstage. N. Zürch. Ztg., 12. Oktober.

Begleitwort zu Anton Pletschers Neuen Saatkörnern.

1896.

Schulte vom Brühl, Otto Müller. Euphorion II, Heft 3. S. 668.

1897.

Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Dritter Band: 1861—1890. Berlin, Hertz. 671 S. 8°.

Gottfried Keller-Bibliographie. Verzeichnis der sämtlichen gedruckten Werke. (Nachtrag zur Biographie.) Berlin, Hertz. 36 S. 8⁰.

Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde von Ludwig Tobler. Herausgegeben von J. Bächtold und A. Bachmann. Frauenfeld, Huber. XVI und 320 S. 8⁰.

1898.

Gottfr. Kellers Leben. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Berlin, Hertz. 281 S. 8⁰.